Unter der Tarnkappe

Wilhelm Jensen

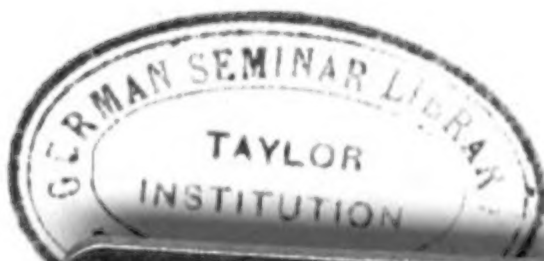
Digitized by Google

21 C 37



REP. G. 4099

~~FT 918 A1~~



Digitized by Google

G. 1. c. 37.

Unter der Tarnkappe

Erster Band

Digitized by Google

Unter der Tarnkappe

Ein schleswig-holsteinischer Roman

aus den Jahren 1848—1850

Von

Wilhelm Jensen

Erster Band

Dresden
Verlag von Carl Reißner
1906

Digitized by Google

WORCESTER COLLEGE,
OXFORD.





Digitized by Google

I.

Als ein kleiner, brauner Dächerhaufen lag das Städtchen im ostholsteinischen Land, zwischen niedrigen, zumeist mit Laubholz bedeckten Anhöhen eingebettet; seine Bewohnerzahl reichte kaum an zweitausend hinan. Altwendischen Ursprungs war's, die Bevölkerung in späteren Zeiten mit hierher versetzten Ansiedlern aus dem deutschen Westen untermischt. Davon wußte sie schon seit vielen Geschlechtern nichts mehr, hatte sich zu völliger Einheitlichkeit verschmolzen; nur verschiedene Haarfarbe sprach noch von der Vererbung slavischen und germanischen Blutes, wies dies Abstammungsmerkmal hier deutlicher bewahrt, dort durch oftmalige Eheverbindungen zweifelhaft geworden, auf.

Die Kirche, als einziges ansehnlicheres Bauwerk der Kleinstadt, befand sich nicht ganz im Mittelpunkt, sondern etwas gegen Osten verschoben, doch dem Marktplatz benachbart, auf den beinah sämtliche Straßen ausmündeten; ihre Zahl ging nur wenig über ein halbes Dutzend hinaus. Sie waren eng, überaus holpricht mit Kieselsteinen vom Seestrand oder solchen, die aus dem Ackerland ausgepflügt worden, gepflastert; die fast ausschließ-

Digitized by Google

lich einstöckigen Häuser trugen größtentheils ein Gepräge von Familienähnlichkeit. Auch im Alter mochten sie sich vielfach nahestehn, doch eine genauere Festsetzung desselben fiel schwer; die Schätzung konnte um ein Jahrhundert zu hoch oder zu niedrig greifen. Auf neuere Entstehung deutete keines hin, jedenfalls aber hatte ihre Gesamtheit seit langem keinen Wechsel gesehen; aus den Särgen um die Kirchenmauer zurückkehrende Urgroßväter der heutigen Bewohner hätten kaum irgendwo eine Veränderung wahrgenommen, sich auch im Dunkel nach der Gewöhnung ihrer Lebenstage ohne Fehltritt zurechtgefunden. Sie stellten jedoch nie einen solchen Versuch an und es fehlte ihnen auch an jedem Beweggrund dazu. Denn sie blickten, nach den gleichmäßigen Versicherungen aller mit den Zeitläuften ebenfalls wechselnden Pastoren an der St. Michaeliskirche, aus einem unvergleichlich schöneren ewigen Freudengefilde auf die Wege ihres flüchtigen irdischen Wandels herab, seiner Mühsal, Entbehrungen und Täuschungen nur noch mit einem seligen Lächeln gedenkend. Solch' unvergänglicher Lohn war ihnen zu Theil geworden, weil sie seiner würdig die Prüfungszeit hienieden bestanden, den von der Kanzel ihnen ausgelegten göttlichen Geboten, sowie den Satzungen der weltlichen Obrigkeit Gehorsam erwiesen, dazu auch rechtschaffen, ehrbar und fleißig ihre Menschenpflichten als Söhne und Töchter, Gatten und Ehefrauen, Väter und Mütter erfüllt hatten. Leute solchen Erdenwandels, betonte der gegenwärtige Ortsgeistliche des öfteren in seinen Predigten, durften sich, durch den Opfertod des Heilandes von der Erbsündigkeit erlöst, mit Beruhigung

Digitized by Google

zum letzten Schlaf hinlegen und der ihrer wartenden Urteilsfällung getröstlich anheimgeben.

Vielleicht mochte es sich hier und da bei einigen im stillen mit der Unsträflichkeit ihrer Lebensführung nicht ganz so vollkommen verhalten haben, doch der schon ziemlich betagte Pastor Warmund Cordemann war kein Eiferer und argwöhnischer Ausspürer, sondern von der Natur zur Milde und Nachsicht veranlagt. Sein Gemüth beruhte auf einem friedfertigen Fundament und suchte deshalb auch vor allem unter den ihm anvertrauten Seelen seiner Gemeinde Friedfertigkeit zu bewahren. Die begriff das innerste Wesen des zukünftigen Gottesreiches in sich, dem schon die irdische Unzulänglichkeit möglichst anzunähern, einem Seelsorger als oberste Obliegenheit zufiel. „Kindlein, liebet euch untereinander", hatte der Lieblingsjünger des Erlösers gesprochen, „und lasset einträchtigen Sinnes ab von allem Widerstreit", fügte Pastor Cordemann auf der Kanzel gern aus Eigenem hinzu; man legte ihm im nächstvertrauten Kreise seiner Verehrer den schönen Namen des ‚Friedensapostels' bei. So drängte er sich zur Förderung des allgemeinen christlich-wohlgefälligen Einvernehmens nicht mit einer forschenden Sonde in Angelegenheiten ein, die sich etwa da und dort der Kundwerdung entzogen, überließ dem allwissenden Einblick Gottes die Prüfung des nicht Offenbaren und Zubemessung gerechten Entscheides dafür. Er gehörte nicht der mannigfach im Lande vertretenen rationalistischen Richtung an, doch ebensowenig zu der streng-orthodoxen; sein Bestreben richtete sich überall auf Versöhnung der Gegensätze, trachtete danach, die Heilswahrheiten der Religion

Digitized by Google

mit den Erkenntnissen der menschlichen Vernunft zu vereinbaren, denn beide waren den Menschen von der Hand des Schöpfers für ihre irdische Wanderung als Leitsterne mitgegeben und vorgesetzt. Mit dem leiblichen Tode schloß diese ab, und es lief gleicherweise der vernünftigen Betrachtung, wie der göttlichen Bestimmung zuwider, daß Verstorbene, ihrer Körperhülle entkleidet, noch einmal aus dem Grabe zurückkehren könnten, ihre vormaligen Behausungen wieder aufzusuchen und sich irgendwie am noch Weiterleben ihrer Hinterbliebenen zu bethätigen. Solche Anschauungen gingen allerdings immer und nicht selten noch um, selbst in Kreisen, wo man sie nicht erwarten sollte; wenn Pastor Cordemann ihnen unter Leuten mit höherer Geistesbildung begegnete, so pflegte er darauf nur mit einem Lächeln zu erwidern, das ihn fast als zu den Rationalisten gehörig erscheinen ließ. In den unteren Volksschichten dagegen verwies er derartige Muthmaßungen mit ungewohnter Schärfe als abergläubische Thorheit, und konnte bei solchen Anlässen den Eindruck eines in strenger Orthodoxie Befangenen erwecken.

Weitab lag das Städtchen von jedem Verkehr zwischen größeren, wichtigen Orten, so daß es sich an keinerlei Handelsaustausch betheiligte; ob auch nur eine Wegstunde von der Ostsee entfernt, stand es gleichfalls außer allem Zusammenhang mit der Schiffahrt, da der flache Strand lediglich für kleine Fischerböte Anlegeplätze bot. Demgemäß überwogen bei den Einwohnern die Ackerbürger, die sich nur wenig von Dorfbauern unterschieden; die geringere Hälfte machten kleine Gewerk- und Gewerbe-

Digitized by Google

treibende aus, wie sie von den Lebensbedürfnissen der Bevölkerung erfordert wurden. Hinzu kam eine unbeträchtliche, in allen ähnlichen Ortschaften ziemlich gleichmäßige Anzahl von ‚Honoratioren‘, den Vertretern höheren Bildungsstandes oder Inhabern von Stellungen mit reichlicherem Auskommen, der Pastor, Bürgermeister, Advokat, Arzt und Apotheker, ein paar staatliche Beamte unterer Rangklasse und einige Leute, die um der Billigkeit willen ihren Wohnsitz in der Kleinstadt genommen, diejenigen, denen bei ihrer Nennung vor dem Titel oder dem Namen das Prädicat ‚Herr‘ beigelegt wurde. Doch beschränkte sich diese ‚bessere Gesellschaft‘ nicht auf die Eingesessenen, sondern ward zeitweilig durch noch erheblich höher gestellte Gäste vermehrt. Ringsum in näherer und weiterer Nachbarschaft lagen große, ‚ritterschaftliche‘ Güter, deren ohne Ausnahme altadligen Besitzern der Gasthof des Ortes öfter zu einem Zusammentreffen für kürzere oder längere Andauer diente; seine Küche war gut berufen, auch der Keller für solche vornehme Einkehr mit ausreichenden feineren Bordeauxweinen versehen; nach vielfach in den kleinen Städten des Landes wiederkehrenden Weise führte er den Namen ‚Zur Stadt Hamburg‘, und man begann ihn hie und da trotz seinem äußerst einfachen Äußeren zur Befriedigung des Wirthes statt Gasthof ‚Hotel‘ zu benennen. In seiner geräumigen Remise wurden am Sonntagmorgen die Wagen der zum Kirchenbesuch von den nächsten Gutsschlössern kommenden Familien ausgespannt, deren Damen gemeiniglich nach dem Gottesdienst noch für eine halbe oder ganze Stunde in der geräumigen Wohnstube des Pastorats-

gebäudes vorsprachen, wo auf sauber gedecktem Tisch eine große Chocoladenkanne und Körbchen mit kleinen, von der Frau Pastorin Malwine Cordemann nach eigenem Rezept gebackenen, sich allseitiger Schätzung erfreuenden ‚Kringeln‘ der gräflichen und freiherrlichen Besucherinnen harrten. Die Herren begaben sich währenddessen zum Austausch ihrer Meinungen über politische, wirthschaftliche oder sonstige allgemeine Angelegenheiten in die reservirte Staatsgaststube der Stadt Hamburg, dort ihre gemeinsame Unterhaltung zur Sommerzeit bei einer Flasche alten Rothweins, im Winter bei einem erwärmenden Grogglase zu pflegen, bis die Kutschen um die anberaumte Zeit zur Rückfahrt aus dem Unterkunftsraum wieder hervortauchten. So gewahrte der Sonntagvormittag stets einige Bewegung auf dem Marktplatz, an dessen Breitseite der Gasthof lag, verlieh ihm ihm für ein paar Stunden einen Anschein von Lebendigkeit.

Doch schwand diese mit dem Davonrollen der Wagen rasch als flüchtige Täuschung wieder und beließ während des Ganges der Woche die Wirklichkeit einer Stille, die nicht selten Markt und Straßen am hellen Tage mit lautloser Schweigsamkeit überlagerte. In den niedrig-engen Werkstuben und -stätten ward zumeist geräuschlose Arbeit beschafft, höchstens drang einmal das Hämmern eines Klempners, der Hobelschall des Tischlers, das Schnurren einer Drechslerbank vernehmbar bis vor die Tür hinaus. Draußen hatten vor dem späteren Nachmittag, der Zeit kleiner Einkäufe und Besorgungen, nur wenige etwas zu thun, auch die Fuhrwerke und Karren der Acker-

bau-Betreiber knarrten erst beim Dämmerungsbeginn von den Feldern zurück. Tonnenartig mit großen Segelplanen überspannte Frachtwagen brachten ab und zu Fässer, Kisten und Ballen für die wenigen Kaufläden, den Krämer und Schnittwarenhändler; dann bellte von der Rückseite des Gefährts oder aus dem ‚Schiff‘, einem unter diesem an Ketten hängenden, viereckigen Holzkasten, der gelbweiße Spitz, der beständige Genosse des Fuhrmanns, und rief ein Echo aus den Mäulern einiger eingesessenen Hunde wach. Ihnen ward dadurch für ein Weilchen über die Eintönigkeit ihres Tagverlaufs weggeholfen, den menschlichen Bewohnern des Städtchens dagegen bot sich selten ein gleiches Hülfsmittel dar. Reisende von weiterher trafen kaum dann und wann einmal ein, kein Geschäftsbetrieb gab dazu Anlaß, und Vergnügungsfahrten auf weitere Strecken kannte die Zeit nicht, da sie solcher Bezeichnung zu wenig entsprochen hätten. Zwar war vor anderthalb Jahrzehnten zwischen den Städten Altona und Kiel nach der Erfindung des Engländers MacAdam eine ‚Chaussee‘ gebaut worden und dieser jetzt in allerjüngster Zeit die Anlage einer Eisenbahn nachgefolgt. Doch fast alle übrigen Straßen und Verbindungen befanden sich in trostlosem Zustande, es gab kaum übler berufene Fahrwege, als im holsteinischen Lande. Man benannte sie ‚Knüppeldämme‘ nach der Art ihrer Herstellung und Unterhaltung; die verpflichteten Grundbesitz-Anlieger warfen in die häufigen sumpfbrüchigen Stellen einfach ausgepflügte Granit- und Flintsteine, werthlose Knüttel und Holzabfälle hinein und überließen den Hufen und Rädern das Einstampfen in den bei Regen-

zeit unergründlichen Boden. Noch schlimmer beinah machte sich's, wenn ein Weg seiner ganzen Breite nach mit fußhohem Steinschotter überschüttet, ‚gebessert‘, oder wie der Volksmund dies aussprach ‚geböset‘ worden; eine oft vernommene Kutscherantwort lautete: „Nee, de Strat könt wi nich fahren, Herr, de is betert.“ So war eine längere Reise in den meistens noch federlosen Fuhrwerken unzertrennbar mit unterlaßlosem Schleudern, Stoßen, Schütteln, Rütteln und Geworfenwerden verbunden, ein oder mehrere Unfälle und Umfälle bildeten nicht Ausnahmen, sondern die Regel, und im großen und ganzen war's noch ziemlich gleich wie im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verblieben, wo sorgliche Leute, die zu einer Fahrt von Kiel nach Hamburg genöthigt wurden, vor ihrem Antritt eine testamentliche Verfügung aufgesetzt hatten. Seit einigen Jahren arbeitete sich auch von Kiel nach der Kleinstadt zweimal wöchentlich durch und über alle Weghindernisse eine fahrende Post, die ‚gelbe Kutsche‘ geheißen, ihrem Ziel ungefähr mit der Geschwindigkeit einer abwechselnd vierbeinig watschelnden und dazwischen in fallartig kurzen Sätzen hopsenden Kröte entgegen; sie beförderte statt des vorherigen ‚Postreiters‘ auch die Briefschaften, hatte eine unerhörte Neuerung in die Welt gebracht, und ihre, vom Postillon mit der Trompete gemeldete Ankunft machte immer noch das gewichtigste Wochenereigniß aus. Auf ihren Rädern rasselte mit dem ‚Wochenblatt‘ über das dröhnende und krachende Pflaster Kunde aus unbekannten Erdfernen ein, zu denen für den größeren Teil der Einwohnerzahl eigentlich schon die nie gesehene Stadt Kiel gehörte, von

der es wie eine unglaubhafte Sage umging, daß man aus ihr neuerdings auf eisernen Strängen in Wagen, die nicht von Pferden, sondern von Rauch gezogen würden, durch ganz Holstein vierzehn Meilen weit binnen vier Stunden bis nach Altona hinüberfahren solle. Doch gab es unter den erfahrenen, mit einer größtmöglichen Fuhrwerksgeschwindigkeit altvertrauten Landleuten nicht wenige, die bei solchem Gerede durch eine bezeichnende Miene oder Achselbewegung kundgaben, sie seien keine Einfaltspinsel, denen man Kindergeschichten aufbinden könne.

Das Land gehörte in absonderlicher Zwiespältigkeit zum Königreich Dänemark und zu dem Staatenverband Deutschlands, da der König des ersteren, Christian der Achte, als Herzog von Holstein zugleich Mitglied des ‚deutschen Bundestages' war. Man sprach ausschließlich deutsch, hochdeutsch oder plattdeutsch, empfand sich ungeachtet des thatsächlichen dänischen Oberregiments vollkommen als ein Bestandtheil des deutschen Volkes, wußte indeß dabei in den unteren Schichten und selbst mannigfach weiter aufwärts von dem übrigen Deutschland so gut wie nichts. Der gewöhnliche Volksmund faßte alle südlich jenseits der Elbe wohnenden Deutschen unter dem Sammelbegriff ‚Hannoveraner' zusammen; die wohnten da drüben, wohl als Leute von Stammesverwandtschaft, aber doch von anderem Schlage, mit dem man im Grunde keine Gemeinsamkeit hatte. Darum ging der großen Mehrzahl der Bevölkerung in Stadt und Land nicht recht ein, welche Bewandtniß es mit einer Streitfrage habe, die seit der vor etlichen Jahren erfolgten Thronbe-

steigung Königs Christian des Achten hauptsächlich von ‚studirten Leuten‘ öfter und eifrig in Versammlungen beredet wurde. Das Land gehörte eben nicht zu Dänemark, sondern dessen König war nur zugleich von altersher der Herzog der selbständigen Herzogthümer Schleswig und Holstein; nun aber sollte er mit der Absicht umgehen, diese ganz von Deutschland abzutrennen und dänisch zu machen. Damit ließ sich keine deutliche Vorstellung verbinden, besonders nicht in Bezug darauf, ob und welche Veränderung durch solches Geschehen entstehen würde. Man hatte sich bei dem ‚Personalverband‘ mit Dänemark eigentlich immer so wohl befunden, wie es unter den unabänderlichen Mängeln irdischer Verhältnisse möglich fiel, und mit dem übrigen Deutschland nie in einem wirklichen Zusammenhange gestanden. Deshalb war das Verhandeln der ‚Advokaten und Doctoren‘ in den größeren Orten über das Gerücht nicht recht zu verstehen, es machte den Eindruck einer zwecklos angestifteten Aufregung über eine an sich gleichgültige Sache.

Das entsprach auch der Meinung, die Pastor Cordemann gelegentlich, an passender Stelle eingeflochten, in seinen Predigten kundgab; wenigstens konnten aufmerksame Zuhörer dann und wann aus ihnen entnehmen, daß sich unter seinen Worten die Warnung vor einer Auflehnung gegen Maßnahmen der von Gott gesetzten Obrigkeit und eine Ermahnung zu der im Himmel wie auf Erden allein wohlgefälligen Friedfertigkeit barg.

Diese aber konnte sich, der Natur der Dinge gemäß, nur auf das Gemeinsamkeits-Verhalten der Menschen untereinander erstrecken; der einzelne dagegen besaß nicht

immer die Macht, sich zu seiner Zufriedenheit einer über ihn gerathenden Schicksalsfügung zu erwehren, sondern mußte sich in solche mit der glaubenströstlichen Zuversicht finden, daß sie ihm vom unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung zu seinem wahrhaften Heile bestimmt sei. Dies fand auf dem Erdboden überall gleicherweise statt und selbstverständlich in dem Städtchen ebenso. Das Prüfungsleben brachte Wechsel an Freud' und Leid, Glücksfällen und Sorgen, Gewinn und Verlust; es war auf Gemüthsfreudigkeit und -Bedrückung, Arbeit und Erholung begründet, auf durch Fleiß erworbenen Wohlstand, frohe Tage, Hochzeits- und Tauffestlichkeit, doch auch auf Entbehrungen, Unglücksfällen, Schmerz, Krankheit und Trauer über das tödtliche Abscheiden von nahen Angehörigen. So lag's im Plan der christlichen Weltordnung vorbedacht, und nichts geschah, was nicht ihrer höchsten Weisheit entsprach. An allem jedoch nahm mehr oder minder die Einwohnerschaft der kleinen Stadt Antheil, denn es gab kaum solche in ihr, die sich völlig unbekannt waren, nicht gegenseitig von ihren häuslichen und sonstigen Verhältnissen wußten. Das hatte eine lange Überlieferung unverändert mit sich weitergeführt; von außen her erhielt das im Ort seßhafte Leben keine Zufuhr, sah sich darauf angewiesen, von seinem eigenen Erzeugniß zu zehren. Kriegsläufte kannte man nur von Hörensagen, aus den Erzählungen weniger alter Leute, die in ihrer Jugend den Einmarsch napoleonischer Truppen ins holsteinische Land erlebt hatten. Doch lag dieser lange Friedenszustand gleichmäßig über dem ganzen Welttheil, die Stille, welche seit mehr als anderthalb Jahrzehnten auf die

kurze Stoßbewegung der französischen Julirevolution gefolgt war.

* * *

Die längste vom Markt ausgehende Straße war allein durch einen Namen ausgezeichnet, während man bei den übrigen vollständig mit dem Deutungsbehelf: „De Strat na links dal oder na rechts dal" auskam. Sie hieß nach ihrer verhältnißmäßig größeren Ausdehnung die ‚Lange Twiete', vermuthlich schon seit Jahrhunderten so benannt, und führte an einem kleinen freien Platz vorbei, auf den ein altes Gebäude wohl bereits ungefähr ebenso lange aus- und heruntergesehen hatte, denn der ein wenig vor dem Hause ansteigende Boden ließ es von einer geringfügigen Aufwölbung niederblicken. Die Aussicht über den Platz dagegen ward durch zwei zur Linken und Rechten vor der Eingangstür stehende Lindenbäume ziemlich beschränkt, wenigstens zur Sommerlaubzeit und somit auch jetzt, da das dichte Gezweig der beiden Kronen angefangen, die ersten lichtgrünen Blätter aufzurollen. Über die jenseitigen Dächer her warf die Sonne des Maitages aus Westen her grade noch ein letztes Strahlengewoge darauf und malte zwischen dem jungen Laubwerk hindurch da und dort ein Goldgeringel an die altersgraue Hauswand, oder spiegelte Lichtfünkchen aus den kleinen Fensterscheiben zurück. Von der Tür hob sich als ein weißes Fleckchen ein Porzellanschild mit der Aufschrift ‚Justizrath Libertus' ab.

Diese Mittheilung enthielt ziemlich Ueberflüssiges, denn im Städtchen und seinem meilenweiten Umkreis befand

sich niemand, der nicht wußte, wer seit einem Menschenalter das Haus hinter den beiden Linden bewohne. Außerdem indeß barg sich unter der Ankündigung für die gewöhnliche Verstandesbegabung im Grunde etwas recht Drolliges, da der so Betitelte ein Arzt, Dr. med., chir. et obstetriciae artis, war und höchstens am Krankenbett zuweilen ein „jus vitae et necis" ausübte. Aber die Stufenleiter der staatlichen Auszeichnungen bekümmerte sich nicht um die Mittel, durch welche ein Landesunterthan sich anerkennenswerth hervorthat, sondern nur um den adäquaten Grad seiner Verdienstlichkeit, dem ein bestimmtes Zumaß von öffentlicher Würdigung entsprach. So empfing ein angesehener Arzt, wenn er mit seiner Tüchtigkeit auch eine gebührende Anzahl von Jahren seiner Thätigkeit vereinigte, den Justizrathtitel und erhob sich damit auf der Rangleiter um eine Sprosse über die ‚Kriegsräthe', zu denen mehr ‚unstudirte' Capazitäten, eifrige Subalternbeamte, erfolgreich ehrengeachtete Kaufleute, auch wohl besonders um das Allgemeinwohl verdiente Schornsteinfegermeister aufstiegen. Noch höher empor ragten die ‚Etatsräthe', in gleicher Weise an die Quintilianischen, ‚luci a non lucendo' erinnernd, insofern auch sie lediglich als Titularräthe glänzten und, meistens jedenfalls zum Besten des Staates, zu Berathungen über sein Wohlbefinden nicht beigezogen wurden.

Als Beirath und Helfer in allen Fällen menschlichen Unwohlbefindens dagegen war der Justizrath Wichart Libertus schon stets von den Vätern und Müttern der gegenwärtigen Geschlechtsfolge berufen worden, und es gab schwerlich ein Haus, in dem er sich nicht voll aner-

kanntes Verdienst um die Behütung oder Wiederherstellung der Gesundheit von Angehörigen erworben hatte. Doch stand die Dankbarkeit dafür allgemein im Verbande mit einer Scheu, seine Sprech- und Verordnungsstube wegen nicht genügend begründeter leiblicher Angelegenheiten aufzusuchen. Der Herr Justizrath genoß den unbestrittenen Ruf eines außerordentlich knauserigen Geizhalses, als der er sich allerdings nicht durch seine Rechnungen für ‚ärztliche Bemühung', doch ausnahmlos bezüglich der Inanspruchnahme seiner Zeit bekundete. Diese Eigenschaft legte er ganz ohne Unterschied bei Hoch und Niedrig an den Tag, mehrfach war's sogar vorgekommen, daß er bei der Consultation eines hocharistokratischen Gutsherrn, wenn dieser nach ihrem Abschluß noch zu einer kleinen Unterhaltung seßhaft verblieben, zweimal am Glockenstrang gezogen und seinen daraufhin hereintretenden Kutscher angesprochen hatte: „Jehann, kiek mal na, ick weet nich, is do vellich Pick up de Stöhl?" Dann untersuchte Johann Troll, ein schon uraltes Inventarstück des Hauses, sehr ernsthaft einen der leer stehenden Stühle und antwortete darauf: „Jo, dat schint meist so, Herr Stizrath, de möt wi wul mal afschrubben." Dem adligen Besucher stieg dabei das Blut etwas zu Kopf; er erinnerte sich plötzlich einer Nöthigung, die ihn aufstehen und sich eilfertig verabschieden ließ. Eine nicht unerklärbare Folge derartiger Vorkommnisse war, daß auf den ritterschaftlichen Gütern der Umgegend gelegentlich ein Ausdruck des Bedauerns über den Mangel eines Arztes von schicklicheren Umgangsformen und die Wünschbarkeit, einen solchen nicht bürgerlichen Standes zu besitzen, hör-

bar ward. Doch gräfliche oder freiherrliche Ärzte gab es leider nirgendwo im Lande, da die medizinische Wissenschaft und ihre praktische Ausübung sich aus irgendwelchen Gründen wohl nicht mit edler Blutsabkunft vereinbaren mußte, und dieser Umstand brachte mit, daß man sich in der Zwangslage sah, nicht nur den ‚Manieren‘ des Doctors Libertus gegenüber ein Auge zuzudrücken, sondern auch die Empfindung ihrer ‚Bürgerlichkeit‘ unter einem liebenswürdigen Lächeln zu verbergen. Denn in hülfsbedürftigen Zuständen mannigfacher Art war eben jeglicher, die vornehmen Damen wie die Herren, auf ihn angewiesen, seine ungewöhnliche Berufstüchtigkeit, auf die es schließlich doch auch etwas ankam, litt keinen Zweifel, und immerhin söhnte mit der Nothwendigkeit ein wenig aus, daß man den hausärztlichen Beisteher als ‚Herr Justizrath‘ anreden konnte. Von einer nicht durch dringlichen Anlaß gebotenen sonntäglichen Vorkehr in seiner Wohnung nach dem Gottesdienst, wie im Pastoratsgebäude, nahm man indeß begreiflicher Weise Abstand, außerdem selbstverständlich schon aus dem Schicklichkeitsgrunde, weil sich in seinem Hause keine Frau befand.

Er war auch niemals verheiratet gewesen, sondern hatte außer dem alten Johann nur eine ebenso altzugehörige Wirthschafterin, Stine Berens, um sich, welche von ihr nicht vertraut näher Stehenden die Vorsetzung des Wörtchens ‚Frau‘ oder zumeist ‚Fru‘ vor ihren Namen beanspruchte, weil sie in ihrer Jugend einige Jahre als Ehehälfte an der Seite eines braven Töpfemachers gelebt hatte. Aber bei seinem durch einen Unglücksfall um

vieles zu früh erfolgten Tode ohne die Mittel zu weiterer Selbständigkeit zurückgeblieben, hatte sie sich, von der Natur resolut veranlagt, kurzerhand zur Annahme einer Dienstmagdstelle entschlossen und diese im Hause des damals noch jugendlichen Doctors Libertus gefunden. Nicht seine derzeitige Praxis, sondern sein Name machte ursprünglich einen großen und bestimmenden Eindruck auf sie, weil er ganz anders als alle sonstigen klang und sie sich garnichts bei ihm denken oder vorstellen konnte. Dazu, über alles sich ihre eigenen Gedanken auszubilden, war Stine Berens aber gleichfalls wohl schon durch eine Geburtsmitgift mit der Anlage versehen worden.

Seit dem Antritt ihres Dienstes war, wie das landläufige Sprüchwort sich ausdrückte, eine solche Wassermasse vom Berg heruntergelaufen, daß sie diese nach Jahren und selbst Jahrzehnten nicht genau mehr berechnen konnte; einen ungefähren Anhalt gab ihr nur die Umänderung des bei jenem Beginn dunkelbraun gewesenen Kopfhaars ihres Dienstherrn zu seiner jetzigen Aschenfarbigkeit. Während des langallmählichen Verlaufs dieser Umfärbung hatte sie sich jedoch mit dem Hause hinter den beiden Linden so unzertrennlich verbunden, daß sich's nicht besser als durch das Gleichniß kennzeichnen ließ, sie habe sich damit verfilzt, wie die Wurzeln zweier Gewächse in ihrem Erdreich, von denen keines ohne die gleiche Schädigung des anderen ausgerissen werden konnte. Ebenso undenkbar fiel's, sich das Haus ohne Frau Stine, als diese in einem anderen vorstellig zu machen. Jegliche Kundschaft, die darin erscheinen konnte, war ihr von Gesicht und Namen bekannt, alles, was sich

darin seit mehr als dreißig Jahren zugetragen, hatte sie mit erlebt, besonders das Eintreffen des ‚Justizraths‘ mit einer Würde aufgenommen, in der sich deutlich kundgegeben, daß der Staat schon seit langem zu dieser Titelverleihung verpflichtet gewesen sei und nur seine Schuldigkeit auch ihr gegenüber damit erfüllt habe. Wenn sich Hülfsbedürftige in Abwesenheit des Arztes einstellten, ertheilte Stine ihnen aus ihrer reichen Erfahrung vorderhand nützlichen Rath und wies sie auch wohl auf geeignete, ohne Rezept in der Apotheke zu erhaltende Medicamente hin; je nach der Stellung solcher von ihr behandelter Patienten bediente sie sich dabei der hochdeutschen oder der plattdeutschen Sprache. Doch lag ihr die letztere geläufiger und auch ausdrucksreicher auf der Zunge, so daß sie öfter selbst im Gespräch mit dem Herrn Justizrath davon Gebrauch machte. Nur bei dem Kutscher Johann Troll kam ihr fast niemals ein plattdeutsches Wort, sondern ausschließlich ein gewähltes Hochdeutsch von den Lippen. Das war eigentlich bei ihren uralten nächsten Bezügen zu einander und ihrer ständigen Gemeinschaft am Mittags- und Abendtisch merkwürdig, zumal da er doch keineswegs zu den Höherstehenden in der Stadt gerechnet werden konnte. Aber sie hielt es für ihre Pflicht, dadurch vermittelst ihres belehrenden Beispiels vortheilhaft auf eine Mangelhaftigkeit seines Bildungsstandes einzuwirken und sprach ihn deshalb meistens auch nicht mit dem zwischen Bediensteten desselben Hauses bräuchlichen ‚Du‘, sondern in der dritten Person mit dem ihm von Fremden zukommenden ‚Er‘ an. Dazu, wie zu dem Hochdeutsch hatte Johann im Anfang stets ‚gegrint‘, sich dessen jedoch seit

langen Jahren mehr entwöhnt und ließ nur noch gelegentlich einmal vom Mund fallen: „Du kannst dat jo holen, as Du wist, Stine, wenn Di dat so beter dunne Tung löppt, awers min Muulwark is up den finen Snack nich inföhrt.“ Das brachte zwar zur bedauerlichen Vermuthung, auch das Übrige an ihm sei nicht recht auf weitere Bildungsfähigkeit eingefahren. Doch Frau Stine hielt in allem an ihren einmal als nützlich erkannten Vorsätzen fest, ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr ihrerseits mit Anwendung der Mittel, Johann auf eine feinere geistige und sprachliche Stufe emporzuheben, fort.

* * *

Bei solcher kaum mehr auszurechnend langjährigen Stellung in und zu dem Hause wäre es widernatürlich gewesen, wenn etwas ungewöhnlich darin Vorgehendes Stine antheillos-gleichgültig gelassen, nicht die niedrige Neugierde der ordinären Leute, aber doch einen höheren menschlichen Wissenstrieb in ihr angeregt hätte. Und zu solcher Erweckung gab heut' an dem schon ziemlich vorgeschrittenen Mainachmittag ein Geschehniß vollbegründeten Anlaß, da die Kutsche vom adligen Gute Hohenkamp zwischen den Linden vorgefahren, die junge Baronesse Gerda von Ratlow als einzige Insassin mehr herausgesprungen als herausgestiegen und leichtfüßig, ohne ein leisestes Knarren der alten Holzstufen zu verursachen, die Treppe zum Sprechzimmer hinaufgegangen war. Sie hatte an Stine keine Frage gerichtet, sondern ihr nur kurz zugenickt und dadurch jenen berechtigten Antrieb wachgerufen, den Grund dieses überraschenden Vorfahrens in Erfahrung

zu bringen. Nur stand dem entgegen, daß Stine ihrerseits keine Begründung für ein Nachfolgen ins obere Stockwerk ausfindig zu machen wußte, dafür indeß eine wohlberechtigte Scheu in sich trug, bei einem zwecklosen Eintreten in die Stube die Augen des Herrn Justizraths fragend auf sich gerichtet zu sehen und als Erläuterung dazu die kurze Frage seines Mundes zu hören: „Hat Sie hier was zu beschaffen, Stine?“ Der Mangel an einer passenden Antwort darauf hatte sie einige Male in so hülflose ‚Verhedderung‘ ihrer sonst so sprachgeläufigen Zunge versetzt, daß ihr seitdem nie mehr nach einer Wiederholung zu Sinn gewesen.

Darum begnügte sie sich auch jetzt damit, nur an den draußen haltenden Wagen hinauszutreten, wie's Johann beim Vorrollen der Räder gleichfalls gethan. Den veranlaßte freilich in seiner bildungsunfähigen Gleichgültigkeit dazu nichts weiter, als eine Erkundigung, ob es für ihn an Pferden und Fuhrwerk etwas zu besorgen gäbe, und da dies nicht erforderlich war, blieb er lautlos, nur ab und zu einer der edlen Rassestuten mit seiner Handschaufel leicht auf den Hals klappend stehen. Leicht indeß ward's auch Stine nicht gemacht, die Absicht ihrer Begrüßung durchzuführen; die beiden Bocksitzinhaber, der Kutscher und ein livrirter Lakai, kennzeichneten sich nicht nur durch ihre Kleidung, sondern fast deutlicher noch durch ihre Manieren als Angehörige des vornehmen Hauses, so daß sie nicht mit der Thür ins Haus fallen konnte, vielmehr sich vermittelst bedachtsamer Sprachgewandtheit erst mählich ihrem Ziel annähern mußte. Dazu umzog die graustoppelig überbartete Oberlippe Johanns ab und an

sein einfältiges ‚Grinen‘, während der glattrasirte Mund des hochherrschaftlichen Domestiken auf die rednerischen Bestrebungen Stines nur hin und wieder mit einem herablassenden leichten Lächeln antwortete.

Augenscheinlich aber hatte der Himmel nicht nur ein Einsehen in ihre mühselige Lage, sondern verband damit auch den guten Willen, ihr daraus abzuhelfen, denn er schickte plötzlich einen durch die Lange Twiete heranrennenden halbwüchsigen Jungen mit einer Botschaft, die ihr nicht allein Grund und Berechtigung, auch obendrein die Pflicht zutheilte, eilfertig über die Treppe hinaufzulaufen und gradezu ohne Anklopfen in das Studierzimmer einzutreten. Allerdings blieb infolge davon der sich auf ihr Gesicht verwendende unliebsam fragende Blick nicht aus, doch sie genoß diesmal den Vortheil, ihm mit völlig heilem Gewissen begegnen und dabei sprechen zu können: „Da is einer, ob der Herr Stizrat nich gleich mal zu der alten Frau Schlerbaum kommen wollte, sie säß' seit eben so was sonderbar in ihrem Ohrenstuhl.“ Die Verkürzung des Titels ihres Brodherrn um die Vorsatzsilbe hatte Stine von Anfang an auf eigene Hand vorgenommen, sei es aus Ueberzeugung so besser zutreffender sprachlicher Richtigkeit oder weil sie bei seiner häufigen täglichen Anwendung eine wünschenswerthe wirthschaftliche Zeitersparniß darin erkannt, und in diesem Falle war auch Johann ihrem wohl auf tieferer Einsicht beruhenden Beispiel ohne Widerstand nachgefolgt. Dem, womit es sich zum Rechten verhielt, mußte ein Mensch sich anschicken.

Der Besuchszweck des Freifräuleins Gerda von Rat-

low, einer ungefähr siebzehnjährigen, hochblonden jungen Dame in äußerst kleidsam-eleganter Frühlingstoilette, war bereits erledigt und zwar offenbar dahin, daß der Arzt nach seinem Hut und silberbeknauften Stock gefaßt, um in den draußen harrenden Wagen einzusteigen. Doch die Meldung Stines zog diesem Vorhaben eine Abänderung zu, denn er wiederholte: „Die alte Frau Schlerbaum? So muß ich also zunächst dorthin, und bitte Sie, Baronesse, Ihrer Frau Mutter auszurichten, daß ich nachher mit meinem eigenen Fuhrwerk zu Ihnen hinauskommen werde."

Das aristokratisch feingeschnittene Näschen der Angesprochenen konnte nicht unterlassen, sich über diesen unerwartet verwandelten Bescheid zugleich verständnißlos und etwas geringschätzig aufzurichten; erkennbar ward, daß es ihr Begriffsvermögen überstieg, wie eine Frau Schlerbaum Anlaß zur Aufschiebung eines auf Hohenkamp erwünschten Besuchs geben könne, und sie verlieh ihrem Erstaunen durch die Frage Ausdruck: „Hat das denn Eile, Herr Justizrath?" Darauf versetzte er: „Ja, wenn ein Arzt gerufen wird, so hat's Eile, Baronesse, bei Ihrer Frau Mutter aber hat's in diesem Fall keine. Bitte, wollen Sie voraufgehen." Die letzte Aufforderung entsprach der von Wichart Libertus Damen, auch noch sehr jugendlichen, gegenüber stets beobachteten Höflichkeit, hatte dabei indeß etwas an sich, daß sie nicht wohl eine Ablehnung zuließ, und das Freifräulein Gerda setzte unwillkürlich den Fuß nach dem Flurplatz vor, legte mit gleicher Schnelligkeit den Weg über die Treppenstufen bis an ihr Gefährt zurück und gebot, in diesem Platz neh-

mend, dem Kutscher kurz: „Nach Hause!“ Der trotz seinen um mehr als das Dreifache höheren Jahren ebenso hurtig nachgefolgte Doctor lüftete noch einmal zur Abschiedsbegrüßung bräuchlich seinen breitkrämpigen Filzhut, ohne daß die junge Dame dies wahrnahm oder zu bemerken kundgab, und der Wagen rollte davon. Natürlich war Frau Stine gleichfalls von oben wieder mit herabgekommen und sagte, hinterdreinblickend: „Se is doch as en lütten Engel.“ Der Arzt drehte ihr den Kopf mit der Erwiderung zu: „So? Meint Sie, daß die Engel so sind; ich weiß es nicht, habe noch keinen gesehen. Uebrigens scheint Sie nach einem unverlässigen Zollstab zu messen; wenn die Baronesse ein Rekrut wäre, würd' ihr nicht viel am Grenadiermaß fehlen. In einer halben Stunde kannst Du den Einspänner anspannen, Johann, da werd' ich wohl wieder hier sein. Ist weiter nichts von Frau Schlerbaum ausgerichtet?“

„Nee, sonst nichts, Herr Stizrath“, antwortete Stine, und er schritt nun durch die Lange Twiete fort. Sie sah ihm nach, und laute Worte kamen ihr dabei vom Mund, die aber nicht für den allein noch mit ihr vor der Thür verbleibenden Johann bestimmt sein konnten, denn es waren plattdeutsche, und sie redete also offenbar nur in einem Selbstgespräch vor sich hin: „Minschen sünd all as de Pött. De Herr Stizrath is ok een, up den en Deckel tohört harr, awers do harr nich lich een to em paßt. Na, sünst weer ick am Enn ok nich hier, dat is jo god, dat he dat up nüms hett stahn hatt. Mit de Olsch steiht dat wul leeg, de hett wul en Slag kregen. Dat is as mit en olen Kaakpott, wenn de en Slag kriegt. Knax, denn is

he twei un nix mehr dran to böſteln. Wat ſchall denn mit den langen Bengel warr'n, vör den ſe kakt hett? Ick glöw meiſt, de is wat latinſch in'n Kopp, dwatſch ſeggt dat beter. Na, mi geiht dat jo nix an — was hat Er zu grinen, Jehann? Das is nichts, was ſich ſchickt, wenn eine alte Perſon, der keiner was nachſagen kann, im Sterben liegt. Weiß Er nichts Beſſeres zu thun, als hier herumzuſtehn und mit Seinem Mund Geſichter zu ſchneiden? Der Herr Stixrath hat Ihm doch geſagt, daß er in einer halben Stunde anſpannen ſoll."

„Jo, dat is jo noch en halw Stunn hen", beſtätigte Johann Troll kopfnickend, „un Du ſteihſt hier jo ok herum, Stine, un makſt mit Din Mund ole Pött twei. Dobi kümmt na min Verſcheel ok nich mehr herut."

Dieſer erſchreckende Beweis ſeines völligen Verſtändnißmangels für ihre lautgeäußerten medizinisch-philoſophiſchen Lebensbetrachtungen ließ Stine Berens den Geduldsfaden reißen und ihr über die Zunge herausfahren: „Du büſt ſülbn en olen Theepott!" Doch beſann ſie ſich noch rechtzeitig auf ihre ſprachliche Erziehungsaufgabe ihm gegenüber und fügte dem plattdeutſchen lapsus linguae raſch nach: „Ich meine, Er is auch ein alter halb kaputter Topf, bei dem ſich die Arbeit, ihn zu flicken, nicht mehr lohnt." Damit ging ſie jetzt eilfertig ins Haus zurück; Johann ſchob ſich, durch ſeine vortrefflich erhaltenen Zähne pfeifend, hinter ihr drein und ward in dieſer Unterhaltung ſeines Mundes nicht im geringſten dadurch geſtört, daß Stine ihm die alte Eichenthür dicht vor der Naſe zuwarf.

* * *

Ein Donnerstag-Nachmittag war's, an dem nach dem Wochenbrauch sich nur wenig Leute außerhalb ihrer Häuser aufhielten. Doch diejenigen, welche dem Herrn Justizrath begegneten, zogen selbstverständlich ausnahmlos den Hut oder die Mütze vor ihm ab, wobei sich in ihren Zügen meistens etwas von einem Ausdruck kundgab, daß sie ihm lieber so auf der Straße ihren Respekt bezeugten, als ihn in seinem Sprechzimmer hinter den Lindenbäumen aufsuchten. Darin lag Begreifliches, das er ihnen nicht zum Vorwurf machen konnte, und aus der Art seiner Grußbeantwortung pflegte auch kein solcher hervorzublicken. Darum fiel's ein bischen auf, daß er heut' nur kurz mit der Hand an seiner Hutkrämpe rückte oder sogar dies unterließ und einmal dadurch hinter seinem Rücken zu einem weiblichen Mundgetuschel Anlaß gab: „He het jo wul en leegen Besök to maken, dat sin Oogen hüt wat översichtig sünd." Doch erfuhr diese Annahme eine Richtigstellung: „Meenst Du, de brukt wat to denken, as wi dat nödig hebbt? Dat geiht em allens as smeert ut'n Kopp un he schrifft dat blots up en Zeddel vör de Ap'thek dal. So lich het dat nich jedeneen."

Trotzdem erregten sein Gesicht wie sein ungewöhnliches Behaben den Eindruck, als ob gegenwärtig auch er über etwas nachdenke, und fast deutlicher noch kennzeichnete sich dies in der wechselnden Art seiner Weiterbewegung. Anfänglich war er rasch, wie's ein dringlicher Fall erheischte, davongegangen, allein dann verlangsamte sich unwillkürlich sein Schritt, bis er sich auf den Anlaß seines Weges besann und den Fuß einige Male wieder schneller

vorsetzte. Im Äußeren bot er eine stattlich-hochwüchsige Erscheinung dar, die nicht auf einen kleinstädtischen Landarzt, eher auf einen Gelehrten hätte schließen lassen. Die Gesichtszüge, von einer geistigen Lebendigkeit redend, waren fein ausgemeißelt, und das leicht gewellte, etwas frühzeitig vollergraute Haar bildete einen gut angepaßten Rahmen für die hohe Stirn, unter deren starkbuschigen, noch dunkel verbliebenen Brauen auffallend hellgestirnte Augen hervorsahen. Auch die Hände hatten etwas den Blick auf sich Ziehendes; von schmaler Form, doch lang befingert, flößten sie Vertrauen ein, daß ihnen die Befähigung inne wohne, behutsam, erforderlichen Falles indeß auch kräftig zuzufassen.

Entfernungen gab's eigentlich im Städtchen nicht, die Lange Twiete zog sich noch am weitesten hinaus, nahm jedoch auch nach gut fünf Minuten ihr Ende, in dessen Nähe das Ziel des Arztes lag. Das Haus war ihm genugsam bekannt, hätte sich aber auch ohne dies seinem Blick schon von weitem durch die Ansammlung eines halben Dutzends älterer und jüngerer Nachbarfrauen vor der Tür ausreichend gekennzeichnet, die alle mit etwas gedämpfter Stimme ihre Meinungen austauschten. Wie der Herr Justizrath herankam, wurden sie still, machten Platz und sahen ihm durch die Hausthür erwartungsvoll nach, welche von ihnen hinsichtlich der Sachlage Recht bekommen würde. Sie hatten verschiedene Muthmaßungen aufgestellt, zu denen ihnen ein Einblick durch das Fenster einer Erdgeschoßstube behülflich gewesen, doch erwies sich die aus vieljähriger Praxis-Antheilnahme erwachsene Einsicht Frau Stines, ohne einer leiblichen Beaugen-

scheinigung bedurft zu haben, als die überlegenere, denn sie hatte unfraglich sofort die zutreffende Diagnose abgegeben. Es beließ den Arzt bei seinem Eintritt in den niedrigen Wohnraum auf den ersten Hinblick nicht in Zweifel, die ältliche „seit eben etwas sonderbar" im Lehnstuhl mit kleinen ausgepolsterten Ohrenstützen sitzende Frau schlafe nicht, sei auch nicht von einer Ohnmacht bewußtlos gemacht, sondern habe, von einem Schlagfluß betroffen, plötzlich und endgültig mit ihrer Lebensthätigkeit abgeschlossen. Freundlich-guten Gesichtsausdrucks saß das, was bis vor einer halben Stunde Frau Mechthild Schlerbaum geheißen, da, oder lag ein bischen mit dem grauhaarigen Kopf nach einer Seite des altväterischen Sessels übergeneigt, doch so ordentlich in ihrer Haltung und Kleidung, wie man sie jederzeit angetroffen, und keinerlei Merkmal an ihr deutete auf eine Unzufriedenheit mit ihrem sonstig veränderten Zustand hin.

In der Stube befand sich weiter niemand, als ein langaufgeschossener, achtzehn- bis neunzehnjähriger Mensch mit blaßfarbigem Gesicht, über dem kurzgeschnittenes bräunliches Haar sich störrig vom Scheitel nach allen Richtungen absträubte. Das war der „lange Bengel", von dem Stine wußte, daß die alte Schlerbaum für ihn „gekocht habe", das hieß, er hatte Kost und Unterkunft bei ihr gehabt, weil sie auf etwas Nebenverdienst sehen mußte, sonst aber in keinem Zugehörigkeitsverhältniß zu ihr gestanden. Er führte den Namen Gebert Norweg, hielt sich in eine Ecke zurückgezogen und starrte mit auseinandergeweiteten ungläubigen Augen auf den reglosen Inhalt des ‚Ohrenstuhls‘ hin; seinem Blick ließ sich ab-

nehmen, daß ihm zum ersten Male etwas derartiges zu Gesicht gekommen sei.

Damit verhielt sich's bei dem herangetretenen Arzte durchaus anders; er that zunächst eigentlich Überflüssiges, legte kurz seine Finger um das Handgelenk der alten Frau, fühlte danach ihre Stirn an und bückte ein Weilchen sein Ohr zum Horchen an ihren Mund herunter. Dies alles führte er in sanft anrührender Weise, nicht handwerksmäßig aus, vielmehr gewissermaßen mit einem Respekt und einer Vorsicht, als ob sich's darum handle, eine Schlafende nicht aufzuwecken, richtete dann den Kopf in die Höh' und sagte: „Ja, Deine Hauswirthin ist aus dem Leben weggegangen, Gebert Norweg, und ihr ist nichts Übles damit zugestoßen. Aber Du mußt jetzt anderswo unterkommen, denn wer noch weiterlebt, braucht Kost und Dach."

Aus der Ansprache ging hervor, daß er in einer über die allgemeine kleinstädtische Bekanntschaft hinausreichenden Beziehung zu dem jungen Menschen stehe, dem gestottert vom Munde kam: „Ist Mutter Schlerbaum —? Ja, wohin soll ich denn, Herr Justizrath?" Und es ließ sich nicht leugnen, daß er dabei durch einen ziemlich blödrathlosen Ausdruck in den Augen wiederum der diagnostischen Begabung Stines Ehre zu machen schien, vermittels deren sie ihn als etwas ‚dwatsch in Kopp' eingeschätzt hatte.

„Das muß ich überlegen, wo's für Deine Verhältnisse am besten zu erwarten ist", antwortete der Doctor, doch wurde er an der Fortsetzung durch die sich wieder öffnende

Stubentür unterbrochen. Es war noch jemand in der Langen Twiete dahergekommen, zu dem der Bote gleichfalls geschickt worden, und zwar als dem am wichtigsten Benöthigten, noch vor dem Ausüber der weltlichen Heilkunde. So hätte Warmund Cordemann, der Pastor an der St. Michaeliskirche eigentlich auch schon vor dem letzteren eintreffen müssen, gelangte indeß, da er von gemächlicher Gangart war, erst jetzt dazu. Die Frauen draußen, noch um einige hinzugerathene vermehrt, machten wieder vor der Hausthür Platz und begleiteten dies mit einem in ihrer Art vor dem Ankömmling ausgeführten Knicks, auf den er durch ernst-gehaltene, doch nicht achtlose Miene und eine milde Handbewegung erwiderte. Eine von ihnen ward seiner zu spät ansichtig und erst durch eine gewisperte Ermahnung: „De Herr Pastor!“ auf ihn aufmerksam gemacht, wobei der Ton, zu doppelter Vocallänge ausgedehnt, auf der zweiten Silbe lag, aber auch so vermochte sie ihn nicht mehr von Angesicht, sondern nur noch von der Rückseite zu gewahren, denn er hatte den Fuß bereits auf den Hausflur vorgesetzt und trat, ebenfalls ortskundig, in die Erdgeschoßstube ein. Hier begrüßte er mit abgedämpfter Stimme den schon vor ihm Eingetroffenen: „Sind Sie auch herberufen worden, lieber Herr Justizrath?“

In Anbetracht des lehrenden Augenscheins hatte die Frage ein bischen von einer rhetorischen an sich; der, dem sie galt, drehte den Kopf um und versetzte bestätigend: „Ja, Herr Pastor, ich bin hier.“ Er versah die Anrede mit der allerdings sprachlich richtigeren, doch sonst im Ort nicht bräuchlichen lateinischen Betonung des Wortes

Pastor auf der ersten Silbe und fügte hinzu: „Aber wir sind hier beide gleich wenig mehr nöthig.“

„Oh“, erwiderte der Geistliche, „ist die gute Frau nicht mehr fähig, den letzten Trostbeistand, den ich ihr bringen wollte, aufzunehmen?“

„Ich glaub's kaum“, erwiderte Wichart Libertus, „nach meiner Erfahrung hören die todten Leute nichts mehr.“

„Oh, wirklich todt? So hat der in seiner Weisheit bedachte Rathschluß des Herrn sie plötzlich aus dem irdischen Dasein zu sich abberufen. Sind Sie der Meinung, daß ihr noch eine Erkenntniß ihres leiblichen Ausganges und letzte Bereitung auf denselben vergönnt gewesen sein mag?“

Ab und zu kamen dem Befragten von Kindertagen her einmal ein paar plattdeutsche Worte über die Lippen und thaten's jetzt: „Dat weet ick nich. In meinen medicinischen Büchern steht nichts davon, und bei der Wirkung eines tödtlichen Schlagflusses aufs Gehirn ist's nicht wahrscheinlich, für sie auch das wünschbarste.“

„So verbleibt uns die Hoffnung, daß das Unwahrscheinliche dennoch geschehen sein möge“, entgegnete Pastor Cordemann mit sanftem Ausdruck der Zuversicht auf den Lippen, „und es liegt uns nur noch ob, für die sterblichen Überreste der Abgeschiedenen Sorge tragen zu lassen.“

Der Arzt schwieg einen Augenblick, eh' er versetzte: „Es ist auch noch ein lebendiger Überrest da. Für den scheint's mir nöthiger, denn der muß zu essen und ein Bett zum schlafen haben.“

Seine Hand deutete leicht nach dem jungen Menschen in der Ecke, veranlaßte dadurch die Augen Pastor Corde-

manns, sich dorthin zu wenden und in Folge davon zu sprechen: „Ja so, mein lieber Gebhard, Du bist ja durch diesen betrübsamen Todesfall — verüble mir's nicht, daß ich bei dem Anblick der vergänglichen Hülle eines so würdigen Mitgliedes meiner Gemeinde Deiner und Deines leiblichen Bedürfnisses nicht sogleich gedacht habe. In der That, zur Weiterbereitung auf Deinen schönen Lebensberuf ist bedauerlicherweise eine andere Unterbringung für Dich erforderlich geworden. Aber — ich vermag leider bei meiner geringen Kundigkeit in solchen irdischen Angelegenheiten mir nicht zu sagen —"

Seine Hand hatte sich theilnehmend und wohlwollend dem Standort Gebert Norwegs entgegenbewegt, der jetzt herankam, um sie mit der seinigen zu erfassen; augenscheinlich gab's kund, daß er in einem näheren Verhältniß zu dem Geistlichen als zu dem Arzt stehe. Dieser äußerte nun: „Dazu reicht meine Verständnißgabe nicht aus, Herr Pastor, daß etwas bedauerlich sein kann, was, wie Sie sagen, der in seiner Weisheit bedachte Rathschluß des Herrn bestimmt hat; ich bin in theologischen Dingen nicht genug bewandert. Aber bedauern kann ich's nicht, nach meinem ärztlichen Gutachten war die Luft hier im Haus für einen jungen Menschen in seinem Alter nicht die richtige. Lat mal sehn!"

Er trat zu Gebert hin, zog eins der unteren Augenlider desselben etwas nieder, blickte kurz betrachtend drauf und fuhr fort: „Da ist zu wenig rothes Blut. Er gehört in andere Luft, die sein Blut besser in Bewegung bringt. Du thät'st gut, ein paar Wochen lang täglich auf den Bungsberg und zurück zu laufen."

Das Sterbezimmer machte den Gesichtszügen einen ernsten Ausdruck zur Pflicht, doch soweit es damit vereinbar war, umzog ein ganz leichter Anflug eines Lächelns den Mund Pastor Cordemanns, wie er erwiderte: „In medizinischen Dingen erachte ich mich zu unerfahren, um mir darüber eine Urtheilsabgabe zu gestatten. Doch wenn ich Ihre Meinung richtig aufgefaßt habe, lieber Herr Justizrath, so sehen Sie von Ihrem theoretischen Standpunkt aus die Räumlichkeiten dieses Hauses als zu eng und niedrig für eine gedeihliche körperliche Entwicklung auf noch jugendlicher Altersstufe an. Das nimmt allerdings gewissermaßen Bezug auf einen Spruch des römischen Alterthums, dessen ich mich aus der uns auf dem Gymnasium auferlegt gewesenen Lectüre des Juvenal entsinne: mens sana in corpore sano, und es spricht, wie ich glaube, derselbe Autor an anderer Stelle: Maxima debetur puero reverentia —"

Wichart Libertus fiel ein: „Und an einer dritten: Panem et circenses, das heißt, bei nahrhafter Kost auch sonstige förderliche Anregung. Das ist kein theoretischer Standpunkt, Herr Pastor, sondern ein praktischer Erfahrungssatz. Der Mensch muß alles in der Praxis durchmachen, die Theorie nützt nichts dazu. Übrigens handelt sich's in diesem Fall nicht um einen puer, vor dem eine Reverenz zu beobachten wäre, sondern um einen adolescens, der hinter seinen Jahren zurückgeblieben ist und erst noch heranwachsen soll, um wirklich auf diese Bezeichnung Anspruch erheben zu können."

Dazu machte der anwesend in Rede Stehende ein verständnißloses, völlig nichtssagendes Gesicht, während der

Pastor unwillkürlich einer Verwunderung Worte gab: „Mich hätte es eher bedünkt, daß er bereits ein Maß über seine Jahre hinaus erreicht habe, doch es scheint, daß zur Einschätzung leiblicher Größenverhältnisse meinen weniger darin geübten Augen die zutreffende Bemessungsfähigkeit der anatomisch besser unterrichteten gebricht."

„Ja, Augen sind unterschiedlich, Herr Pastor", pflichtete der Arzt bei, „es gibt weitsichtige, die nichts von dem erkennen, was dicht vor ihnen ist, und andere, die überhaupt nichts sehen, weder von nahem, noch von weitem; die nennt man kurzsichtig. Das fällt aber nicht unter die Anatomie, sondern unter die Physiologie der Sinnesorgane und hat meistens seine Ursache in der Gehirnbeschaffenheit."

Auch seinerseits nahm Pastor Cordemann diese medizinische Erläuterung mit einer dankbar-liebenswürdigen Zustimmung auf. „Ein Beisammenverweilen mit Ihnen, lieber Herr Justizrath, gehört immer zum Interessanten und Lehrreichen, aber es ist hier wohl nicht recht der geeignete Ort für mich, auf weiteren Gewinn aus Ihren ophthalmologischen Kenntnissen bedacht zu sein —"

Dieser Hindeutung ließ sich freilich eine Berechtigung nicht aberkennen. Die gute Mutter Schlerbaum, oder dasjenige, was noch von ihr verblieben war, machte doch gewissermaßen zurzeit den Hauptgegenstand in der kleinen Stube aus; sie saß oder lag unveränderlich in der von ihr eingenommenen letzten ruhig-befriedigten Stellung, und die naturwissenschaftliche wie theologische Betrachtungsweise mußten darin übereinkommen, daß sie jedenfalls aus der Darlegung menschlicher Augenverschieden-

heit keinen Nutzen mehr zog. Dem konnte sich ebenfalls Wichart Libertus nicht verschließen und antwortete: „Sie haben ganz recht, Herr Pastor, das wäre auch durchaus zwecklos", worunter er selbstverständlich nicht die Nutzlosigkeit einer Belehrung des Angesprochenen, sondern die zweifellose Behinderung der Verstorbenen, noch einen Vortheil daraus zu ziehen, begriff. Diese Auffassung gaben deutlich auch die Züge des Geistlichen zu erkennen, so daß es seiner bestätigenden Erwiderung: „Nein, sie vernimmt nicht mehr davon und zählt zu denen, deren Augen keiner zeitlichen Verblendung mehr unterliegen", eigentlich nicht bedurft hätte. Sich umblickend, fuhr er fort: „Wodurch gelangten wir — Sie äußerten — jawohl, ich entsinne mich — unser junger Freund sei durch diese Fügung Gottes darauf hingewiesen, für seine leibliche Bedürftigkeit eine andere Beihülfe zu finden."

Der Arzt hielt offenbar für angebracht, seine Meinung genauer zu specificiren und ersetzte den abstracten Begriff durch die concrete Bezeichnung: „Beihelferin, Herr Pastor."

„Nun ja, dies dürfte wohl implicite darunter zu verstehen sein, da die Lebensführung junger Menschen einer vorsorglich am Herde waltenden, auch im Gebrauch der Nadel erfahrenen weiblichen Hand benöthigt. Ist Ihnen eine solche, auf die Sie dieses Zutrauen setzen, in unserem Orte bekannt?"

Der Befragte dachte kurz nach und antwortete dann: „Ich habe vor ein paar Tagen zufällig gehört, daß die Witwe Engemann vielleicht einen Kostgänger zu sich ins Haus nähme. Sonst wüßt ich niemand in der Stadt."

„Oh“, wiederholte Pastor Cordemann, „die Witwe Engemann? Würden Sie die für eine derartige Aufgabe als geeignet erachten, Herr Justizrath?“

„Da sie, soviel ich gehört, in der Lage ist, ihre Umstände gern etwas zu verbessern, denke ich, würde sie wohl die Mühe auf sich nehmen und auch mit dem wünschenswerthen Eifer für das ihm Nöthige bedacht sein. Warum sollte ich sie dazu nicht geeignet halten, Herr Pastor?“

„Hm — sie ist mir persönlich nicht näher bekannt, meine Augen haben sie höchstens ein- oder zweimal auf der Straße — in der Kirche erinnere ich mich nicht — wahrgenommen — meine Meinung ging nur dahin, daß mir eine ältere Frau, wie es die liebe Abgeschiedene hier gewesen, eine bessere Bürgschaft für die Wohlfahrt meines bereits auf etwas höhere Altersstufe gelangten Pfleglings zu gewährleisten scheint. Nach meiner Schätzung kann die von Ihnen genannte Persönlichkeit erst kurz in den Beginn der zwanziger Jahre eingetreten sein.“

Der Arzt zuckte leicht mit der Schulter. „Ich befliß mich nur, Ihrer Unkundigkeit in irdischen Angelegenheiten zur Hülfe zu kommen, Herr Pastor; wenn Sie eine bessere Häuslichkeit für ihn im Auge haben, so bedarf's ja keines Beirathes von mir. Der Herr Pastor wird also für Deine Unterbringung Sorge tragen, Gebert Norweg, und ich kann mich als nicht weiter hier nothwendig Ihnen bestens bis zu einer Wiederbegegnung empfehlen.“

Er nahm seinen Hut, doch traf seine Entgegnung, wie zuvor einige Male in theoretischen Dingen, diesmal auch nach praktischer Richtung nicht mit der Meinung des

Geistlichen zusammen, der rascher als bisher einfiel: „Oh, so möchte ich meine Äußerung nicht aufgefaßt sehen, lieber Herr Justizrath. Sie gab nur einem im ersten Augenblick bei mir aufgetauchten Bedenken wegen der Jugendlichkeit der von Ihnen in Vorschlag Gebrachten Ausdruck. Aber, da es sich um eine leibliche Fürsorge handelt, bescheide ich mein Urteil unter Ihr Gutachten, denn Ihnen kommt ja gewissermaßen nicht allein das Recht, sondern auch eine Pflicht desselben zu, in betreff der materiellen und pecuniären Frage die Verantwortung auf sich zu nehmen."

Offenbar hatte der Sprecher sich beeilt, sein nachgiebiges Einverständniß an den Tag zu legen, und aus der Antwort des Arztes ging ebenso deutlich hervor, daß er von der Natur nicht rechthaberisch und selbstsüchtig, sondern dienstwillig und gefällig veranlagt sei, denn er sagte: „Mir lag's nur daran, Herr Pastor, Ihnen eine lästige und schwierige Bemühung zu ersparen, die Ihre von so vielen wichtigeren Dingen erforderte Zeit unnöthig in Anspruch zu nehmen droht. Die Verantwortung denke ich auf mich nehmen zu können; Jugendlichkeit ist ja wohl an sich nichts Sündhaftes, oder sollte sie das sein, kann sie doch nur zur Gattung der Erbsünde gehören, von der wir ja zum Glück erlöst worden sind, so daß wir sie mit den Kinderschuhen los werden. Für häusliche Verrichtungen aber besitzen junge Hände unfraglich den Vorzug lebensfrischerer Regsamkeit, und wie Sie mit richtigem Verständniß bemerkt haben, fällt hier auch das Vermeiden größerer Kostspieligkeit ins Gewicht. Nach der Richtung hoffe ich zugunsten

des irdischen Besitzthumes Ihres Zöglings auf ein billiges Abkommen, das heißt selbstverständlich nur, wenn Sie sich nicht für eine andere Unterkunft entscheiden und den etwa dafür verlangten höheren Preis, dem ich nicht beipflichten dürfte, durch einen Zuschuß zu ermöglichen beabsichtigen."

Mit größter Willfährigkeit hatte Wichart Libertus die ausschlagtreffende Bestimmung nochmals vollständig der besseren Einsicht des Herrn Pastors anheimgegeben, der jedoch jetzt ebenso entschieden als bescheiden ablehnte, sich im Besitz einer solchen zu befinden, indem er, nun seinerseits nach seiner barettartigen Kopfbedeckung fassend, versetzte: „Nun ja — gewiß — nein, lieber Herr Justizrath — es würde einen mir nicht zukommenden Eingriff in Ihre Befugnisse, in die Ihres Rechtes und Ihrer Pflicht, bilden, dessen ich mich ganz besonders in meiner Stellung als Diener der Kirche, unter keinen Umständen schuldig machen dürfte. Zu meinem Bedauern gewahre ich" — eine Ahnung davon mußte den Sprecher schon um weniges früher angerührt haben, denn er zog erst bei den letzten Worten seine goldene Uhr, eine Geburtstagsgabe seiner dankbaren Gemeinde, aus der Tasche hervor — „daß mir eine unverschiebbare Berufsnöthigung meines Amtes auferlegt, gegenwärtig auf ein längeres Zusammenverbleiben mit Ihnen Verzicht leisten zu müssen. Doch ich hoffe, bald wieder bei einem weniger betrübenden Anlaß — Gott befohlen, mein lieber Gebhart, wir werden uns ja bald sehen, möge die gute Zuversicht des Herrn Justizraths hinsichtlich Deiner neuen häuslichen Unterkunft sich auf's

Fördersamste für Dich bewähren. Auch ich bin davon überzeugt, denn man soll bedachtsamer Weise dem Gerede von Leuten keine Bedeutung beimessen, die gemeiniglich nur vom Hörensagen zu berichten wissen."

„Gewiß nicht, Herr Pastor", pflichtete der Arzt rückhaltlos bei, „wir sind in allem ganz der gleichen Meinung. Die Leute, die nichts zu sagen haben, sprechen gewöhnlich am meisten."

Sichtlich von dem Ausdruck dieser Übereinstimmung erfreut, grüßte Pastor Cordemann noch einmal mit einer verbindlichen Kopfbewegung und verließ das kleine Wohngemach der gewesenen Mutter Schlerbaum, aus dem ihn zu seinem Bedauern die unaufschiebbare Amtspflicht fortberief.

* * *

Gebert Norweg war der Sohn einer Frau, die in einem der weiteren Umgegend des Städtchens zugehörigen Dorfe aus dem Leben weggeschieden, als er in seinem fünften Jahre gestanden. Sie hinterließ ihm ein kleines Vermögen, mit dessen Zinsertrag sie kärglich in einem Bauernhause die Kosten einer gemietheten Stube und ihres Unterhaltes bestritten, doch überließ ihr Tod es dem Kinde unverringert, da sie sorglich darauf bedacht gewesen, auch bei dringender Benöthigung das Capital nicht anzugreifen. In einer Niederschrift ihrer letzten Verfügung hatte sich die Bitte befunden, Herr Justizrath Libertus, als ein Vertrauensmann im weiten Umkreis der Stadt, möge die Verwaltung der Habe des verwaisten Knaben auf sich nehmen, ihn in einem guten Pflegehause

unterbringen und höheren Unterricht genießen lassen, damit er später zum Beziehen der Universität befähigt werde. Diesem Ansinnen war der Arzt wohl um seiner Stellung und Reputation willen nachgekommen, doch ohne weitere Verantwortung, eine wirkliche Vormundschaft für den fremden Jungen zu übernehmen; die Vermögensangelegenheit erforderte kaum irgend welche Bemühung und die Ausfindigmachung einer geeigneten Pflegstatt bei der Witwe Schlerbaum war leicht gefallen. Als schwierig stand allerdings für später die Unterrichtsfrage bevor; der Ort besaß natürlich nur eine Volksschule unterster Stufe, die keine Weiterbildung über das Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens hinaus bezweckte und ermöglichte. Eltern, welche für ihre Söhne nach höherer Gelehrsamkeit trachteten, mußten sie dem Gymnasium in Kiel übergeben, doch ward seit Menschengedenken von diesem ziemlich kostspieligen Auskunftsmittel kein übermäßiger Gebrauch gemacht und für Gebert Norweg konnte es in Anbetracht seiner Geldmittel nicht in Erwägung gezogen werden. Kurz bevor er aber an die Altersgrenze gelangte, von welcher der Beginn umfassenderer Geistesausbildung erfordert wurde, schien ein Zufall es darauf abgesehen zu haben, die Bewährung des alten Wortes ‚Kommt Zeit, kommt Rath‘ in ein glänzendes Licht zu stellen. So benannte freilich Pastor Cordemann es nicht, gewahrte vielmehr eine offenbare Vorsehungsfügung darin, daß Matthias Harms damals seinen Wohnsitz im Städtchen nahm. Der war ein Candidat der Theologie, doch, wie's wohl vorkam, niemals zu Brod und Würden eines Pfarramts gelangt, sondern hatte ungefähr

vierzig Jahre seines Lebens hier und dort auf adligen Gütern als Hauslehrer und Erzieher verbracht. Dafür allmählich zu alt geworden und deshalb nicht mehr wie früher begehrt, setzte er sich mit einem bischen Ersparniß zur Ruhe oder vertauschte vielmehr seine Thätigkeit dahin, daß er sich zur Aufbesserung seiner geringen Einkünfte bereit erklärte, statt den bisherigen aristokratischen nunmehr einfachen bürgerlichen Sprößlingen zur Vorbereitung auf die Universität zu verhelfen. Im Lateinischen und Griechischen war er sattelfest gewesen und geblieben, ein wenig alte Geschichte, alte Geographie und Mathematik nach Lehrbüchern konnte er hinzufügen, Aneignung weiterer weltlicher Wissensgegenstände erachtete auch das Gymnasium für seine Zöglinge als durchaus überflüssig, und in Anbetracht der göttlichen Gelehrsamkeit vermochte er sich zwar nicht zu berühmen, ein leiblicher Anverwandter, aber doch ein Namensvetter der gewaltigen derzeitigen Kirchensäule im holsteinischen Lande, des Hauptpastors an der Kieler Nicolaikirche und Dr. theol. Klaus Harms zu sein. Das ließ einen Vertrauen einflößenden Abglanz von diesem auf ihn fallen, dem sich hinzugesellte, daß sein hebräischer Rufnamen Matthias ihn auf deutsch als ein ‚Geschenk Gottes‘ kennzeichnete. So sah er sich nicht ungünstig für das Vorhaben seines Lebensabends ausgerüstet, kam dazu obendrein einem wirklichen Bedürfniß entgegen, und mehrere Väter sahen sich ihrerseits durch sein schätzbares Anerbieten in erfreulicher Weise eines erheblichen Kostenaufwandes für die Unterhaltung ihrer merkbar zu höheren Berufen erschaffenen Söhne auf der gelehrten Schule in Kiel überhoben. Zu

ihnen gehörte auch Pastor Cordemann, zwar nicht als leiblicher Vater, doch als der von der Vorsehung und seinem Amt bestellte Fürsorger aller geistig Hülfsbedürftigen und Verlassenen seiner Gemeinde. Diese Pflichtvorschrift hatte ihm in Gemeinsamkeit mit oder in einer gewissen Gegensätzlichkeit zu Wichart Libertus auferlegt, dem hinterbliebenen Knaben der Frau Norweg seine Obhut angedeihen zu lassen, indem er diese auf das seelische Wachsthum desselben erstreckte, während die übernommenen Verpflichtungen des Justizraths sich nicht über die Grenze der Bedachtnahme auf die körperlichen Bedürfnisse Geberts oder eigentlich auf die sparsame Verwaltung seines kleinen Capitalbesitzthums hinausbewegten. Demgemäß setzte der Pastor, als er in der Hierherkunft des noch zu weiterem Verdienst erbötigen alten Informators die sichtliche Anordnung Gottes erkannt, alsbald mit Eifer ins Werk, daß der leibliche Pflegling Mutter Schlerbaums auch der höheren und klassischen Pädagogik bei Matthias Harms theilhaftig wurde, und da dies sowohl in Einklang mit der Testamentsbestimmung stand, als auch den Vorzug nur bescheidener Kosten besaß, erhob der Arzt keinerlei Einwand dagegen. So war Gebert Norweg zum Alumnen der neuen gelehrten Privatschule geworden, hatte darin jetzt seit bald einem Jahrzehnt seinen Kopf mit einer unschätzbaren Fülle von lateinischen und griechischen Vocabeln, Grammatik und Syntax bereichert und stand jedenfalls nach dieser Richtung nicht hinter den hoffnungsreichsten Primanern des Kieler Gymnasiums zurück. Doch beschränkte sein geistiger Erwerb sich nicht auf diesen Gewinn an todten

Sprachen, sondern seit manchen Jahren schon that Pastor Cordemann ihm wöchentlich einmal in seiner Studierstube lebendiges Wasser der Glaubenslehren hinzu, für deren Bemühung er keinen irdischen Entgelt der Gegenwart, lediglich einen himmlischen Zukunftslohn seiner Verdienstlichkeit um das Reich Gottes und die christliche Kirche in Anspruch nahm. Denn als zweifellos stand fest, daß Gebert im Gange des nächsten Jahres die Universität zum Zwecke des Studiums der Theologie beziehen werde, wofür er nach dem zuständigen Bemessen des Geistlichen nicht nur mit dem innerlichen Trieb, auch mit allen erforderlichen Gaben ausgerüstet sei, auf die schon wie mit einem Fingerzeig der ihm in der Taufe beigelegte Name hinwies. Der lautete, wie's die Anrede des Pastors kundgethan, in richtiger Vollständigkeit Gebhart, schloß die Bedeutung des ‚Gabenreichen' in sich und war nur von landesbräuchlicher Zungenbequemlichkeit, voraussichtlich zuerst von der seiner alten Pflegemutter, mundgerechter vereinfacht worden.

Unter solchen Verhältnissen und Bedingungen wäre es mit der menschlichen Natur wenig vereinbar gewesen, wenn er den beiden für und über ihn Bestimmenden ein gleiches Maß von Neigung zugewandt hätte, sondern ganz der Billigkeit entsprach's, daß er Pastor Cordemann weitaus den Vorzug vor demjenigen gab, der nur für die niedrigen Benöthigungen seiner Lebensführung sorgte und sich im übrigen kaum weiter oder wenigstens nicht in erfreulicher Weise um ihn bekümmerte. Denn allerdings mußte er sich wöchentlich auch einmal bei ihm im Studierzimmer einstellen, um seinen leiblichen Gesundheitsstand

beaugenscheinigen zu lassen, so weit fühlte der Arzt sich als tutor testamentarius zur Ergänzung seiner übernommenen praktischen Obhut noch verpflichtet und kehrte dann gemeiniglich auch seine übelberufene Geizhalsnatur nicht heraus, sondern ließ sich's auf eine halbe Stunde oder länger nicht ankommen, ohne Johann hereinzuklingeln und die Pechfrage bezüglich des Stuhles, auf dem Gebert saß, an ihn zu richten. Doch etwas Erquickliches brachte dem letzteren dieser Besuch nicht ein, vielmehr war er jedesmal froh, wenn er der Vorschrift Folge geleistet und die Thür wieder hinter sich hatte; es hätte freilich wohl bei ihm gestanden, eher von seinem Sitz loszukommen, aber mit eigener Initiative war sein Wesen nicht begabt worden und besonders wäre sie ihm dem Herrn Justizrath gegenüber unmöglich gefallen. Der hielt so lange mit den Augen fest, bis sie loslassen wollten, und dies beliebte ihnen gewöhnlich erst, nachdem der zukünftige junge Gottesgelehrte auf eine Anzahl von allerlei Fragen Antwort hervorgebracht oder keine zu geben gewußt hatte. Dies kam eigentlich häufiger vor, denn nicht selten ließ sich gar kein verständlicher Sinn und Zweck mit dem, was der Arzt fragte und sprach, verbinden, und Gebert ward oft von dem unangenehmen Eindruck überkommen, daß jener sich über ihn lustig mache und nur derartige Dinge rede, um ihn auf den Mund geschlagen, stumm begossen wie einen dummen Jungen dasitzen zu lassen. Daraus war ihm allmählich das Gefühl erwachsen, der Justizrath Libertus sei im Grunde feindlich gegen ihn gesinnt, weil er sich Lästiges mit seiner Übernahme der halben Vormundschaft aufgeladen habe, und

sein Verdruß darüber trachte danach, sich gewissermaßen durch ein Vergnügen verhohlener Auslassung seines Spottes dafür schadlos zu halten.

Das Zusammensein mit dem Arzt zählte deshalb für Gebert Norweg nie zu den Annehmlichkeiten und that's drum auch heute nicht, wie er mit dem Pastor Cordemann, seinen wirklichen, auf sein höheres Wohl bedachten Gönner und Beschützer aus der Stube wegschwinden sah. Aber aus der Lage, in die ihn der plötzliche Todesfall versetzt, konnte er sich durch eigenes Vermögen nicht herausfinden, so daß ihm nichts übrig blieb, als wortlos zuwartend dazustehen. Einen besonders gescheiten Ausdruck zeigte sein Gesicht dabei nicht grade, brachte dagegen die innere Verfassung seines Kopfes so deutlich zur Anschauung, daß Wichart Libertus bestätigend dazu äußerte: „Na ja, selbst helfen kannst Du Dir ja nicht. Wenn ein junger Hund auf seinen Füßen zu laufen anfängt, verschafft er sich im Nothfall auch sein nöthiges Futter, aber Du gehörst zum Glück nicht zur Gattung canis, sondern bist ein homo sapiens und würdest ohne Beistand verhungern. So nimm Deinen Hut, damit wir nach der Krippe für Dich suchen. Gleich unterkommen wirst Du wohl nicht und kannst heute Nacht in meiner Gaststube schlafen. Der Herr Pastor hätte Dich natürlich am liebsten so lange bei sich aufgenommen, aber es fällt Einem im Augenblick nicht immer das Richtigste ein, oder er hat auch wohl keinen überflüssigen Platz in seinem Hause. Das ist ja ein frühzeitiger Besuch. Psch!" Der Sprecher machte eine scheuchende Handbewegung, um eine ihrer Jahreszeit vorausgeschwirrte Stubenfliege wegzujagen, die um das

friedliche Gesicht in dem alten Ohrenstuhl surrte. Dazu fragte er: „Kannst Du de up latinsch nennen?"

„Musca", antwortete Gebert mechanisch.

„Na, denn hest Du dat jo. Als domestica communis hat Linné sie genauer unterschieden. Bei dem homo sapiens hat er das communis zuzusetzen vergessen. Der Herr Pastor würde Dir erklären, daß es bei dem einsichtigen Menschen, der immer nach der richtigen Erkenntniß zu seinem Besten handelt, nicht nöthig gewesen sei. Nun komm!"

Das fiel unter die öfteren völlig unverständlichen Aeußerungen des Herrn Justizraths und war obendrein dieser Umgebung durchaus unangemessen; eine zarte Empfindung hätte in dem Sterbezimmer solche Gedanken nicht zugelassen und noch weniger von den Lippen gebracht. Doch das tägliche Handwerk eines Arztes ließ feinere Saiten des Gemüths nicht zur Geltung kommen, und andererseits fühlte augenscheinlich auch Mutter Schlerbaum sich durch diese zoologischen Erörterungen neben ihrem Sessel nicht verletzt, wenigstens gab sie durch keine leiseste Mienenänderung ein Anzeichen davon, und ebenso schien die Aussicht, daß in der Pflege Gebert Norwegs, für den sie nach ihren Kräften anderthalb Jahrzehnte lang treulich gesorgt hatte, die Witwe Engemann ihre Nachfolgerin werden solle, sie in vollständiger Gleichmüthigkeit zu belassen.

Draußen hatten sich die theilnehmenden Frauen allmählich bis in den Hausflur hineingeschoben, wo der Arzt beim Weggang noch die Weisung ertheilte, die Leichenfrau zu holen, und danach mit seinem jungen Begleiter vor

die leergewordene Thür hinaustrat. Hier drehte er ihm kurz den Kopf zu und sagte: „Wenn Du Dich noch für irdische Vorgänge interessierst, Gebert Norweg, so kannst Du Dir von hier als Letztes eine Erfahrung mitnehmen. Wo auf dem Felde ein Stück Wild verendet, sind gleich die Krähen drüber her, und wenn in einem Hause ein verstorbener Mitchrist liegt, sammeln sich die alten Weiber drin an. Beide thun's zum gleichen Zweck, um ihre Schnäbel zu gebrauchen, aber wer einmal todt ist, verspürt nichts mehr davon. Ihn läßt's so gleichgültig, wie daß er überhaupt auf der Welt vorhanden gewesen ist; nur die Lebendigen, die noch weiter zu gehen haben, thun gut, vor ihre Füße zu sehen, damit sie nicht hinschlagen und sich ihre Gliedmaßen entzweibrechen. Denn das thut oft sehr weh und kann in vielen Fällen auch ein tüchtiger Arzt nicht wieder curiren."

Das war eine Art Parentation mit angehängter Nutzanwendung, die Wichart Libertus der guten Mutter Schlerbaum gehalten, und danach ging auch er, als noch dem Leben Angehöriger, auf die halsbrecherischen Pflastersteine unter seinen Stiefeln acht gebend, durch die Lange Twiete in ihrer nur mehr kurzen Fortsetzung weiter, denn sie lief jetzt unweit vor ihm in leeres Feld aus.

Die Häuser des Städtchens machten mit geringen Ausnahmen nirgendwo auf Ansehnlichkeit Anspruch, hier am Westrand aber bekamen sie einen Anstrich, als ob sie aus einer Nürnberger Spielschachtel, nur nicht für Kinder, sondern für erwachsene Leute hingesetzt wären. Man sah, sie seien so unkostspielig als möglich und für Bewohner mit wenig Raumbedürfniß gebaut; von außen ließ

sich ein untrüglicher Schluß auf die innere Eintheilung der fast durchgängig sich ähnelnden Behausungen ziehen. Die Thür in der Mitte führte zweifellos auf einen schmalen Flur oder eine Diele nach landesüblicher Benennung, ihr zur Rechten und Linken zeigten sich durch je ein Fenster zwei kleine Stuben an; der Rückseite zu befand sich die Küche und vielleicht noch eine Kammer, während die Dachseiten nach vorn eine gleichfalls einfensterige Giebelstube in ihre Mitte nahmen. Damit war jedenfalls der Platzinhalt der Häuser voll erschöpft; sie sahen nicht alt und nicht jung aus, nicht sorglich in Stand erhalten, aber auch nicht verkommen und unsauber. Sichtlich wohnten nach Billigkeit trachtende Leute darin, die alle unnöthigen Ausgaben vermieden; nur der Bodengrund war nicht kostspielig, vielmehr beinahe werthlos, und diesem angenehmen Umstande verdankten die Häuschen, sämtlich von verhältnißmäßig ziemlich großen Gärten eingerahmt zu sein, die hauptsächlich zur Kartoffel-, Erbsen- und Bohnen- oder sonstiger Gemüsezucht genutzt wurden. Da und dort schimmerten indeß durch die ziemlich vermorschten Zaunlatten auch ein paar bunte Blumenbeete, neben denen Syringen- und Goldregenbüsche durch ihre Hochwüchsigkeit davon sprachen, daß sie sich mindestens seit einem Menschenalter, vielleicht schon länger hier als erbangesessen fühlen durften. So bildeten die Häuser in ihrer Art eine Reihe von ‚Villen‘, zu welcher Benennung freilich Groß- und Mittelstädter belustigt die Achsel gezuckt haben würden; doch fiel's auch ihren Inhabern nicht ein, sie so zu heißen, und schwerlich kannte jemand von ihnen überhaupt diesen Namen. Jenseits der schmalen, mehr

feldwegartigen Randstraße der Stadt lag allen das offene Ackerland gegenüber, wenn dies Beiwort auch nicht wörtlich zutraf, da die Getreidekoppeln und Wiesen von Knicken mit ziemlich hohen Hasel-, Weiden-, Hartriegel-, Faulbaum- und anderen Feldsträuchern bepflanzten Zaunwällen abgetheilt und umgürtet waren, so daß ein weiterer freier Ausblick dazwischen nicht möglich fiel.

Durch einen dieser Vorgärten schritt Doctor Libertus, wie überall auch hier wegkundig, mit seinem jugendlichen Begleiter auf die Hausthür zu, die zwei im Ort ungewöhnliche, zumeist als überflüssig angesehene Dinge aufwies, einen Klingelzug und daneben ein kleines Porzellanschild mit der Aufschrift „Bertrade Engemann.“ Das deutete in gewisser Weise auf die Herkunft der Benannten aus einem anderen Gesichtskreis, einer höheren Culturssphäre, als der ihrer landläufigen Nachbarschaft hin, und als der Arzt den Glockenstrang gezogen, stellte auch die öffnende Persönlichkeit eine Übereinstimmung mit dieser Vermuthung vor Augen. Sie erschien wie ein junges, kaum mehr als zwanzigjähriges Mädchen, in einem Kleide aus einfachem Stoff, das sich indeß durch hübschen, ihrer Gestalt genau angepaßten Zuschnitt höchst vortheilhaft von dem sonst größtentheils bei der weiblichen Stadtbevölkerung gebräuchlichen abhob, und mit einem gewandten, Achtung bezeugenden Knicks begrüßte sie den Ankömmling. Zu seinen Patienten hatte sie glücklicherweise noch nicht gehört, da ihr Aufenthalt hier erst kaum länger als ein Jahr gedauert, eröffnete indeß auch für die Zukunft wenigstens zunächst nicht viel Aussicht darauf, denn sie sah in vollstem Maße gesund-

farbig blühend und nach jeder Hinsicht lebenslustig aus. Doch kannte sie natürlich den Arzt von Angesicht und Ruf und bekundete dies durch die Frage: „Kann ich Ihnen mit etwas zu Dienst sein, Herr Justizrath?"

Im Ton der Worte mischte sich eine leichte Verwunderung in die höflich-gebildete Sprechweise ein. Weiter bekannt war auch sie dem Angeredeten nicht, er hatte noch nie mit ihr gesprochen und wohl eine etwas andere Vorstellung von ihr gehabt, so daß ihn einen Augenblick Ungewißheit anwandelte, ob er an die richtige Thür gekommen sei. Denn noch einmal den Blick auf das Porzellanschild richtend, erwiderte er: „Sie sind doch die Witwe —?" brauchte jedoch nicht weiter fortzufahren, da sie, mit leichtem Lächeln die Oberlippe über eine sehr niedliche weiße Zahnreihe aufhebend, einfiel: „Ja, Frau Lieutenant Engemann, Herr Justizrath; ich habe das ‚von' meines lieben, seligen Mannes weggelassen, das gehörte mir eigentlich nur bei seinen Lebzeiten mit an und für eine Witwe paßt's nicht so, hätte was, als wollt' ich von adliger Herkunft sein."

Das klang anspruchslos und vernünftig bedacht und fußte im übrigen auf einer merkwürdigen dänischen Militäreinrichtung, daß jeder, der zum Offizier aufrückte, damit zugleich auch ‚nobilitirt' und für seine Person der Adelsklasse des Königreiches einverleibt wurde, so daß dieser infolge davon zahlreiche Herren von Petersen, Hansen, Jensen, Sörensen und Träger sonstiger auf das bürgerliche ‚sen' auslaufender Namen angehörten. So war's deshalb auch beim Lieutenant Engemann geschehen, der ursprünglich Förster gewesen, in

schon vorgerückten Jahren aber bei der Armee eingetreten und nach einer Anzahl von weiteren Jahren Offizier geworden war. Als solcher hatte er in Altona in Garnison gestanden, dort Bertrade Teichner, die achtzehnjährige verwaiste Tochter eines kleinen Hamburger Magistratsbeamten, kennen gelernt und bald danach zu heirathen gewünscht. Von ihrem Vater ohne weitere Besitzthümer als ein hübsches Gesicht, jugendliche Frische, etwas Schuldressur und natürlichen guten Geschmack für ihre Kleidung zurückgelassen, besann sie sich nicht lange, den Antrag des nicht unbeträchtlich mehr als doppelt so alten Herrn Lieutenants anzunehmen, der ein Mann von vortrefflichem Charakter, doch leider nicht ebensoguter leiblicher Gesundheit war. Denn es steckte wohl schon bei der Hochzeit ein Krankheitskeim in ihm, entwickelte sich rasch, so daß er bald den Abschied nehmen mußte, und der Fort- und Ausgang bestand darin, daß seiner jungen Frau die Aufgabe zufiel, ihn ungefähr ein Jahr lang zu Tode zu pflegen. Dem unterzog sie sich getreulich und mit sorglichstem Bemühen, ihm das Ende so leicht wie möglich zu machen, war, als dies herangekommen, obwohl es lange vorauszusehen gewesen, doch sehr betrübt, stand aber im übrigen, von der kleinen Witwenpension abgesehen, wieder nicht viel weniger mittellos als vor ihrer Eheschließung in der Welt. Zum Entsagen und Verzagen hatte indeß die Natur sie an Körper und Gemüth nicht veranlagt, sondern jenen kräftig und dieses resolut, so daß beide für ihre zwanzig Jahre noch mit nach ihrem Theil von dem breit- und wohlgedeckten Tisch des Lebens Verlangen trugen, zu dessen Genügeleistung

freilich neben richtiger Einsicht und unverdrossener Thätigkeit auch noch gutes Glück gehörte. Dies hielt sie sich begriffsfähig vor, und das letzte, vielleicht wichtigste, da es nicht von der eigenen Thatkraft abhing, brachte ihr insofern ein Zufall entgegen, als er sie die Bekanntschaft eines jungen Landmannes machen ließ, den eine Geschäftsangelegenheit nach Altona geführt und dessen gutherziger Sinn ihn zuweilen antrieb, sich beistandsbedürftiger Mitmenschen anzunehmen. Aus dem ostholsteinischen Lande stammend, des Namens Christoff Wittkop, war er Erbpächter, das hieß so gut wie Besitzer des stattlichen, einige Stunden südöstlich von der wagrischen Kleinstadt belegenen Hofes Buchenhorst; dabei trug er allerdings trotz seinen erst fünfundzwanzig Jahren eine merkwürdig ausgereifte Abneigung gegen das gesamte weibliche Geschlecht in sich, das sein Verstand, wie die menschlichen Einrichtungen einmal waren, nicht für gradezu entbehrlich erklären konnte, doch seine Gefühlsseite entschieden nur als ein unter Umständen nothwendiges Uebel ansah. Seiner angeborenen Gutmüthigkeit indeß fiel's doch nicht möglich, wie er von der ziemlich bedrängten Lage der verwitweten Frau Lieutenant vernahm, als wortloser Zuhörer daneben zu sitzen, sondern er mußte den Mund zu der Aeußerung aufthun, daß nach seinem Dafürhalten sich nicht leicht irgendwo eine billigere Unterkunft und Lebensführung als in dem Städtchen finden lasse. Zumal für jemand, der wahrscheinlich mit der Nadel umzugehen verstände — der Ausdruck seiner Miene machte dabei von seiner Geringschätzung solcher Kunstfertigkeit kein Hehl — da, wie er glaube, unter den

bessergestellten ortsansässigen Familien ein Bedürfniß danach vorhanden sei. Nicht wegzuleugnen war's, daß diese Empfehlung durch die unverhohlenen misogynen Kundgebungen des Empfehlenden für ein Frauenzimmer eigentlich alles eher als Verlockendes besaß, doch Bertrade Engemann mußte den thatsächlichen Angaben des sonst augenscheinlich zu Treu und Glauben veranlagten jungen Hofbesitzers Vertrauen geschenkt haben, hatte sich alles einschlägige Für und Wider reiflich überlegt und daraufhin bald nachher den Entscheid getroffen, einen großen Segeltuch-Fuhrwagen zu miethen, um mit ihrer Habe an Hausrathdingen nach dem so manches Gute verbindenden und in Aussicht stellenden Orte zu übersiedeln. Eine langsam-lange Fahrt, anfänglich zwar auf der Altona-Kieler Chaussee, dann aber auf fürchterlichen Wegen war's gewesen, doch tröstliche Zuversicht oder wenigstens Hoffnung als Begleiterin hatte sie das mehrtägige und -nächtliche Stoßen, Schleudern, Rütteln und Schütteln über Stock und Stein geduldig in den Kauf nehmen lassen. So kam sie vor ungefähr einem Jahre hierher und fand die Verhältnisse zu ihrer vorläufigen Zufriedenstellung mit der Beschreibung durch Christoff Wittkop ziemlich übereinstimmend. Die Miethe des Häuschens legte ihr kaum den dritten Theil des Preises wie ihre bisherige Wohnung auf; freilich waren die Stuben eng, aber der Garten lag bei guter Witterung nett umher, und für die Einrichtung im Innern brachte sie ausreichend Möbel von ganz hübscher, sogar gefälligerer Art als die sonst zumeist ortsüblichen, größtentheils selbst in den besseren Häusern alt abgedienten und geschmacklosen; für eines

ihrer beiden Betten besaß sie ja trauriger Weise keine Verwendung mehr und stellte es in die Giebelstube hinein, welche dadurch die Wohnung sogar gewissermaßen mit einem zwar überflüssigen Gastzimmer versah. Auch hinsichtlich der wunschbaren Aufbesserungsmöglichkeit ihrer Mittel durch eine Erwerbsthätigkeit ward ihr keine Enttäuschung zu theil; für feinere Näh- und Stickarbeiten, die doch dann und wann auch im Städtchen von einer Festlichkeit oder Geburtstagsverpflichtung erheischt wurden, war niemand vorhanden gewesen, und da alles drin, wenn nicht in Stunden, so wenigstens in einigen Tagen zur allgemeinen Kenntniß gelangte, gingen der zu solchen Leistungen Erbötigen schon nach kurzem einige Aufträge zu. Zur Bestellung und Beredung derselben fanden sich die Honoratiorenfrauen selbst in dem Häuschen am Ackerrand ein, und die Annahme ging wohl nicht ganz fehl, daß eine Wißbegier, wie die hergezogene Fremde aussehe und hause, nicht unwesentlich zu diesen eigenen Gangbemühungen beitrug. Jede aber konnte nicht umhin, mit der Nachricht zurückzukehren, die junge Witwe sei sehr sauber und wirklich recht nett eingerichtet und wisse sich ebenso auch mit anständiger Manier Damen der Gesellschaft gegenüber zu benehmen. So erkannten die letzteren eine Art von innerlich lohnreicher Wohlthätigkeitspflicht darin, ihr hin und wieder einen Verdienst zuzuwenden, zumal da sich obendrein bald ergab, daß die ihr übertragenen Ausführungen zu voller Befriedigung ausfielen. Bertrade Engemann war wie in allem auch mit der Nadel gewandt, besaß neben viel überschüssiger Zeit einen in der Großstadt herangediehenen guten Geschmack, und

wenngleich die höchstgeschätzte Tugend jeder musterhaften Hausfrau auf sparsamste Bemessung der Arbeitsvergütung sah, ließ sie sich für den Anfang an dem geringen Ertrag ihrer Tätigkeit ruhig genügen. Ein kleiner Zuschuß war immer besser als keiner, und beim Abwarten konnte ein größerer daraus werden. Dazu gehörte vor allem ein geduldiges richtiges Behaben und Verhalten; sie trug mit eigenen Händen, die sehr niedlich waren, Sorge für eine hübsch in die Augen fallende Zurschaustellung ihres Gartens, damit er bei Vorüberkommenden einen ansprechenden Eindruck errege, und ein ähnlicher praktischer Beweggrund hatte sie auch die Unkosten für die Anbringung ihres Namens-Porzellanschildes an der Hausthür nicht in Rechnung ziehen lassen.

So stand sie im Rahmen dieser Thür vor den beiden unerwarteten Besuchern, ein Bild zur Schau bietend, das dem Arzt ein Zutrauen in Bezug auf den Zweck seines Hierherkommens einzuflößen schien. Anders dagegen verhielt sich's merkbar mit Gebert Norweg, dessen Augen nicht in Zweifel ließen, daß die Besitzerin des hübsch in Ordnung gehaltenen Gartens keineswegs einen ansprechenden Eindruck auf ihn ausübe. Er hatte sich wohl überhaupt hinsichtlich seiner nothgedrungenen neuen Unterbringung keine Vorstellung gemacht, oder wenn, so mochte er jedenfalls nichts weiter dabei gedacht haben, als daß in dem Wort ‚Witwe‘ ein gleichmäßiger Begriff liege und darum eine wie die andere sei. Das stellte sich jedoch als ein auf Unbekanntschaft mit den irdischen Dingen beruhender Irrthum heraus, der hier eine erschreckende

Berichtigung erfuhr. Es war sogar kaum ein größerer Gegensatz erdenkbar, als der zwischen dieser Witwe und der seligen Mutter Schlerbaum, und infolge davon sah der künftige junge Theologe mit einem scheu-ängstlichen Blick auf die erstere hin oder eigentlich an ihr vorbei. Wichart Libertus aber sagte jetzt: „Das dünkt mich durchaus richtig bedacht, Frau Lieutenant. Wohnen Sie allein in dem Hause?“

Die Befragte antwortete: „Für die gröbere Hausarbeit kommt die Tochter meines Nachbarn drüben ein paar Stunden zu mir, in der übrigen Zeit bin ich ganz für mich und habe mir deshalb den Klingelzug anbringen lassen. Eine alleinstehende Frau thut doch klüger daran, die Thür geschlossen zu halten, da es hier einsamer als in einer Straße ist.“

„Gewiß, vollkommen vernünftig“, stimmte der Arzt abermals zu. „Mir scheint, daß Sie eine gute Naturmitgift haben, alles einsichtig anzustellen, auch Ihrem Gärtchen sieht man's an. Aber mich däucht, noch besser, gesicherter wär's, wenn Sie einen männlichen Schutz in Ihrer Wohnung hätten.“

Beim letzten sah Bertrade Engemann den Sprecher einen Augenblick etwas verständnißlos an, eh' sie erwiderte: „Dazu reichen meine Mittel nicht hin, Herr Justizrath, ich kann mir keinen Hausknecht halten.“

„Das meinte ich auch nicht“, versetzte er, „aber ich habe gehört, daß es Ihnen vielleicht nicht unwillkommen sei, Ihre Einkünfte ein bischen vermehren zu können, und das ließe sich mit dem Schutzvortheil verbinden. Darum sind wir beide hier, ich und der junge Mensch, für

dessen Bedürfnisse ich testamentarisch zu sorgen übernommen habe."

Er erläuterte kurz die allgemeine Lebenslage sowie die plötzliche Nothlage, in die Gebert gerathen war, und schloß damit, ob Frau Engemann ihn etwa gegen entsprechende Vergütung in Kost und Wohnung nehmen wolle. Nach seinem Dafürhalten werde beiden Theilen dadurch förderlich gedient. Das setzte die junge Witwe sichtlich in Überraschung. Der Gedanke, auf solche Weise vermittelst eines Kostgängers ihre Einnahmen zu erhöhen, war ihr offenbar noch nie gekommen, und sie entgegnete zunächst nur: „Sie meinen, ich sollte in meiner Villa —?"

Diese Bezeichnung war merklich nicht ernsthaft gemeint, besagte eher, ihr Häuschen stehe vielmehr ganz im Gegensatz zu einer solchen, doch immerhin bezeugte es, passend angebracht, ihre Bekanntschaft mit dem Wort und Begriff. Und daran schloß sie die ebenfalls unbeendete Äußerung: „Ich würde so, meinen Sie, auch einen männlichen Schutz für mich —?"

Dazu spielte ihr unwillkürlich ein leichtes und halb schalkhaftes Lächeln um die schön rothen Lippen, und allerdings bot der Anblick des Gesichtsausdrucks Gebert Norwegs für diese Mundregung einigermaßen Erklärung. Ihren Zügen aber war anzusehen, daß sie während der beiden nur halb hervorgebrachten Sätze mit bedachtsamer Abwägung das unerwartete Angebot überschlagen habe und zu dem Rechnungsfazit eines daraus zu ziehenden, nicht zu unterschätzenden Vortheils fortschreite, einem Ergebniß, das sich jetzt etwas in ihrer Einladung kundgab:

„Wollen Sie nicht bei mir eintreten, Herr Justizrath, und sich mein Häuschen einmal ansehen?“

Sie trat dabei, um den Eingang frei zu machen, ein paar Schritte auf den Flur zurück, und diese Gelegenheit benutzte Gebert, dem Arzt von rückwärts so nah als möglich zu kommen und ziemlich stotternden Mundes zu flüstern: „Herr Justizrath — ich — ich möchte hier nicht bleiben —“

Der Angeredete drehte den Kopf und fragte: „Warum nicht?“

„Weil — ich — ich fürchte mich —“

„Fürchten? Wovor?“

„Vor — Mutter Schlerbaum war ganz anders — vor der fürchtete ich mich nicht —“

Wichart Libertus that etwas bei ihm äußerst Seltenes, er lachte und gab danach Antwort: „Glaubst Du, daß es hier Tatzen und Klapse giebt, wenn Du zu viel rothe Anstriche in Deinem lateinischen Exercitium nach Haus bringst? Daraufhin müssen wir's 'mal riskiren; vielleicht kommt's Deinem Examen und Deiner weiteren Carriere zu gut. — Gern, Frau Lieutenant, wenn wir Ihre Wohnung ansehen dürfen.“

Das bedurfte nur kurzer Zeit, und die Raumeintheilung entsprach genau der von außen erweckten Vermuthung. An die beiden Zimmer zur Rechten und Linken der Diele grenzten nach hinten auf der einen Seite die Küche, auf der anderen die Schlafstube der jungen Witwe; alles war nur klein, ein bischen puppenhaft, aber mit Geschmack eingerichtet und von untadlicher Sauberkeit; besonders muthete das Schlafgemach mit einer Ordnung und dem von

blüthenweißer Spreitdecke überbreiteten Bett an, daß es auch die achtsamsten Augen nicht zu scheuen brauchte und die Ueberzeugung einflößte, es sei jederzeit so im Stande, sich dem Blick eines unvorgesehenen Besuches darstellen zu lassen. Nur gebrach's, rasch erkennbar, dem Häuschen ohne völlige und auch kaum zu bewerkstelligende Umgestaltung an einem Raum zur Aufnahme noch eines Mitbewohners, und der Arzt gab dieser Wahrnehmung mit einem Ton des Bedauerns Ausdruck. Doch Bertrade Engemann entgegnete darauf: „Oben ist noch ein Zimmer vorhanden, das ich zu nichts anderem benutze, als daß es mir zum Unterbringen einiger Möbel und des Bettes meines verstorbenen Mannes dient." Eine gewisse Eilfertigkeit dieses Hinweises ließ herausfühlen, das Rechnungsfazit in ihrem Kopf sei inzwischen zum Abschluß gelangt und habe ein entschiedenes Vortheilergebniß zusammen addirt; leichtfüßig ging sie hurtig auf der kurzen Treppe voran und öffnete die Tür der Giebelstube.

Diese befand sich bis auf ein wenig begreifliche Staubablagerung in ebenso wohlgeordnet-nettem Zustande, war sogar die umfänglichste des Hauses, dabei hell und mit einer freien Aussicht auf die Feldweite begabt, so daß Wichart Libertus nicht mehr weiterem Bedauern, sondern vollständiger Befriedigung Worte lieh. Danach fuhr er, zu Gebert gewandt, fort: „Hier wirst Du, wenn die Frau Lieutenant Dir das Zimmer einräumen will, nach meinem Bemessen das für Dich bestgeeignete Quartier in der Stadt finden"; merkbar lag ihm daran, weiteren Suchens überhoben zu sein und die Angelegenheit von möglichst kurzer Hand zu erledigen. Das trat auch in seiner

nachfolgenden praktischen Behandlung der Sache zu Tage; die einschlägigen Fragen stellten zwar heraus, daß Frau Engemann den Preis für die Stube und gutausreichende Beköstigung etwas höher als die Mutter Schlerbaum veranschlagte, doch in Anbetracht der augenscheinlich hier dargebotenen Vorzüge enthielt sich der Justizrath jeder Einwendung aus Sparsamkeitsrücksicht und schloß alsbald einen zunächst vierteljährigen Vertrag für sein Halbmündel ab. Wie er im voraus angenommen, konnte dieser natürlich nicht sofort hier verbleiben, sondern ‚Meta Kienast' mußte erst aus dem Nachbarhause berufen werden, um die unbewohnt gewesene Stube gründlich in staubfreie Verfassung zu setzen; der Einzug Geberts ward deshalb auf den nächsten Tag verschoben. Seinerseits war er selbstverständlich auch zu keinem Einwand mehr gegen den über ihn gefaßten Beschluß imstande, denn eine Widerrede war noch so wenig jemals von seinem Munde gekommen, wie die Vorstellung eines eigenen Willenvermögens in seinem Kopf aufgetaucht. Nur empfand er im Augenblick deutlicher als je die im Grunde feindselige Gesinnung des Herrn Justizrats gegen ihn, der wieder an ihm für die Lästigkeit seiner übernommenen Verpflichtung mit verhohlener Schadenfreude Entgelt geübt. Stumm-hülflosen, eigentlich erbarmungswürdigen Gesichts stand Gebert Norweg, trotz seiner Körperlänge von beinah sechs Schuhen bildlich ungefähr an ein schreckgelähmtes Goldhähnchen erinnernd, das in einen engen Käfig mit einem Kernbeißer zusammengesperrt werden sollte, obwohl zwischen dem letzteren und Bertrade Engemann keine geringste Ähnlichkeit bestand. Wichart Libertus in-

deß kam davon, ungeachtet seiner sonstigen Scharfsichtigkeit, entweder nichts zur Wahrnehmung, oder sie beließ ihn durchaus gleichgültig; er verabschiedete sich artig von der Frau Lieutenant und schritt quasi re optima gesta mit seinem jungen Begleiter wieder durch die Hausthür zur Feldstraße hinaus.

* * *

Als die Beiden am Hause des Arztes ankamen, war seit seinem Weggang doch mehr als eine halbe Stunde verflossen, so daß dem Auftrag gemäß der Wagen bereits angespannt vor den Lindenbäumen wartete. Johann Troll stand in seinem Kutscherrock daneben, und Frau Stine Berens lag grade nichts anderes zu thun ob, als ihm Gesellschaft zu leisten, selbstverständlich indeß nicht unthätig, sondern sie putzte mit einem Wischtuch an den Sitzlehnen des leichten Fuhrwerks den Staub ab, wovon die unbrauchbaren Mannesaugen natürlich wieder keinen ‚Glimp‘ gehabt hatten. Dazu grinte Johann eben, als die Stimme des Herrn Justizraths hinter ihm aufklang: „Du brauchst nicht mit, ich nehm' selbst die Zügel.“ Das that er für kürzere Fahrten bei guter Witterung häufig; zu Gebert Norweg gewandt äußerte er dagegen: „Du kannst mit nach Hohenkamp fahren, die Luft thut Deinen Lungen gut, daß sie Dir das Blut etwas in Bewegung bringen; dafür zu sorgen ist die Hauptsache.“ Kein guter Tag, vielmehr ein im höchsten Maß unbehaglicher war's für den mit in die frische Luft Hinausbefohlenen, aber von einer Widersetzlichkeit konnte nicht die Rede sein, und er kletterte einigermaßen linkisch zum Sitz des Einspänners hinauf. Der Arzt folgte nach, nahm Zügel

und Peitsche aus Johanns Händen, drehte den Kopf noch einmal gegen Stine zurück und gab Anweisung: „Sie muß das Gastbett für Gebert Norweg herrichten, er schläft heute drin, weil die Mutter Schlerbaum nicht mehr lebt. Nur diese Nacht; von morgen an hab' ich für sein Unterkommen bei der Witwe Engemann gesorgt.“ Die letzte Beifügung sollte merklich zu einer Beruhigung der Beauftragten dienen, daß ihr keine langandauernde ungewöhnliche Mühwaltung zugemuthet werde; Wichart Libertus klitschte nun einmal leicht mit der Peitschenschnur über die Ohren des Pferdes, der Wagen rollte fort, und von den beiden Zurückbleibenden sagte Johann nachblickend: „Jo, de Herr Stizrath versteiht dat, mit allens richti umtogahn, he brukt keen annern dato.“

Stine dagegen verhielt sich mehrere Athemzüge lang stumm, indeß sichtlich nicht aus Unlust, sondern aus Unfähigkeit zum Sprechen. Dann aber schlug's ihr mit einem befreienden Losbruch über die Lippen, doch nicht als Antwort auf die Bemerkung Johanns, die ihr nur am Ohr vorbeigeklungen, vielmehr als ein Selbstgesprächs-Hervorstoß ihres erlösungsbedürftigen Innern: „Nu is em doch wul rein all' un jede Vernunft ut'n Kopp weglopen!“

Danach mußte sie erst einmal luftschöpfend innehalten, um fortfahren zu können: „Dat kummt dana, wenn Een keen Fru hett un nix von Fruenslüd afweet, denn blifft he mit all' sin Bökerklokheit as'n Döschkopp. To d e schall de lange Bengel in dat lütte Hus, hett he seggt un hett he sik utdacht? Dat is jo rein as'n Heckbuur mank de Garnbüsch rinsett. Ick bün doch ok mal 'n Fru weßt

un heff mehr Verscheel davun in 'n lütten Finger as he in sin hele Brägenkist."

Jetzt besann sich indeß die Sprecherin darauf, daß sie nicht allein vor'm Hause dastehe, es kam ihr zugleich auch zum Bewußtsein, daß ihr etwas am Ohr vorübergeklungen sei, und von ihrem Monolog abbrechend, fragte sie mit grundsätzlicher Abänderung der Sprache: „Was hat Er gesagt, Johann? Der Herr Stizrath verstehe, mit allem richtig umzugehn? Schämt Er sich nicht, so was aus seinem Mund zu bringen?"

Das ging über Johanns Begriffsvermögen, denn er antwortete: „Worüm schull ick mi schamen, dat de Herr Stizrath richti mit de Pitsch ümtogahn versteiht? Blot so'n lütten Klatsch üm de Ohren, mehr schall dat jo ok nich sin. Dat helpt all nog und bringt dat Perd, wenn't wat drag is, oppe Been."

Stine sammelte alle ihre Geringschätzung der geistigen Veranlagung Johanns in die Frage zusammen: „Denkt Er denn niemals was?"

Er grinte. „Wat schull ick denken? Dat bruk ick jo nich un deihst Du jo nog."

„Aber Er kann doch nicht so vernagelt sein, für richtig zu halten, daß der junge Mensch, über achtzehn is er ja wol, bei der — der Witwe Engemann im Haus wohnen soll."

Johann sah in der Tat sehr vernagelt drein und erwiderte dazu: „He kümmt hüt Abend jo vörst hierher, un Du büst jo ok en Witwe, denn müß he jo ok nicht to Di kamen. Awers, dat kann jo sin, dat Du Di beter

darup versteihst as ick, denn lat em lewer nich herkamen, wenn Du en Witwe nich god vör em meenst."

In der Gehirnkiste des Sprechers sah's entschieden ebenso hoffnungslos-begriffsstutzig aus wie in der des Herrn Stizraths, so daß Stine Berens Zuflucht zu ihrer ultima ratio nahm, indem sie jählings ins Haus ging und die Thür hinter sich zuschlug; doch vollbrachte sie das letztere diesmal mit einem besonderen knallenden Nachdruck und erweckte dadurch eine Empfindung, als ob ihr augenblicklicher Verdruß nicht ausschließlich dem Abprallen ihrer lehrreichen Unterweisungen von der Dickköpfigkeit Johanns entstammt sei.

Wichart Libertus vernahm aber weder den Thürknall mehr, noch ward er durch die diagnostische Meinungsabgabe Stines über seine heut' an den Tag gelegte Hirnbeschaffenheit in Schreck versetzt, denn der Wagen rollte bereits lang' aus der Hörweite draußen vor'm Städtchen nordwärts seinem Ziel entgegen. Eine schöne Fahrt war's am mäßig absinkenden Mainachmittag, grüne Kornsaat, über der Lerchen unermüdlich trillerten, ragte schon hochhalmig rechts und links vom Boden, Buchenholzungen standen im ersten jungen Laub, und wie das Fuhrwerk langsamer eine kleine Weganssteigerung überwunden, dehnte sich unweit gradevor, von der schrägen Sonne beglänzt, die Ostsee. Sie erschien für den Blick nicht flachgestreckt, sondern wie eine gegen den Himmelsrand aufgebaute dunkelblaue Mauer, da und dort schimmerte ein helles Segel, und gute Augen nahmen am Nordhorizont einen grauen Schatten gewahr; das konnte die Südspitze der dänischen Insel Langeland sein, war

indeß vielleicht auch nichts anderes als ein nebelnder Dunststrich. Der Arzt besaß solche Augen und richtete sie prüfend darauf hin, doch nur kurz und mit einem Ausdruck, als bleibe sich's im Grunde durchaus gleich, was von beiden dies ungewisse Grau sei; Gebert Norweg dagegen sah offenbar vor sich hinaus, ohne überhaupt irgend etwas zu sehen, weder auf dem Wasser noch auf dem Land. Diese Wahrnehmung oder Eindruckserweckung veranlaßte seinen Begleiter jetzt einmal zu einer Äußerung: „Bist Du ein Hase, der mit offenen Augen schläft? Nach Deiner Leibescondition sollt'st Du eigentlich zur Gattung Mensch gehören. Die ist freilich selten wohlconditionirt, und für das, was der Mensch im Blut mitkriegt oder nicht mitkriegt, kann er nichts. Aber wie's weiter damit wird, dazu können seine Augen und Ohren etwas thun. Das heißt, er muß sie brauchen, wozu er sie hat. Mach' Beine, faule Lise!"

Ein begleitender leichter Peitschenschwips über die Ohren des Pferdes hin machte verständlich, wem die letzte Aufmunterung galt, doch gewissermaßen war eine solche auch mit einem Klitsch um die Ohren Geberts geklungen, und zwar von der Beschaffenheit, die ihm seine Begleitung des Herrn Justizraths auf der Praxisfahrt nicht grade als ein Vergnügen in Aussicht gestellt hatte. Er war bei der Anrede und ihrer Fortsetzung zusammen- und ein bischen aus seiner Ausdrucksleere aufgefahren, denn er schlug einmal mit den Wimpern und sagte, merklich um irgendwas zu antworten: „Ist das Graue über dem Wasser Langeland?" Das setzte offenbar den Hörer halb in Verwunderung und ließ ihn erwidern: „Na, Deine

Augen scheinen ja zum Glück doch noch nicht obliterirt zu sein, wie bei den Molchen in der Adelsbacher Höhle. Was weißt Du von Langeland? Hast Du's schon einmal geseh'n? Kann sein, daß es Langeland ist oder nur sein Schatten, den's aufwirft; Luftspiegelung, Fata morgana nennen's die gelehrten Leute. Das bleibt sich für uns gleich, wir woll'n nicht bis dahin, nur bis Hohenkamp. Hat Dein Schulmeister Dir beigebracht, was für Bäume bei uns im Mai noch keine Blätter haben?"

In Wichart Libertus' Art lag das manchmalige kurze Abspringen von einem Gesprächsgegenstand auf den anderen; er deutete bei der letzten Frage nach einem halben Dutzend hoher, noch beinahe völlig kahler Baumwipfel, die jetzt, schon nahegerückt, den Weg begrenzten und ihr Geäst über einem breithingestreckten, mit grünen Moosbulten überwachsenen Strohdachgebäude fast zusammenflochten. Wie's zu erwarten stand, blieb indeß der Befragte die Antwort schuldig, und statt seiner gab sie der Arzt selbst: „Merkwürdig, daß Du's nicht weißt. Sie haben doch einen lateinischen Namen. Ich ersehe daraus, Du bist noch nicht reif genug für die Universität, da braucht's noch Nachhülfe. Nüsse haben Schalen, die man erst mit den Zähnen aufknacken muß, um an den genießbaren Kern zu kommen. Aus Haselnußsträuchern werden die nützlichen Stecken für die Schulbank geschnitten, auf der sonst manch einer sitzen bliebe, bis der Tischler den Sarg für ihn hobelt. Walnüsse dagegen schüttelt man vom Baum, tunkt sie in Salz, und wer sie so aufißt, hilft damit seinem Gedächtniß nach, wenn's schwach werden will. Vermuthlich weil sie einen bitteren Geschmack haben; man

heißt das Naturheilkunde, Leute, die von nichts wissen, verstehn sich am gründlichsten drauf; kommt auch bei andern Heilswissenschaften vor. Timm Ladengast hat sich's in seinem Kopf anders zurechtgelegt; er meint, wenn Honig dazu gesetzt wird, gibt's Bittersüß und lockt besser auf den Leim. Das zeugt von ausgiebiger Menschenzungenkenntniß, und man sollt' ihn nach Kiel auf den philosophischen Lehrstuhl berufen. Juglans nannten die alten Römer den Baum und nux die Frucht, die dran wächst. Nun weißt Du's und siehst ein, daß es nutzbringend für Dich ist, mit mir auszufahren."

Gebert Norwegs Gesicht nahm sich zwar nicht danach aus, daß er zu dieser Einsicht gelangt sei, und eigentlich war's auch nicht recht zu verlangen, denn die Belehrungen des Sprechers hatten so krause Hin- und Hersprünge gemacht, daß selbst ein geschulter Logiker schwerlich ein Verständniß mit ihnen zusammengeknüpft hätte. Jedenfalls wäre ihm dazu die Vorkenntniß erforderlich gewesen, das breit hingelagerte Strohdachhaus sei ein ländlicher Krug, heiße ‚Der Nußkrug', muthmaßlich nach den ihn umgebenden alten Walnußbäumen, und sein derzeitiger Inhaber führe den Namen Timm Ladengast. Den hatte ein bedachtsamer Zufall ihm richtig angepaßt, denn der Name war in vergangenen Zeiten aus dem Geheiß: ‚Lade den Gast ein!' entstanden, und dem kam sein heutiger Träger getreulich durch seinen in weitem Umkreis wohlbeleumundeten selbstverfertigten ‚Nußschnaps' nach, der wahrscheinlich als Taufpathe mit zur Benennung des Krugs beigetragen. Er verband mit der Geschmacksherbigkeit der gelben Walnußhaut die Gaumenbeschwich-

tigung durch einen Süßstoff, ging nicht nur den Bauernkehlen der Jugend, sondern gleichfalls denen der hochadligen Rittergutsbesitzer gelegentlich angenehm ein, und sein Bereiter hätte sich deshalb nach Libertus' merkwürdiger Anschauungsweise für die Bekleidung eines Universitätslehramtes der Weltweisheit qualifiziert. Allerdings wäre dazu eine etwas andere leibliche Bekleidung als seine gegenwärtige erwünscht gewesen, denn augenblicklich stand Timm Ladengast hemdärmelig und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen neben einem wettermorschen Wirthstisch unter dem vordersten Baumdach, trat, die Mütze ein bischen vom stark rothbäckigen Kopf ablüftend, gegen den flüchtig anhaltenden Wagen hinan und fragte: „Wat is dat nu vör een, Herr Justizrath, den Se do utföhrt? Dat deiht em wul nödig, he süht wat dösig ut de Oogen.“

„Jo, Kröger“, antwortete der Arzt, „dat deiht nödig, de Wind mutt em ummen Kopp.“

„Na, schall dat en Lütten sin, Herr Justizrath?“

‚En Lütten‘ war eine landesbräuchliche, doch etwas abmindernde Bezeichnung für die rühmlich ausgiebigen Nußschnapsgläser des Krugs. Indeß Libertus schüttelte zu dem Angebot den Kopf. „Nee, Kröger, wenn mi t'rügg kamt. De Fru Baronin hett en fine Näs und rükt een dat an; do mutt man sick ok fin opföhren.“

„Na, denn man to, Herr Justizrath. Hört de na Hohenkamp hen? Ick heff em noch nich sehn.“

„Nee, dat's en Vagel, de ut Nest full'n un narms henhört, davör würr'n se sick up Hohenkamp bedanken; he schall blot sin Flünken mal utlüften, do is veel Stöv in. Adüs, Kröger!“

zu entnehmen war, daß der Herr Justizrath wohl ab und zu im Vorbeikommen einen Nußschnaps nicht verschmähte, doch in Anbetracht seines gegenwärtigen Zieles, um eine Anstoßerregung zu vermeiden, davon Abstand nahm; ein etwa vom Mund ausgehender Schnapsgeruch vereinbarte sich nicht mit der im adligen Gutsschlosse nothwendigen „feinen Aufführung.“ Geberts zuhörenden Ohren gereichte zwar diese Fürsorglichkeit etwas zur Überraschung, da es ihm an einer Vorstellungsfähigkeit gebrach, daß sein geschäftlicher Vormund irgendwo und irgendwem gegenüber sich eines verschiedenartigen Behabens und Ausdrucks befleißigen könne. Doch war er über die Kundgabe dieser Absicht nicht nur verwundert, sie verdroß ihn sogar und erhob ihn damit gewissermaßen zu einem Gefühlsaufschwung, für den seine Natur sonst keinen Antrieb in sich trug. Aber was mit Hohenkamp zusammenhing, war ihm zuwider, als das einzige in der Welt, das ihn mit diesem Wort eine Bedeutung verbinden ließ; warum, hätte er freilich nicht angeben können, denn eigentlich kannte er nichts von dorther als die junge Tochter des Barons von Ratlow, das Freifräulein Gerda. Die war ihm ein paarmal, wenn er mit seinen Büchern unter'm Arm zur Schule gegangen, auf der Straße in der Hohenkamper Kutsche, mit dem Lakaien hinter sich auf dem Rücksitz, begegnet, hatte bei seinem Anblick den Kopf umgedreht und laut hörbar dazu gelacht. Ob über ihn, hatte sie allerdings nicht beigefügt, doch weil sie's dreimal ebenso gethan, nahm er's so an, und als Wirkung davon beherbergte er gegen Gerda von Ratlow einen Widerwillen in sich, der beinah auf den Namen Haß Anspruch

machen durfte. Sie war das einzige Geschöpf, dem er bis heute die Begabung zuerkannt, ihn zu einer Gemüthswallung aufzubringen; nur jetzt eben hatte sich in der Witwe Engemann noch ein zweites hinzugesellt, das mit jener bei ihm in einen Vergleich und Wettbewerb trat. Freilich von ganz anderer Beschaffenheit; Gerda Ratlow hätte er einmal mit etwas auf den lachenden Mund schlagen mögen, während der erste Anblick der ‚Frau Lieutenant‘ ihm ein schreckhaft unheimliches Gefühl durch alle Glieder gejagt hatte. Daraus war seinem Kopf die Erkenntniß aufgegangen, gut meine die es auch nicht mit ihm, sei vielmehr wahrscheinlich von noch bösartigerer Gesinnung als Gerda Ratlow, gegen die er sich doch mit seiner Armkraft wehren könnte, was bei der andern unmöglich falle, denn er würde sich nicht getrauen, sie auch nur mit einer Fingerspitze anzurühren. So fuhr er immerhin noch lieber hier mit nach Hohenkamp, als daß er heute schon gleich im Hause der Witwe Engemann geblieben wäre. Beide üblen Zwangsnöthigungen aber verdankte er oder richtiger betrafen ihn aus seiner Abhängigkeit von der Willkür des Herrn Justizraths, der sich eine Genugthuung damit verschaffe, seine Launen an ihm auszulassen.

Der Nußkrug lag schon halbwegs nach Hohenkamp und gehörte diesem bereits an, dessen Park sich jetzt unweit vor dem Blick am Seestrand breit entlangstreckte; zwischen den frischbelaubten Bäumen tauchte das Schloßgebäude nur mehr als ein weißer Schimmer hervor. Die Fahrstraße verwandelte sich nun zu einem ‚Redder‘, wie im Lande ein von bepflanzten Knickwällen eingefaßter Weg benannt

wurde; hier standen schon hochaufgeschossene Vogelbeerbäume drauf, und dem Arzt kam vom Mund: „Die sind ein gutes Stück größer geworden;“ er sprach's vernehmbar, doch merklich nicht für das Gehör des neben ihm Sitzenden, sondern nur als eine botanische Feststellung vor sich hin. Gebert aber ging jetzt auf, daß Hohenkamp schon nah vor ihm liege, und er brachte plötzlich heraus: „Kann ich nicht hier — und warten, bis Sie wiederkommen, Herr Justizrath?“

Dieser drehte ihm verwundert den Kopf zu und fragte: „Warum? Bist Du ein Freund von Ebereschen?“

„Nein — aber ich möchte lieber nicht — ich möchte hier über etwas Wichtiges, was ich morgen früh bei Herrn Harms — er hat uns gesagt, es wäre sehr wichtig, daß wir —“

Sein Stottern gelangte nicht weiter, oder Wichart Libertus unterbrach es durch die einfallende Belehrung: „Wichtig ist nichts auf der Welt, kein Mensch und kein Ding. Wichtig ist bloß, daß wir das begreifen und uns die dazu nöthige Vernunft im Kopf anschaffen. Für die braucht der Mensch gesundes Blut, und dem ist Wasserluft zuträglich. Also ist nur wichtig, daß Du mit bis zum Eiderholm fährst und Dich am Strand aufhältst, bis ich im Schloß fertig bin. Vogelbeerbäume sind zu dem Zweck unnütz, davon profitirt der Mensch nichts, sondern läßt sie den Vögeln.“

Das war wieder, wie oftmals, nur zum Theil verständlich und manches gar nicht, nur ging daraus hervor, daß Gebert bis nach Hohenkamp mitfahren solle und darum müsse. Besonders aber wußte er mit einem der Worte

keinen Sinn zu verbinden und fragte: „Eiderholm — was ist das — gibt's das da am Wasser?"

„Eiderholm ist der Platz, wo die Eidergänse brüten und ihr Nest mit Dunen ausfüttern. Aber da sind die Landvögel in den Ebereschen — und wahrhaftig, da sitzt er auch in seinem Hochzeitskleid —"

Als ein unwillkürlicher Ausruf entflog das letzte Libertus von den Lippen, dessen Augen stutzend auf einer der Ebereschen haften blieben, in der eine Anzahl von Feldsperlingen ihr Geflatter und Geschnatter betrieben. Zwischen ihnen aber leuchtete aus den gefiederten Blättern etwas beinahe roth Flammendes hervor, bei genauerem Hinblick auch eine Vogelbrust, aber sich prächtig von ihrer Umgebung abhebend, so daß Gebert erstaunt wiederum fragte: „Was für ein Vogel ist das? Den habe ich noch nie gesehen."

„Da sieh' ihn Dir an, Gebert Norweg, und halt' ihn im Gedächtniß fest!"

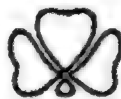
Jäh hinausgestoßen war's, und die Stimme des Sprechers hatte dabei einen ihr sonst nicht eigenen barschen, fast scharfen Klang, weckte den Eindruck, daß er überdrüssig sei, auf die Unwissenheitsbekundungen Geberts weiter zu erwidern. Doch beharrte er nicht bei dieser Regung, sondern fügte nach einer kurzen Pause in seinem gewöhnlichen Ton hinterdrein: „Ein Rothfink ist's, Dompfaff heißt er meist, Du kannst ihn auch Gimpel nennen. Aber nicht wahr, ein Prachtvogel ist er, wenn Du die Lüninge da neben ihm ansiehst? Das müßten blöde Augen sein, denen solch ein gemeiner Feldspatz besser gefiele. Was Wichtiges, sagtest Du vorher? Das

vergaß ich, die Vogelkunde ist auch etwas Wichtiges für den Menschen, davon kannst Du beim Ausfahren mit mir lernen, ich habe mich in Deinem Alter mit Ornithologie beschäftigt. Sticht Dir auch der Rothfink in die Augen, Lise?"

Wichart Libertus holte mit der Peitsche aus, ließ sie indeß diesmal nicht um die Ohren der Angesprochenen schwippen, sondern schlug ihr klatschend über den Hals, so daß sie erschreckt vorsprang. Gleich danach jedoch sagte er: „Ich wollt' Dir zeigen, Gebert, wie der Mensch es nicht machen muß. Das war unvernünftig und ungerecht, denn ich hab' sie angehalten, weil der Rothfink so schön leuchtete. Mach' Dich weg, Dummkopf, sonst kommt Einer mit Pulver und Blei und schießt Dich herunter, wenn Du auch nichts bist als ein Gimpel."

Er schlug noch einmal mit der Peitschenschnur drein, doch diesmal nach dem vorhängenden Gezweig der Eberesche, aus welcher der Vogel mit dem Scharlachgefieder davonflog und die Spatzen in grauem Schwarme lautschilpend hinter ihm dreinschwirrten. Das Redder mündete nun bald in eine breite Allee mit knorrigen Ulmen aus, an deren Ende das weiße Gutsschloß von Hohenkamp sich jetzt klar und übersichtlich aufhob. Nach kurzem hielt der Wagen vor diesem an, der Arzt warf einem herbeikommenden Stallbediensteten die Zügel zu, stieg vom Sitz herunter und deutete seinem mechanisch ebenfalls niedergekletterten jungen Begleiter auf einen Parkweg hin: „Da geht's zum Wasser, ich hol' dich nachher am Strand ab. Mach' die Augen nicht zu, sondern auf; man muß immer die Gelegenheit benutzen, sich die Dinge um den

Kopf herum anzusehn, wenn sie einen selbst auch nichts angehn." Damit trat der Herr Justizrath an einen Fußkratzer, über den er ein paarmal mit den Stiefeln hinglitt, um die Sohlen nach seiner Beflissenheit schicklichen Behabens in dem vornehmen Hause von etwa an ihnen haftendem Staube zu säubern, und begab sich dann in die große Schloßthür hinein.



II.

Das ritterschaftliche Gut Hohenkamp zählte zu den ansehnlichsten wie zu den schönstbelegenen des wagrischen Landes und befand sich schon seit Jahrhunderten im Besitz des alten Geschlechts seines gegenwärtigen Inhabers Freiherrn Ulrichs von Ratlow, in dessen Hand es vor ungefähr drittehalb Jahrzehnten durch den Tod seines Vaters übergegangen war. Der hatte unter seinen so ziemlich ausnahmslos nicht an einem Mangel adligen Bewußtseins leidenden Standesgenossen eine Stellung eingenommen, die zu der halb sprüchwörtlich gewordenen Redensart Anlaß gegeben: ‚Hochnasig wie Herwig Ratlow‘; eine bürgerliche und bäuerliche Anschauung sprach sich darin aus, die natürlich ihn selbst so unbekümmert gelassen, als sie seiner Werthschätzung in aristokratischen Kreisen keinen Eintrag getan, wenn auch sogar in diesen dann und wann eine Äußerung gefallen, daß es sich bei der und jener Gelegenheit vielleicht aus Klugheitsrücksichten empfohlen hätte, in der äußeren Form seines Auftretens, Sprechens und Handelns den Umständen etwas Rechnung zu tragen. Doch der Baron Herwig von Ratlow hatte sich seinem Wesen gemäß auch nicht bemüssigt gefühlt, den Schein starrsten Adelsstolzes und

wegwerfender Mißachtung aller bürgerlichen, in seiner Schätzung gleich niedrig-gemeinen Volksschichten zu vermeiden, bis eines Tages der damals erst seit einigen Jahren im Städtchen ansässige Doktor Libertus plötzlich nach Hohenkamp hinausberufen worden, weil den Schloßherrn unvorgesehen ein Schlaganfall betroffen. Das war ihm nach der medizinischen Betrachtungsweise des Arztes infolge der nämlichen körperlichen Veranlassung wie oftmals bei höher bejahrten gewöhnlichen Menschen widerfahren, doch der gleichfalls noch jüngere Pastor Warmund Cordemann hatte in einer tiefergreifenden Parentation diese kurzsichtige Auffassung für die Zuhörer und Zuhörerinnen dahin berichtigt, daß der Weggeschiedene aus seiner irdischen Wirksamkeit abberufen worden sei, weil er sich durch sie in einem nur selten so vollendeten Maße für den Beginn seiner noch höheren unvergänglichen Jenseits-Aufgabe bereitet erwiesen habe. Nach weltlicher Satzung war durch den Fortgang des Verewigten Hohenkamp unbestritten als Erbtheil seinem einzigen Sohne Ulrich zugefallen.

Von der Art des Vaters dagegen hatte dieser kaum etwas zum Vermächtniß erhalten, am wenigsten hochfahrendes und halsstarriges Wesen. Im Gegentheil genoß er nicht nur auf den sonstigen Rittergütern, auch bei der nichtadligen Bevölkerung in Stadt und Land den begründeten Ruf eines äußerst liebenswürdigen, für seine Geburts- und Besitzstellung eher zu bescheiden auftretenden Herrn, der keinem Anlaß gab, von ihm hinter seinem Rücken anders als ins Gesicht zu reden. Sein Vater hatte das Gut noch zur Zeit der seit Jahrhunderten in

Holstein gültigen strengsten Leibeigenschaft übernommen, doch auch als diese gesetzlich aufgehoben worden, keine Änderung seines Verhaltens gegen die Angehörigen von Hohenkamp eintreten lassen, sondern sie wie Hörige fortbehandelt und ihnen in allem die unbedingte Abhängigkeit von seinem Willen aufgenöthigt. Das mochte nicht selten widerrechtlich geschehen sein, aber für ihn gab's kein anderes Recht als seinen Entscheid; Auflehnung dagegen wäre voraussichtlich zu noch stärkerem Nachtheil der sich Widersetzenden ausgefallen, und die Erhebung einer gerichtlichen Klage hätte bei den allgemeinen deutschen wie dänischen Verhältnissen im ersten Viertel des Jahrhunderts schwerlich einen anderen Erfolg als große Kosten für die Beschwerdeführer gehabt. So fügten die von der Zwangsgewalt Betroffenen sich zur Vermeidung von noch schlimmeren Übeln, beschränkten ihre Gemütswallungen auf ein heimliches Gemurre zwischen sichernden Hauswänden, das indeß bei dem Besitzantritt Ulrichs von Ratlow auch völlig verstummte. Denn er brach sogleich aufs vollständigste mit dem überlieferten Verfahren seines Vaters, ordnete sich den gesetzlichen Bestimmungen unter, erkannte alle Gutsangehörigen als in freiwilligem Dienstverhältniß zu ihm Stehende an und theilte nicht allein jedem sein gebührendes Recht zu, sondern war sogar in Noth- und Krankheitsfällen zur Aufbesserung und Wiedererlangung gesunder Kraft behülflich. Und es zeigte sich, daß er damit keineswegs zu seinem Schaden, vielmehr offensichtlich zum eigenen Vortheile handle, denn das Gut, das unter der herrischen Hand seines Vaters infolge schweigender Verdrossenheit und Arbeitslässigkeit der

Untergebenen in seinem wirthschaftlichen Ertrag mehr und mehr herabgekommen war, sah diesen jetzt durch ihre Willigkeit und Achtsamkeit von Jahr zu Jahr gesteigert, so daß Hohenkamp sich schon seit langem wieder zu seiner ehemaligen Wertheinschätzung, ja noch darüber aufgehoben. Nicht unerheblich zur Vermehrung der Einkünfte hatte auch die Vermählung des Freiherrn mit Dagmar Gyldencron, einer dänischen Grafentochter von Seeland, beigetragen, die ihm außer ihrer vielbewunderten Schönheit eine reichhaltige Mitgift zugebracht; als junges Mädchen in hohen, selbst höchsten Kreisen Kopenhagens aufgewachsen, trug sie ihm außerdem noch einflußreiche Beziehungen ein und begabte sein Haus mit einer Repräsentantin feinster hauptstädtischer Bildung. So hätte er alles, was in seinem Begehren liegen konnte, besessen, wenn die Erfüllung noch eines, sehr begreiflichen Wunsches hinzugekommen wäre. Der indeß, die Geburt eines männlichen Erben seines Namens und Besitzthums, war ihm in seiner Ehe versagt geblieben, seinem Hause nur die eine Tochter zu theil geworden. Da diese jetzt siebzehn Jahre zählte, ohne daß eine weitere Nachfolge stattgefunden, ließ solche sich kaum mehr erhoffen, doch Ulrich Ratlow war philosophisch veranlagt, sich von Unabänderlichem nicht zwecklos im Genießen dessen, was er besaß, beeinträchtigen zu lassen, so daß niemand ihn anders als beständig gleich heiteren Sinnes und in stetigem harmonischen Einklang mit seiner Gemahlin lebend, kannte.

Dagmar Ratlow, erst kaum über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus, hatte sich in den Gesichtszügen nicht

nur die Spuren ihrer jugendlichen Schönheit, sondern diese selbst fast noch unangetastet bewahrt, eine typisch dänische, die auf den ersten Blick ihre Herstammung von jenseits der Ostsee durch den überaus zarten Teint, sanft hellblaue Augen und eine hochgebaute, von feinem goldblondem Haar umfaßte Stirn kundgab; in allem, auch in der schlank-eleganten Gestalt bot sie große Ähnlichkeit mit ihrer Tochter, und der bei solcher Übereinstimmung besonders in weiblichem Munde oft beliebte Vergleich von älterer und jüngerer Schwester hatte nicht nur selbstverständlicher Weise auf Hohenkamp schon häufig Anwendung gefunden, sondern trug in diesem Falle auch eine gewisse Berechtigung in sich, denn der Altersunterschied machte ein solches Verwandtschaftsverhältniß zwischen beiden nicht zur Unmöglichkeit. Die junge Komtesse Gyldencron hatte sehr frühzeitig und eigentlich gegen alle Erwartung ihres weiteren Bekanntenkreises geheirathet, da man vielfach angenommen, daß sie mit der Vergebung ihrer Hand bedeutend höher hinaustrachte. Doch unvorgesehen, fast plötzlich war ihre Verlobung mit dem Baron von Ratlow erfolgt, der sich damals zu längerem Besuch auf einem adligen Gute am Sund aufgehalten, und schon bald nachher die Hochzeit gefeiert worden, die sie aus ihrem Heimatlande nach Holstein herübergeführt. Für die vornehme Gesellschaft Kopenhagens hatte dies einen entschiedenen Verlust bedeutet; man redete dort noch geraume Zeit verwundert, wohl auch etwas achselzuckend, davon, daß sie die Bewerbung eines einfachen, an Rang und Titel unter ihr stehenden deutschen ‚Freiherrn‘ angenommen habe. Doch er mußte ihr ein

willkommener Werber gewesen sein, da sie keiner Ueberlegung bedurft, auf seinen Antrag sogleich mit ihrem Jawort zu erwidern. Es war um die Zeit geschehen, als man in der dänischen Hauptstadt grade große Festlichkeiten vorbereitet, um der allgemeinen Freude über die Verlobung des jungen Kronprinzen Friedrich mit seiner Cousine Wilhelmine Marie Ausdruck zu geben, und allerdings versetzte sich Dagmar Gyldencron durch ihre Verheirathung aus der lebendig bewegten und anregenden Residenz in eine sehr verschieden geartete stille Landwelt. Doch Pastor Cordemann blieb nicht verborgen, daß sich darin ein Beweis der göttlichen Macht jener höchsten Liebesfähigkeit zu erkennen gegeben, welche wahrhaft edlen Herzen als eine Himmelsmitgift eingeboren werde, keinerlei äußere Umstände in Rechnung zu ziehen, sondern einzig nach einer durch gleiche Zuneigung und Werthschätzung vollendete innere Beglückung verheißenden christlichen Lebensgemeinschaft zu trachten. Er hatte nach dem Einzug der Neuvermählten auf Hohenkamp, als sie sich zum ersten Mal beim Sonntagsgottesdienst in der Stadtkirche eingefunden, dieser schönen Erkenntniß Worte geliehen, die natürlich keine Namen und Andeutungen enthielten, doch trotzdem in ihrer feinsinnigen Einflechtung in seine Predigt nicht Zweifel über ihre Bezugnahme gelassen, so daß die Augen aller Zuhörer sich mit Rührung auf das vornehme junge Ehepaar gerichtet und Ulrich von Ratlow nach dem Schluß der kirchlichen Handlung durch einen stumm-beredten Handdruck dem Geistlichen Verständniß und Dank zum Ausdruck gebracht hatte.

Seit dem Tage waren jetzt fast zwei Jahrzehnte über die äußere Erscheinung der Freifrau von Ratlow ohne das Mitführen einer sich wesentlich bemerkbar machenden Veränderung hingegangen und gleicherweise auch ohne eine Wandlung in dem Verhältniß und völligen Einvernehmen der beiden Ehegatten. Das Hohenkamper Schloß bildete zu allen Jahreszeiten eine gastfreie, auch durch geistig-vornehme Bewirthung einladende Stätte, an welcher der Hausherr und die Hausfrau miteinander in gewinnender Liebenswürdigkeit gegen sich selbst wie gegen ihre Besucher wetteiferten; ein disharmonischer Ton und eine Mißstimmung waren dort nicht denkbar. Wenigstens keine von jenen durch eine Gegensätzlichkeit ausgehende; nur von außen her konnte ihnen dann und wann eine Trübung aufgenöthigt werden, deren Beseitigung das Herzuberufen des Justizrats Libertus, des selbstverständlichen Hausarztes erforderte. Hauptsächlich gaben Kinderkrankheiten Gerdas dazu Anlaß, aber auch die erwiesen sich zumeist nicht von schwer bedrohlicher Art, oder wurden in einigen ernsteren Fällen durch die Tüchtigkeit des Arztes ohne Hinterlassung von Folgen zur Genesung gebracht. So genoß er höchstes Vertrauen und einsichtsvolle Schätzung seiner Unentbehrlichkeit im Schloß, obwohl es manchmal nicht ganz leicht fiel, über sein, der Praxis in aristokratischen Familien nicht sonderlich angepaßtes Benehmen hinwegzukommen. Er konnte gelegentlich aussprechen, es sei unnöthig gewesen, ihn wegen solcher Lappalie holen zu lassen, oder auch, das Kind habe eine so robuste Naturmitgift, daß man sich keine Sorge darum zu machen brauche, es könne wie eine zarte Pflanze vergehen.

Solche Bemerkungen waren nicht fein und außerdem auch nicht zutreffend, da der Gliederbau wie die Gesichtsfarbe des Mädchens in der That etwas sehr Zartes besaßen, das wohl bei Eltern leicht Besorgniß erwecken durfte. Ein Mangel an guter Erziehung trat aus derartigen Äußerungen zutage, aber bürgerliche Herkunft brachte den in geringerem oder höherem Grade mit sich, und neben dem Zwang der Unentbehrlichkeit half lange Gewöhnung, ihn gleichmüthig in den Kauf zu nehmen; schon zu Lebzeiten Gerwigs von Ratlow war Libertus der Gutsarzt gewesen, damals bei noch minder ausgedehnter Praxis auch öfter ohne Veranlassung durch einen Krankheitsfall als abendlicher Gast ins Schloß gekommen. So stand der jetzige Besitzer desselben in sehr alter Beziehung zu ihm, und er wie seine Frau überhörten zumeist wirklich die bürgerlichen Erziehungsmängel des Arztes, oder wenn dies einmal nicht wohl möglich fiel, thaten sie doch so, antworteten nur nach Art des Hausherrn mit einem heiteren Lachen und nach der seiner Gemahlin mit einem leichten Lächeln darauf. Das entsprach auch am besten der vernunftgemäß richtigen Würdigung dieses ihm einmal anhaftenden Fehlers, da das sonstige Verhalten des Justizraths zu erkennen gab, daß ihm an der Forterhaltung seiner langjährigen Bezüge zu und auch wohl von Hohenkamp gelegen sei; denn sein nach dem Zeitbrauch festgesetztes hausärztliches Jahresfixum übertraf regelmäßig erheblich die dafür erheischten Bemühungen, und er verfehlte nie, einer Berufung dorthin so bald als möglich Folge zu leisten.

Heute war er durch den plötzlichen Sterbefall der

alten Mutter Schlerbaum vom sofortigen Mitfahren in der Gutskutsche abgehalten worden, hatte indeß auch aus der Mittheilung der jungen Baronesse, die nur auf der Rückkehr von einer weiteren Ausfahrt ihren Auftrag ausgerichtet, erfahren, daß es sich um nicht grade Dringliches, größte Eile Erforderndes bei ihrer Mutter handle. Diese saß auch in vollstem Wohlbefinden und ohne Ungeduld auf das Kommen des Arztes wartend, in ihrem nach feinem Kopenhagener Geschmack eingerichteten ‚Damesvaerelse‘ oder Boudoir und las zur Zeitverbringung in einem kleinen Buch, das sie zufällig beim Durchgang durch die Schloßbibliothek von einem Gestell mitgenommen. Oder sie hatte vielmehr etwas darin geblättert, doch bald damit aufgehört, da das Gelesene keine Anziehung auf sie geübt. ‚Friedrich Schillers Gedichte‘ waren's in einem augenfällig von der gewöhnlichen Art abweichenden, besonderen Einbande, dessen Aussehen ihr einen anderen Inhalt verheißen. Ihre Enttäuschung rührte indeß nicht davon her, daß es kein dänisches Buch gewesen; wie alle gebildeten Leute in Dänemark verstand und beherrschte sie schon von Kindheit auf die deutsche Sprache vollkommen und jetzt um so mehr, als sie sich dieser seit dem Beginn ihrer Ehe fast ausschließlich bedienen gemußt. Nur der Tonfall wies dabei, doch nicht stark hervortretend, auf ihre Abkunft hin, sowie öfter die undeutsche Wortstellung in einem Satze oder dann und wann die Ersetzung eines ihr im Augenblick nicht gegenwärtigen Ausdrucks durch den dänischen. Beim Lesen dagegen kam ihr nichts Schwieriges und Unverständliches vor, aber sie hatte trotzdem bald

davon abgelassen, und das Buch lag, nicht mehr benutzt, neben ihr auf einem zierlich eingelegten Tischchen, als der Justizrath Libertus gemeldet wurde.

Bei seinem Eintritt bekundete sie deutlich die Dame aus der großen Welt, welcher die entsprechende Form der Begrüßung jeder Persönlichkeit gewissermaßen schon bei der Geburt als Mitgift in die Wiege gelegt worden. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben und ihm wie einem durch Stand und Rang hochgestellten Besucher entgegentreten wolle, ward jedoch in diesem scheinbaren Vorhaben durch eine kurze Nöthigung, etwas an ihrem Kleid in geordneten Stand zu versetzen, behindert oder wenigstens ein wenig aufgehalten, so daß der Arzt, beinah bis zu ihrem Sitz hingelangend, das Wort nehmen konnte: „Bemühen Sie sich nicht, Frau Baronin; es ist vielleicht nicht deutlich gemeldet worden, ich bin's nur. Ein Arzt bemüht seine Patienten nicht, sondern sie ihn, das bringt sein Handwerk mit sich. A la bonheur sehe ich Ihnen an, daß er hier keine schwere Arbeit zu leisten hat.“

Ein leichtes Lächeln umspielte die Lippen der Angesprochenen, die nun dem altbewährten Hausarzt und deshalb seit langer Zeit von mancherlei Vorkommnissen im Schloß genauer als andere Unterrichteten liebenswürdig erwiderte: „Ich freue mich immer, Sie zu sehen, Herr Justidsraad, und zu hören Ihre Stimme, einen so alten Freund. Meine Dogder hat mir gesagt, daß ich nigt dürfte Sie gleig erwarten mit ihr, Sie waren mehr nothwendig anderswo. Wenn es Ihnen ist gefällig aus-

zuruhen auf diesem Saede — Sessel sagt man wohl auf deutß."

Sie deutete nach einem solchen unweit von dem ihrigen, auf dem sie sich wieder niederließ. Der Aufforderung nachkommend, versetzte der Arzt: „Das war ich eigentlich nicht, Frau Baronin. Die Todten machen nichts mehr notwendig, nur die Lebendigen. Deshalb mußte ich freilich doch hier auf mein Kommen warten lassen."

„Oh, haben Sie gehabt einen Doedsfald, einen Sterbfall? Aber nur einen kleinen, sonst hätte ig wohl gehört, daß er im Stand sei und könnte eintreten."

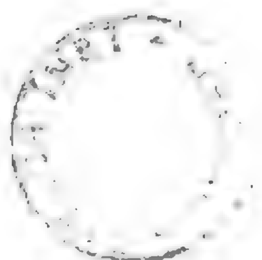
„Ja, nur ein ganz kleiner, nicht der Rede werth, bloß für den Herrn Pastor beim Begräbniß."

Der Blick des Antwortenden war auf etwas gefallen und blieb wie mit einem Stutzen darauf haften, so daß Dagmar Ratlow die Frage vom Mund kam: „Wonag sehen Sie um?"

Mit einem Ton der Verwunderung entgegnete er: „Haben Sie in Schillers Gedichten gelesen?" Sie fiel ein: „Können Sie sehen es durg den Einband, daß es ist ein Bug von Sßiller?"

Der Befragte räusperte sich einmal, eh' er entgegnete: „Dazu gehörten wohl Luchsaugen, die hab' ich nicht. Aber Buchstaben können meine noch lesen."

„Ja so, es steht wohl drauf von auswärts." Das traf in der That zu, dem Buchrücken war mit Goldschrift der Name Schiller aufgedruckt, doch so kein, daß wirklich fast die sprüchwörtliche Sehschärfe eines Luchses dazu gehören mußte, um sie auf die Entfernung hin zu unterscheiden. Anknüpfend aber fuhr Frau Dagmar



fort: „Sßiller ist langweilig, er hat nigt den Aufswung, von Herrn Oehlensläger, es ist zu viel Reflekschon in seinen Gedigten. Jg habe Professor Oehlensläger selbst gehört, das ist lange Zeit her, als er las vor bei Hofe seine Correggio; alle wo zuhörten ihm, aug Majestät waren entzückt davon. Er ist neulig, hat man mir geßrieben, Konferentsraad geworden, das hat er rigtig gut verdient. Haben Sie aug so eine große Freundßaft zu Herrn Oehlensläger, Herr Justizraad?"

„Dazu hab' ich keine Zeit übrig gehabt, Frau Baronin, nicht einmal genug für Schiller. Warum haben Sie sich denn von dem heut' Langeweile machen lassen?"

„Jg weiß nigt, wie ig kam dazu, von dem Einband her, den ig sah, als ig vorher ging durg die Bibliothek." Die Sprecherin nahm das Buch wieder zur Hand, dessen Deckel sie leicht aufklappte. „Es muß gekommen sein dahin aug vor vieler Zeit, denn es steht ein Name darin vorn auf dem Blatt gesrieben, Sie wissen als Freund in unserem Haus, einer, von dem mein seliger Swiegervater hat gewollt, daß man ihn im Sloß nigt mehr sollte ausspreggen."

Die Entgegnung des Arztes bestätigte, daß er nach diesem Hinweis wisse, um welchen Namen es sich handle. Er erwiderte: „So, stammt der Band Schiller daher?" und setzte nach kurzem Innehalten hinzu: „Unter meinen Büchern ist er leider nicht vorhanden; ich habe ihn mir schon länger anschaffen wollen, aber wir haben keine Buchhandlung bei uns, so kommt man nicht dazu."

Einfallend sagte Dagmar Ratlow mit artigster Bereitwilligkeit: „Oh, wenn Sie finden Pläsier daran, Herr Justizraad, das Bug zu nehmen mit sig nag Haus, es wird für keinen sein hier ein' Entbehrung, und wem es hat zugehört —"

„Macht auch schon lange keinen Anspruch mehr darauf geltend", ergänzte Wichart Libertus die Meinung Frau von Ratlows. „Ich danke bestens und denke, daß ich Pläsier dran finden werde. Eigentlich könnt' ich's mir ja als ein Verdienst anrechnen, die Schloßbibliothek davon zu befreien, denn es gehört nicht in sie hinein. Ein freundliches Anerbieten, ihr Oehlenschläger abwendig zu machen, hätte ich nicht so angenommen."

Ein leicht kaustischer Zug ging um seine Mundwinkel, während er das ihm hingereichte Buch nahm und in der Brusttasche bewahrte. Wahrnehmbar besann er sich danach ein paar Augenblicke lang und sprach's auch aus: „Ich vergaß über unserer Unterhaltung — Sie haben mich rufen lassen, Frau Baronin —"

„Ag ja so, ig hatte aug ganz vergessen, und Sie sind ja immer gerne sparsam mit Ihrer Zeit. Denken Sie, es ist dog erst Maimonat, aber ig habe gesehen heute, daß die Fregner — wie sagt man nog auf deutß? — die Sommersprossen ßon wollen wieder anfangen bei mir."

„Das ist 'mal mit Ihrer feinen Hautbeschaffenheit verbunden, Frau Baronin; wer die hat, muß die Sommersprossen in den Kauf nehmen. Die sind ein Sommerkleid, wie's die Vögel auch anziehn; bei denen hat's freilich einen anderen Zweck, sie wollen damit anlocken und

drum ist's meistens auch kleidsamer. Unsere Säugethiere machen's ebenso und haaren sich."

Lächelnd gab Dagmar Ratlow Antwort: „Jg verstehe gut, Herr Justidsraad, Sie meinen, eine alte Frau soll nigt mehr sein eitel auf ihr Aussehen. Aber Sommersprossen sind dog garstig, und es konnte geßehen, daß wir bekamen im Sommer einen vornehmen Besug —"

„So machen Sie einmal einen Versuch mit Theer, Frau Baronin, dick aufgestrichen. Oder vielleicht, wenn Sie sich Ihre Fingernägel etwas kürzer schneiden, das hängt oft sonderbar zusammen, davon wissen wir noch viel zu wenig."

„Fy, Herr Justidsraad, Sie sind aug garstig heut', maggen Spaß, und ig bin richtig in Sorge. Nigt für mig, aber mein Dogder hat ebenso den Teint wie ig, und es bekümmert mig, sie könnte das Erbtheil haben bekommen von mir, daß es nöthig wäre, bei regter Zeit dagegen zu sein vorbedagtsam. Sehen Sie das nigt an als die Lebensaufgabe für eine Mutter, Herr Justidsraad? Was sehen Sie sonst an dafür?"

Wichart Libertus war mit dem kundgegebenen Vorsatz gekommen, sich im Schloß einer ‚feinen Aufführung' zu befleißigen, und hatte während des Gesprächs über Schiller und Oehlenschläger dieser Absicht auch einigermaßen Genüge geleistet. Dadurch schien aber sein Vermögen an guten Unterhaltungsformen etwas verausgabt worden zu sein, denn er erwiderte jetzt, gradaus mit der Thür ins Haus fallend: „Gehen Sie damit um, Ihrer Tochter einen Bräutigam zu verschaffen? Wenn sie dem sonst zusagt, wird's ihm auf ein paar Sommer-

sprossen nicht ankommen. Was ich als Lebensaufgabe ansehe? Sich zu Weg zu bringen, was man zum Leben braucht. Zum Beispiel, daß man vor sich selbst kein Lump ist. Vor andern kommt's meistens nicht drauf an."

Eine Antwort war's, deren Ausdrucksweise sich dem Zimmer einer adligen Dame nicht grade fein anpaßte, und dazu trat ihr Sinn, oder ihre Bezugnahme eigentlich nicht recht begreifbar zu Tage. Die Hörerin zeigte sich indeß diesmal nicht in ihrer Empfindung verletzt, sondern lächelte zu der Erwiderung nur leicht, als über etwas ihr seit langem Bekanntes, an das sie von der Zeit gewöhnt worden, und versetzte, die letzte Aeußerung des Arztes deutend: „Sie maggen sich slegt, als ob Sie hätten kein Gedanken sonst, nur zu nehmen ein viel Geld mit Ihrer Praxis, damit daß Sie hätten ein gutes Ansehen vor den Leuten. Ig weiß gut, daß Sie denken rigtiger bei sig: De lumpen Penge, und sig bekümmern garnigt um das, was sagen und meinen die Leute; es hatte vielleigt zuweilen einen Vorzug, man sagt wohl Vortheil, wenn Sie's wollten thun ein klein bisgen mehr. Aber ig denke nog lange nigt an ein Verheirathung meiner Dogder, hoffe sehr, daß ig sie kann behüten vor zu früh in ihrem Herzen aufgeweckter Liebe, denn sie soll bleiben so lange als möglig wie ein junger Vogel im Nest, wo sie ist aufgehoben am besten. Bloß die Sommersprossen wollte ig nigt gerne, daß sie sollte bekommen, darum hatte ig Sie gebeten hierher, einen guten Rath zu hören von Ihnen."

„Ja, wegen des Besuchs — thut mir leid, Frau

Baronin, ich weiß Ihnen in dem Fall nichts zu rathen, als abzuwarten, ob Ihre Tochter sie kriegt oder nicht; man müßte ein Radicalmittel brauchen und die ganze Hautschicht wegschneiden, das, glaub' ich, wäre für's Gesicht kein Vortheil. Also weiter hätt' ich hier heute nichts zu thun."

Wichart Libertus zog eine alte silberne Taschenuhr heraus, sah darauf und erhob sich vom Sitz. Doch er blieb noch stehn und setzte hinzu: „Aber Sie irren sich, Frau Baronin, daß es mir nicht um's Geld zu thun ist; ohne das kann niemand leben, und wer nicht stehlen will, muß dafür sorgen, daß er's auf rechtliche Weise bekommt. Darum mach' ich mich auf den Weg, wohin man mich ruft, auch wenn's ganz überflüssig ist; der Lateiner sagt: Volenti non fit injuria, wer's so will, dem geschieht kein Unrecht. Was das andre angeht, so geht's mich nichts an und ist mir in meiner Praxis nicht vorgekommen. Aber wie's bei den Vögeln zugeht, weiß ich, habe mich früher mit ihnen abgegeben, besonders mit den Eidergänsen, von welchen sich alle Jahre einige herverfliegen, auch bei uns brüten. Die füttern sich ihr Nest so weich und dick als möglich mit Dunen aus, und wenn sie nicht genug davon zu haben glauben, so nehmen sie sich Dunen aus anderen Nestern dazu; bei Menschen würde man's Stehlen heißen, so wie wenn einer dem andern Geld wegstiehlt, das ihm von Rechtswegen gehört und jeder für sich zum leben nöthig hat. Aber darum fliegen oder schwimmen die Jungen doch, sobald ihnen die Flügel oder Schwimmhäute gewachsen sind, aus dem Nest fort, ohne die Alten viel darum zu fragen, und paaren sich,

je nachdem was sie sind, Männchen oder Weibchen. Ebenso machen's die jungen Menschen; bei denen heißt's dann, daß sie's aus Liebe nicht anders gekonnt hätten, und die Leute, die's erzählen, sind meistens sehr gerührt davon. Aber das ist nur eine verlogene Redensart wie hundert andere; mit Liebe hat's bei ihnen fast immer so wenig zu thun, als bei den Vögeln, sondern in ganz gleicher Weise bloß mit einem Naturtrieb, der die Art weiter-erhalten will und darum vorhanden sein muß. Die Menschen verstärken sich ihn gewöhnlich noch durch Ausrechnung, ob ihre Paarung auch sonst noch Vortheile für sie mitbringt und richten sich danach ein; davon wissen die Vögel nichts, insofern unterscheiden sie sich. Das Liebe zu nennen, ist aber ein Mißbrauch des besten Wortes in unserer Sprache, den die Leute begehen, weil auf Tausend noch nicht einer fällt, der weiß, was es bedeutet. Liebe kommt nur selten vor, so ungefähr wie die weißen Raben, sonst ständ's besser um die Welt. Mann und Frau sein, macht sie nicht, auch nicht Eltern und Kind, denn sie steckt nicht im Blut, sondern in einem Organ, welches die meisten Menschen nicht haben, oder es kommt bei ihnen schon verknöchert mit auf die Welt. Bloß den allergnädigsten Landesherrn, den lieben alle seine Unterthanen, ohne ihn jemals gesehen oder gehört zu haben; das versteht sich von selbst. Jetzt muß ich mich bestens empfehlen, Frau Baronin."

Es machte den Eindruck, als ob der Arzt zum Schluß seines Besuchs es darauf abgesehen habe, durch ein ausführlicheres Eingehen auf das, was Frau von Ratlow am Herzen lag, die Kurzangebundenheit seiner vorheri-

gen Erwiderungen etwas gutzumachen; unterstützt bei diesem Vorhaben hatte es ihn wohl, den gebotenen Anlaß benützen zu können, um seine ornithologische Beschlagenheit ins Licht zu stellen, denn Kundgabe seiner Kenntnisse auf diesem Gebiet bildete offenbar eine Liebhaberei bei ihm. Jedenfalls war die Antwort, seiner sonstigen Gepflogenheit zuwider, von ganz ungewöhnlicher Ausdauer gewesen, aber daß sie Zeugniß von einem Wiedergewinn des guten Vorsatzes ‚seiner Aufführung' abgelegt habe, ließ sich aus der Miene der Zuhörerin nicht entnehmen. Wenn darin auch nicht gerade derbe Ausdrücke Anstoß gegeben, so konnte man allerdings doch den hauptsächlich und gänzlich unverblümt behandelten Gegenstand nicht als passend für den Salon und das Ohr einer vornehmen Dame gewählt bezeichnen, auch von dem ärztlichen Berather des Hauses nicht, der obendrein als alter Junggeselle gewissermaßen wie ein Blinder von der Farbe gesprochen. Das ließ ihn zudem überall mit seiner Meinungsäußerung vorbeitreffen, sogar an seiner wirklichen Vogelkundigkeit durch eine entschieden unrichtige Angabe irre werden, denn wenn es auch ab und zu vorkam, daß in strenger Winterkälte sich Eidergänse bis zur deutschen Ostseeküste verflogen, so geschah's doch niemals, daß sie an ihr ein Nest herrichteten und brüteten. Diese falsche Behauptung schien Dagmar Ratlow besonders auf die Unverläßlichkeit seiner Ausführungen aufmerksam zu machen, denn während er von den Eidergänsen sprach, hielten sich ihre Augen mit einem prüfend beobachtenden Blick auf ihn verwandt, und danach hörte sie seiner recht unangebrachten Erörte-

rung über den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch des Wortes ‚Liebe‘ zu, ohne wie sonst über solche Mißgriffe seines bürgerlichen Erziehungsmangels entschuldigend zu lächeln. Erkennbar war eine Verstimmung darüber in ihr wach geworden, die auch ein Merkzeichen dadurch kundgab, daß sie, als er ausgesprochen, unwillkürlich in ihre Heimatszunge verfallend, entgegnete: „De ere saamaend et loierligt Mennefke, Herre Justidsraad.“ Das besagte: „ein etwas verdrehter, schnurrenhafte Einfälle vorbringender Mensch“; doch hinterdrein fügte sie: „mit dem man eigentlig muß haben Medlidenhed — Mitleid — weil er hat nigt gehabt das Glück, Liebe von Mann und Frau und von Eltern und Kindern kennen zu lernen.“

Ob Wichart Libertus darauf noch etwas Stichhaltiges zu versetzen wisse, oder mit Rücksichtsnahme auf seine Schloßpraxis zu erwidern unterlasse, kam nicht zu Tage, da die Thür sich öffnete, der Gutsherr von Hohenkamp, Ulrich von Ratlow hereintrat und, ihm die Hand entgegenreichend, mit dem Gruß auf ihn zuging: „Ich habe Ihren Wagen von meiner Koppel aus gesehen, lieber Herr Justizrath, konnte aber nicht gleich abkommen. Sie hatten jemand bei sich auf dem Sitz, mir schien's der junge Mensch zu sein, für den Sie philanthropisch die Vormundschaft auf sich genommen haben. Wartet er draußen auf Sie? Warum haben Sie ihn nicht mit ins Haus genommen?“

„In das gehört er nicht, Herr Baron. Vormundschaft nicht, nur für seine Geldangelegenheiten. Und als Arzt; er hat zu viel bei seinen Büchern in der engen Stube

gesessen, so daß seinen Lungen frische Luft nothwendig ist. Darum ließ ich ihn mitfahren, er geht etwas draußen herum. Aber meine Consultation bei Ihrer Frau Gemahlin ist zu Ende und ich bin im Begriff, ihn zu rufen."

Ulrich Ratlow lachte fröhlich auf. „Meine Frau macht sich Unruhe wegen Gerda's Teint, sie ist leicht zu besorgt und sollte Sie nicht, wahrscheinlich ganz unnöthig, wegen etwas, was noch gar nicht vorhanden ist, bemühen. Aber ich kann's ihr nicht zum Vorwurf machen, denn sie hat mir dadurch das Vergnügen bereitet, Sie hier zu sehen, und um dies mir wenigstens so lange als möglich zu erhalten, erlauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Wagen hinausbegleite."

Nach der immer gleich liebenswürdigen Art des Sprechers war's gesagt und gehandelt, alles lag eher drin, als verschleierte Herablassung einem an Stand und Abkunft niedriger Gestellten. gegenüber, vielmehr wies es auf ein näheres Befreundungs-Verhältniß zu dem langjährigen Hausarzt hin. Frau Dagmar war aufgestanden und fragte, da sie den Gesprächsaustausch der Beiden nur achtlos mit halbem Ohr gehört hatte: „Wer ist gefahren hierher mit Herrn Justidsraad und hätte mitkommen sollen, meintest Du, ins Haus?" Ihr Mann versetzte kurz, doch merklich ausreichend: „Der — Du weißt, der junge Mensch, für den der Herr Justizrath —", und sie fiel ein: „Ja so, der Stakkelsmenß, ig hab' ihn nigt gesehen, glaub' ig, jemals mit meinen Augen." Sich dem Arzt zuwendend, fügte sie bei: „Das ist rigtig gut von Ihnen, Herr Justidsraad, sig zu neh-

men an ein bisgen solger armer Creatur, und nehmen Sie nigt für ungut, daß ig mig habe vorher etwas amüsirt über Ihren drolligen Einfällen.“ Libertus verabschiedete sich nun von ihr mit der Erwiderung: „Im Gegentheil, Frau Baronin, wenn ein Arzt kein Mittel für das weiß, weshalb er gerufen worden ist, so muß er damit zufrieden sein, daß er seinen Patienten wenigstens in guter Laune zurückläßt.“ Die beiden Männer verließen jetzt miteinander das Zimmer; in der großen Flurhalle äußerte der Schloßherr mit leicht gedämpfter Stimme: „Es behält natürlich doch immer etwas Schmerzliches, wenn die Erinnerung wieder wachgerufen wird; wir lernten schon auf dem Gymnasium den Spruch, ich glaube von Horaz: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Meine Frau hat recht — Frauen haben immer die richtige Empfindung, auch wenn sie persönlich von einer Sache nicht berührt werden — ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet, lieber Herr Justizrath, daß Sie in gewisser Weise dasjenige thun, wozu ich ja leider nicht — es ist ihm ja auch nichts davon bekannt — oder besitzt er vielleicht doch eine Ahnung?“

Der Befragte verneinte: „Nicht die geringste. Die hätte durch niemand an ihn kommen können, als durch mich, und ich brauche nicht zu sagen, daß ich das nicht allein als gänzlich unnütz, auch als unzuträglich für ihn ansähe.“

„Gewiß, lieber Freund, die Meinung theile ich durchaus.“ Ulrich Ratlow sah einen Augenblick vor sich hin, eh' er hinzusetzte: „Aber Sie sagten vorhin von Geld-

angelegenheiten — sind etwa die Mittel nicht recht ausreichend? Es würde mich trotz allem mit einem Druck belasten — ich meine, falls Sie einen kleinen Beitrag von mir für wünschenswerth —?"

„Der ist nicht nöthig, Herr Baron. Es reicht für ihn bis zur Universität und noch etwas weiter. Dann muß er sich durchschlagen; wenn er's nicht möglich macht, geschieht ihm kein Unrecht. Das ist die Lebensmitgift, die er bekommen; sie stellt die Probe mit ihm an, ob er zum Leben taugt, oder besser frühzeitig zugrunde geht. Befände er sich in anderer Lage, so wäre keine Aussicht, daß ein tüchtiger Mensch aus ihm werden könnte."

Der Gutsherr von Hohenkamp hatte bei seinen letzten Worten die Hand nach seiner Brusttasche bewegt, zog sie jetzt zurück und erwiderte: „Ihre Beurtheilung dessen, was am besten für ihn sei, klingt ein wenig hart, lieber Herr Justizrath — ich meine, es liegt in der Natur, daß sie mich so berührt — aber sie trifft gewiß als der Sachlage entsprechend zu. Und ebenso Ihre Anschauung, daß jemand nur durch eigenes Vermögen sich zu einem respectablen Menschen in die Höh' bringt."

„Das wollte ich ausdrücken, Herr Baron, nur durch eigenes Vermögen", pflichtete Wichart Libertus bei, „sonst kommt er nicht dazu, daß die Welt ihn mit Respect ansieht."

Sie waren während ihrer Zwiesprache bis zur Schloßthür gelangt, die Ulrich Ratlow jetzt öffnete und durch eine artig-leichte Handbewegung den Hausarzt aufforderte, vorangehend ins Freie hinauszutreten.

* * *

Draußen hatte Gebert Norweg den ihm gedeuteten Weg eingeschlagen, der ihn ans Wasser führen sollte. Er war noch niemals im Hohenkampener Park gewesen, den er aus eigenem Antrieb selbstverständlich nicht betreten, und der Arzt hatte ihn wohl ab und zu auf Praxisfahrten nach anderen Orten, doch hierher zum ersten Mal mitgenommen. Auch den Seestrand kannte er nicht; die Entfernung dahin betrug zwar zu Fuß nur eine Stunde, aber sein tägliches Gehen erstreckte sich eigentlich kaum je weiter, als auf den zweimaligen Schulweg nach Matthias Harms Wohnung; die übrige Zeit verbrachte er in seiner Stube bei Büchern und Übungen. Sein Lehrer und Pastor Cordemann stimmten darin überein, das sei für ihn das wichtigste, damit er sich genügend auf sein theologisches Studium vorbereite; dem ersteren galten lediglich die lateinische und griechische Sprache als unentbehrliche Wissensgegenstände für den sich einem höheren Beruf Widmenden, er war äußerst kurzsichtig, auch sein Gehör schwach, so daß er mit beiden Sinnen nichts als das unmittelbar Nächste um sich auffaßte. Dagegen äußerte der Geistliche wohl in einer Predigt oder Unterhaltung, daß die Erhabenheit der Gottesnatur auch ein den Menschen verliehenes Offenbarungsbuch des Schöpfers und Erhalters der Erdenwesen bilde, doch eine Ermahnung zum Lesen darin mit den Augen knüpfte er, wenn Gebert sich bei ihm befand, nicht daran, und aus sich selbst ward dieser nicht dazu veranlaßt. Ihn erfüllte nur die Wichtigkeit des Lernens in den Unterrichtsstunden und nach diesen der pflichtgetreuen Ausarbeitung seiner Aufgaben; sein Wissen von anderen

Dingen außerhalb der Stadt beschränkte sich auf das, was gelegentlich während einer Ausfahrt seinem Gesicht am Wege vorüberging oder ihm dann und wann dabei aus kurzen Bemerkungen des Herrn Justizraths zufiel. Die waren indeß meistens nicht danach geartet, ihm in erfreulicher Weise Theilnahme zu erwecken und einzuflößen; das Wort ‚Freudigkeit‘ kannte er allerdings, konnte es auf lateinisch und griechisch benennen, doch mit der Bedeutung desselben verband er keinen erklärenden Begriff. Alles um ihn und in ihm war immer gleich; es gab zwar Unangenehmes, hauptsächlich seine Nöthigung, sich einmal in der Woche im Studirzimmer des Herrn Justizraths einzustellen, und wenn er dies wieder abgethan hatte, nahm er in gewisser Weise einen Gegensatz, ein angenehmes Gefühl mit sich auf die Straße hinaus, aber das Wort Freude paßte nicht darauf. Zwischen ihm und seinen Mitschülern bestand kein weiteres Verhältniß, als daß sie täglich gemeinsam in der Stube bei Matthias Harms zusammensaßen; natürlich wußte er gleichfalls, daß Freundschaft amicitia hieß, doch das war ebenso nur ein Wort. Nach den Schulstunden bekümmerte er sich nicht um die anderen und sie sich nicht um ihn; so war's von jeher gewesen und geblieben. Auf ihrer Seite fiel's leicht begreiflich; zu dem, was sie an Spiel und Umtrieb miteinander ausführten, hätte er nicht ergötzlich beigeholfen; sie nannten ihn unter sich den ‚Mausepeter‘, was ungefähr ‚Duckmäuser‘ bedeutete. Und außerdem haftete ihm etwas an, womit sie freilich als kleinere Knaben keine Vorstellung verbunden, sondern nur von ihren Eltern

darüber sprechen gehört hatten; seit Jahren indeß betrachtete ihr gereiftes Verständniß ihn auch deshalb als einen Minderwerthigen. Davon wußte er zwar nichts, nur daß er ein Waisenkind sei, dessen Vater und Mutter früh weggestorben; aber es hatte bei ihm keiner Ablehnung von Seiten seiner Spielkameraden bedurft, um ihn ihnen gegenüber das Gleiche thun lassen. Sie waren anders als er, frischer, lebenslustiger, fraglos auch aufgeweckter, und fanden an anderen Dingen Vergnügen, die ihn nicht allein nicht anzogen, für die er eher Abneigung und Scheu in sich trug, namentlich vor dem Verkehr der allmählich Großgewachsenen mit den Schwestern ihrer Freunde oder sonstigen jungen Töchtern aus den besseren Familien. So schloß er sich aus eigenem Trieb von ihnen ab, ohne zu erkennen und zu empfinden, daß sie ihn von ihrem Treiben ausschlossen. Sein Behaben konnte den Eindruck wecken, als ob er sich mit willentlicher Absonderung in seine Gedanken- und Gefühlskreise einspinne; aber eine derartige Annahme entsprang völliger Täuschung, denn er trug kein Denken und Fühlen über sein tägliches Thun hinaus in sich, so wenig wie Liebe für oder Haß gegen etwas. Gewissermaßen stellte er nur eine Maschine aus Fleisch und Blut dar, welche neben der leiblichen Nahrung die geistige durch Matthias Harms einnahm und kein weiteres Bedürfniß kannte. Weder Regungen im Kopf noch im Herzen übten eine Wirkung auf ihn aus, auch keine der Phantasie; er war nicht verträumt, wie da und dort junge Leute seines Alters, vielmehr die Bezeichnung, die auf ihn zutraf, war, er sei verschlafen und apathisch.

So ging er, der Weisung des Herrn Justizraths nachkommend, durch den Hohenkamper Park dahin. Ihn rührte dunkel an, die Bäume und sonstigen Gewächse darin habe er anderswo noch nicht so gesehen, sie hätten anderen Wuchs, Blätter und Blüthen, doch ein Interesse an ihnen und Anreiz, sie zu betrachten, ward dadurch nicht in ihm wach. Sein Blick haftete nur ab und zu mechanisch darauf, weil in seinem Ohr noch die letzten Worte des Arztes nachklangen, er solle die Augen nicht zu-, sondern aufmachen, denn man müsse immer die Gelegenheit nutzen, sich die Dinge um den Kopf herum anzusehen, wenn sie einen selbst auch nichts angingen.

Vögel flogen zwischen den Zweigen hin und her oder saßen ruhig und schmetterten lauten Gesang in die Luft; einen davon kannte er, sowohl dem Namen nach als am Schlag, der sich auch in den Stadtgärten oft hören ließ; ein Buchfink war's mit röthlicher Brust. Der rief dem Hinschauenden das Gedächtniß an den anderen Vogel im Ebereschenbaum zurück mit dem ähnlichen, nur noch viel stärker leuchtenden Brustgefieder, den der Herr Justizrath Rothfink genannt und bei dessen Anblick er allerhand Unverständliches gesprochen. Das that er wohl öfter, aber dem Hörer war's, als sei's diesmal besonders wunderlich gewesen, wie ebenso, daß er danach das Pferd erzürnt mit der Peitsche geschlagen. Warum, wußte Gebert sich nicht zu erklären, doch einen Grund mußte der Herr Justizrath dazu gehabt haben, denn ohne den sagte und that er nichts. Aber das ging ihn ja nichts an, so wenig wie die Bäume im Hohenkamper Park.

Was ging ihn überhaupt an? Unwillkürlich knüpfte die Frage sich ihm daran.

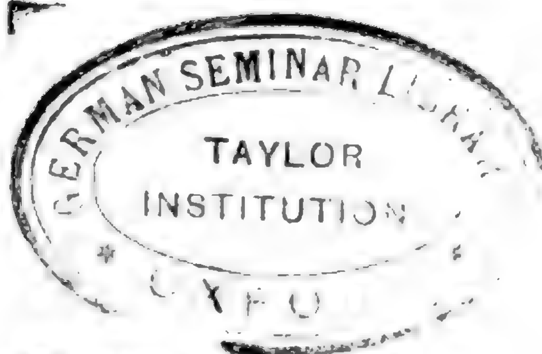
Die beiden letzten Stunden waren ähnlich wie ein wirbelnder Windstoß über ihn weggefahren, nur ein kreiselndes Schwindelgefühl in seinem Kopf verursachend. Jetzt erst, hier, wo er sich allein befand, kam's ihm zu einem deutlichen Begreifen, daß die Mutter Schlerbaum plötzlich gestorben, nicht mehr vorhanden sei und daß ihn das angehe. Nicht weil ihr Tod ihm innerlich weh that und ihn traurig machte; dazu fand er keinen drängenden Beweggrund in sich, denn sie war wohl eine gutherzige alte Frau, doch ohne alle Bildung gewesen, nicht viel anders als die Nachbarfrauen in den Häusern umher. Er konnte über nichts, was ihn und sein Lernen in der Schule betraf, mit ihr sprechen, aber so weit er zurückdachte und schon vorher hatte sie immer für alles gesorgt, was er täglich brauchte; das that sie jetzt nicht mehr, deshalb mußte er morgen zu der Witwe Engemann ins Haus, und das ging ihn an. Denn die war nicht gutherzig und jedenfalls nicht so allein bedachtsam dafür, daß er, ohne sich um etwas zu bekümmern, lernen und arbeiten konnte. So viel verstand er sich auf Gesichter, Augen und Stimmen von Menschen, das herauszufühlen, und deshalb war er gleich bei ihrem Anblick erschrocken. Aber gegen die andere Meinung und Entscheidung des Herrn Justizraths ließ sich nichts machen. Auch in Gedanken benannte er sich diesen nie anders als ‚den Herrn Justizrath.'

Der Tod der Mutter Schlerbaum war doch etwas Schlimmes für ihn — überhaupt der Tod, von dem er

bisher nur gehört, doch ihn heute zum ersten Male mit Augen vor sich gesehen hatte. Und nicht begreiflich war's, daß jemand so mit einmal aufhörte, zu hören und sehen, zu sprechen, sich zu rühren, vollkommen antheillos für alles um sich her wurde, was ihm das Wichtigste gewesen. Die Gestorbene hätte sonst jetzt in der Wohnstube auf dem Fensterbord gekniet und die Scheiben geputzt; sie hatte am Morgen gesagt, das wäre sehr nöthig und wolle sie am Nachmittag thun.

Freilich mußten alle Menschen sterben, auch sein Vater und seine Mutter waren gestorben und schon, als sie noch viel jünger gewesen, so daß er keinerlei Erinnerung an sie besaß. Aus der Belehrung des Herrn Pastors wußte er auch, warum, daß der Tod durch den Sündenfall im Paradies in die Welt gekommen sei. Der Herr Justizrath meinte zwar wohl, es habe einen anderen Grund, in seinen medizinischen Büchern stehe davon nichts und es gehe damit ebenso zu, wie wenn im Feld ein Stück Wild umfalle und nicht mehr aufstehe. Nach ihrem Sprechen waren überhaupt der Herr Pastor und der Herr Justizrath öfter nicht derselben Meinung; auch das kam Gebert hier im Park heute zum ersten Mal zu einer Empfindung, aber ging ihn ebenfalls nicht an.

Dagegen spann sich eine andere Verknüpfung in seinem Kopf fort. Für das, was seine Mitschüler jeden Tag gebrauchten, sorgten ihre Mütter; alle hatten solche und fanden immer ihr Frühstück, Mittags- und Abendessen, zur Nacht ihr Bett hergerichtet. Es wäre besser für ihn, wenn er auch eine noch lebende Mutter, keine todte hätte; dann könnte er jetzt bei ihr im Hause sein und müßte



nicht zu der Witwe Engemann. Eine Mutter, wie er sie gehabt, war freilich auch nur ein Wort, mit dem sich kein Begriff und keine Vorstellung verbinden ließ.

Unvorgesehen, fast jählings nahm jetzt der Weg mit den hohen, schattigen Bäumen ein Ende, und dicht vor ihm blinkte der Strand, bis zu dem der Park hinreichte. Einige breite Buchenäste reckten sich noch über einen Gürtel von weißglimmerndem Sand und angeschwemmtem Tang vor, dahinter floß die See blau und uferlos mit dem Himmelsrand zusammen. Die abendlich werdenden Sonnenstrahlen fielen nur mehr beinah wagrecht-schräg über sie hin, hoben als hellere Flecke von ihr da und dort das Gefieder ruhig schwebender Möwen und weiter draußen ein paar schimmernde Segel ab; die nämlichen waren's, die sich auf der Höhe vor dem Nußkrug dem Blick gezeigt. Sie hielten noch ziemlich die gleichen Stellen inne, denn es ging kein Wind; die See lag kaum bewegt, nur kleine Wellen spielten mit leise rauschendem Ton an den von farbig glitzerndem Gestein und Muscheln umsäumten Uferrand. Doch machte der Anhauch des Wassers die Luft hier kühler, als in den Parkwegen, und rührte Gebert Norweg mit einem leicht überhauchenden Schauer an.

Er trat so weit vor, daß die Wellchen ihm bis an den Fuß heranliefen. So also war der Seestrand, an den er noch nie gekommen.

Eine der Möwen zog über seinem Kopf fort und stieß einen sonderbar verhallenden, wie klagenden Ruf aus. Danach lag die Stille wieder ringsum, nur die Wellen kamen mit dem immer gleichen Laut heran, und wo sie die kleinen Kiesel überspülten, blinkten diese, wie von der

Feuchtigkeit mit einem lichteren Kleid angethan, bunter auf.

Plötzlich einmal hatte er ein wunderliches Gefühl, als ob eine der murmelnden Wellen von rückwärts bis zu seinem Nacken heraufgekommen sei und ihm über den Rücken herunterriesele. Und damit zusammen floß etwas Anderes oder davon Aufgewecktes, er sei doch schon einmal hier am Strande gewesen.

Nicht in Wirklichkeit, das wußte er, nur in einem von ihm vergessenen Traum, aber den brachte wohl das leise Wellenrauschen ihm gegenwärtig so zurück, daß er sich gleichsam zertheilte, zu etwas Doppeltem wurde. Er stand hier und sah sich doch auch ein paar Schritte weit fort als einen kleinen Knaben, der eilig auf der glatten Sandfläche umherlief, die Hand nach hellfarbigen Steinchen niederstreckte und mit ihnen auf ein dunkles Frauenkleid zusprang. Von dem streckte sich eine andere, größere, doch schmale und sehr weiße Hand nach der seinigen —

Da war das Traumbild verschwunden, nichts als Luft, Wasser und Sand wie vorher. Nicht länger als ein paar Augenblicke hatte es gedauert, Gebert kam ins Gedächtniß, daß der Herr Justizrath Derartiges auf der Herfahrt Luftspiegelung, Fata morgana, genannt habe, wie sich's darum gehandelt, ob das ungewisse Grau nordwärts über der See die Insel Langeland oder nur ein Dunststreifen sei. Unweit von ihm schwebte die große Möwe jetzt wieder mit ihrem klagenden Ruflaut vorbei, und erschreckt drehte er den Kopf ihr zu. Im Ohr klang's ihm nach, als habe sie ‚Langeland‘ gerufen; die Täusch-

ung rührte natürlich davon her, daß er eben an dies gedacht hatte.

Woher kannte er denn den Namen der dänischen Insel, nur diesen, von den anderen keinen? Geographieunterricht kam in seiner Schule nicht vor, und er wußte sich's nicht zu sagen. Aber er mußte ihn einmal irgendwo gehört haben, denn sonst hätte er auf der Fahrt nicht fragen können, ob das am Horizont Langeland sei.

Schon ziemlich lange mochte er sich hier am Strand aufgehalten haben, die Sonne ging unter, und von Norden her rückte ein grauer Schatten über die See heran. Ihr Blau ward dunkler und die Luft noch kühler, wenigstens durchlief's ihn jetzt mit einer bewußten, fröstelnden Empfindung. Dazu war's, als ob das eintönige Anrauschen des Wassers ihm im Ohr weh thue; es war wohl auch Zeit, und er wandte sich mit einer ruckhaften Bewegung um und ging in den Park zurück.

Hier geschah ihm etwas oder regte sich etwas in ihm, was er noch niemals kennen gelernt. Eine Thätigkeit der Phantasie war's, die doch unbewußt bis heute schlafumdämmert in seinem Innern gelegen haben und eben zum ersten Mal geweckt sein mußte. Denn sie suchte sich vorzustellen, ob das dunkle Frauenkleid in dem Traum nur eine Hand, nicht auch ein Gesicht über sich gehabt habe.

Nein, das konnte sie sich nicht gestalten, einzig zu einem ungewissen hellen Schimmer, der sehr hoch über dem Ufersand gewesen.

Unter den belaubten Bäumen des Parkweges wob schon ein halbes Dämmerlicht, in dem Gebert Norweg plötzlich aus dem Bemühen seiner fremden Phantasie-

anwandlung auffuhr. Nah vor ihm fragte eine Stimme: „Hat Er die Erlaubniß, hier zu gehen?“

Er hatte die Füße wohl seit einer Weile mit geschlossenen Augen weitergesetzt, und wie er die Lider jetzt hastig aufthat, unterschied sein Blick zunächst nichts, als ein dunkles, von einer sehr hohen, schlanken Gestalt getragenes Frauenkleid, über dem das Gesicht sich nur als ein undeutlicher heller Schimmer vom Hintergrund einer Buschwand abhob. Dann jedoch erkannte er die Züge des einzigen menschlichen Wesens, gegen das er einen Widerwillen in sich trug, der jungen Baronesse von Ratlow. Ihm gerieth's zugleich in Erinnerung, daß er sich davor gefürchtet, ihr auf Hohenkamp zu begegnen, und deshalb den Herrn Justizrath gebeten habe, bei den Ebereschen absteigen und warten zu dürfen.

Der geringschätzig lachende Ausdruck ihrer Miene war ihm vom Umdrehen ihres Kopfes, wenn sie auf der Straße vorbeigefahren, bekannt, doch sprechen hörte er sie zum ersten Mal. Es klang nicht scharf und mißtönig, nur auch mißächtlich, und das von ihr Gesagte setzte ihn im ersten Augenblick in Verwirrung. Er wußte nichts darauf zu erwidern, aber eigentlich war's nicht das, was ihn lautlos bleiben ließ, sondern das beinah völlige Zusamentreffen ihrer äußeren Erscheinung mit der, welche seine Vorstellung sich grade vollständiger aus dem Traum heraufzuholen gesucht hatte. Auch die Hand hob sich gleicher Weise schmal und sehr weiß von dem dunklen Tuchgewand ab, und verdeutlichte ihm das flüchtig vor seinen Augen aufgetauchte Bild der anderen noch heller.

So sah er Gerda Ratlow stumm an, und sie fragte nochmals: „Hat Er keinen Mund zum antworten?"

Nun kam ihm ein „Ja" über die Lippen, in das sie einfiel: „Er mißt sich ein Recht zu, hier zu sein?"

Das hatte er nicht damit sagen wollen, nur auf die letzte Frage entgegnet. Inzwischen aber ging etwas in seinem Innern vor; ihm war die Art, wie sie ihn ansprach, bisher nicht bis zum Bewußtwerden durchgedrungen, that's erst jetzt. Hätte sie ‚Du' gesagt, wäre ihm trotz seinem Alter daraus nichts Verletzendes, vielleicht kaum etwas Hochmüthiges geklungen; daran war er gewöhnt, wurde in der Stadt fast von allen Leuten seit seiner Kindheit so fortgenannt. Doch sie redete ihn wie einen Kutscher oder Knecht an; das stachelte einen Trotz in ihm auf, ließ ihn, der Weisung des Herrn Justizraths eingedenk, scheulos erwidern: „Ja, ich habe das Recht dazu."

„Da werde ich einem Lakaien sagen, daß er Ihm zeigt, wo Er hingehört."

Sonderbar geschah's; nicht nur die Phantasie war heute, als etwas ihm bisher fremd Gewesenes, in Gebert Norweg zum ersten Mal aufgewacht, in diesem Augenblick gesellte sich ebenso noch ein Zweites hinzu, von dem er nicht gewußt, daß er es in sich trage. Doch jählings wuchs es aus flutartig in ihm anschwellender Erbitterung empor, eine impulsive Fähigkeit und Kraft besinnungslosen Handelns, zu der ihn niemand sonst als Gerda Ratlow aufzutreiben vermocht hätte. Bei ihrer Drohung schnellte er sich auf einen nahen Weidenbusch zu, hielt im Nu einen von diesem abgebrochenen starken Schoß in der

Hand und brachte, im nächsten Athemzug zurückkehrend, hervor: „Rufen Sie Ihren Lakaien! Dann will ich ihm die Antwort geben, die Ihnen gehörte — oder will Ihr Gesicht selbst sie?"

Er hatte ihr den Weg vertreten und hob die Gerte über sich auf. Die junge Freiin war nicht furchtsam, doch aus seinen Augen flackerte ihr etwas Erschreckendes, ein Ausdruck von Haß entgegen, der keinen Zweifel ließ, wenn sie ihn noch weiter reize, werde seine Hand sich nicht vor der Ausführung ihrer drohenden Bewegung scheuen. So wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück und versetzte jetzt, ihre Miene und Stimme zu äußerster Gleichgültigkeit verändernd: „Was gehen Sie mich an? Ich kenne Sie nicht, lassen Sie mich durch."

Nun ließ er die Hand sinken, während ihm vom Mund flog: „Du bist also auch feige — geh' zu!" Ein befriedigender Triumph, den er über sie davongetragen, klang daraus, und er bewegte sich, den Gang freilassend, zur Seite. Doch sie machte keinen Gebrauch davon, das Blut schoß ihr zornroth ins Gesicht, und nochmals ihre Anrede an ihn vertauschend, stieß sie aus: „Feige? Vor Dir? Einem solchen —"

Weiter indeß gelangte sie nicht, denn eine andere Stimme fiel in die ihrige ein: „Was ist? Wer spricht hier denn so laut?" Um eine Krümmung des Weges kamen der Schloßherr und Wichart Libertus gegangen, der nach Gebert suchte; leicht zusammenfahrend, antwortete Gerda Ratlow mit gemachter Nachlässigkeit auf die Frage ihres Vaters: „Ich weiß nicht, wer. Der Mensch

begegnete mir hier und wollte mich nicht durchlassen. Er muß verrückt sein."

Die letzten Worte machten fühlbar, auch in ihr habe sich die Mißachtung zum Haß angesteigert, dem jetzt sie einen Triumph der Befriedigung verschafft. Ulrich Ratlow warf einen Blick auf Gebert Norweg und erwiderte beschwichtend: „Das ist wohl ein Mißverständniß gewesen, liebes Kind; der junge Mensch ist ein Schützling des Herrn Justizraths und mit ihm hierher gekommen wegen seiner Gesundheit, die frische Luft braucht. Darum hat er im Park gewartet, jetzt wieder mit zurückzufahren."

Die Erklärung enthielt einen leisen Unterton von Mißbilligung des von Gerda gebrauchten Ausdrucks ‚verrückt'; der Arzt stimmte nur kurz zu, es sei allerdings Zeit zur Rückfahrt, da die Dämmerung schon vorschreite. So begaben sich alle dem Schloß und dem wartenden Wagen zu, der nach Libertus' Verabschiedung alsbald davonrollte. Gerda Ratlow und Gebert Norweg hatten begreiflicher Weise keinen Gruß miteinander getauscht, nur auf beiden Seiten einmal ein Blick ihrer sich flüchtig vorüberstreifenden Augen kundgethan, daß heut' eine Todfeindschaft zwischen ihnen großgewachsen sei. Vater und Tochter blieben noch vor der Schloßthür stehen, und der erstere fragte, verwundert ihr Gesicht anblickend: „Was war denn? Du siehst ja noch ganz erhitzt aus."

Sie versetzte: „Ich traf ihn und sagte ihm, daß er nicht in den Park gehöre. Er antwortete mir, er hätte das Recht dazu, das brachte mich auf."

„Warum denn? Das ist ja ganz gleichgültig und ich sagte Dir, Du hast ihn jedenfalls mißverstanden. Der Herr Justizrath hat ihn draußen warten heißen, das meinte er mit dem Recht dazu. Solche Thorheiten mußt Du nicht machen.“

„Aber ich weiß doch von Dir — er hätte mich sonst vielleicht angeredet und wäre mit mir gegangen — daß das meiner nicht würdig ist und daß es schimpflich für mich wäre, wenn jemand —“

„Nun ja, liebes Kind, aber da es sich zufällig so machte, brauchtest Du Dich nicht zu ereifern. Ein Mißgriff war's vom Herrn Justizrath, wir wissen ja, Taktgefühl ist nicht seine starke Seite. Es wird nicht wieder vorkommen, und wenn's wäre, thust Du besser, zu denken, er ist ein armseliger Mensch, der im Grunde nicht selbst dran Schuld trägt. Verächtliche Behandlung kann ihn nur stutzig machen und auf Gedanken bringen, die er zum Guten nicht hat, überhaupt außer dem Justizrath niemand; überflüssig war's allerdings, daß er grad' hierher in die Stadt gekommen ist. Du hast ja recht, für Dich so zu empfinden, das bezeugt ein edles Gefühl in Dir. Aber da kein jemand vorhanden ist, der darum weiß, hast Du nicht nöthig, Dich zu schämen, wenn ein Zufall es noch einmal fügen sollte, ein paar Worte mit ihm, wie mit jedem andern zu sprechen. Du siehst, ich nahm seine Anwesenheit hier durchaus ruhig auf und habe dem Herrn Justizrath sogar zum Vorwurf gemacht, daß er ihn nicht mit ins Schloß hineingeführt. Man muß alles immer vernünftig überlegen und danach das Richtige thun, dadurch leistet man andern und sich selbst den besten Dienst.“

Ulrich Ratlow begab sich nach der letzten Äußerung durch die Thür ins Innere und trat lachend in das Gemach seiner Frau ein. „Das hatte ich Dir auch schon gesagt und brauchte keine ärztliche Beglaubigung, gegen Sommersprossen giebt's kein Mittel. Wenn sie nicht zu stark sind, finde ich übrigens, stehen sie gar nicht einmal schlecht zu Gesicht, und außerdem ist bei Gerda noch keine Spur davon. Ich erinnere mich nicht mehr, hattest Du sie schon bei unserer Verlobung? Mir ist's wenigstens nicht aufgefallen — hast Du vielleicht durch die Post eine Nachricht aus Kopenhagen bekommen, daß der Besuch in Holstein fest bestimmt ist, und deshalb zum Justizrath geschickt?"

Frau Dagmar hob ihren lichtblonden Kopf ein wenig gegen den Sprecher auf und erwiderte: „Man kann niemals sagen im voraus für gewiß, wenn es sig handelt um so etwas. Aber es mögte wohl sein, daß mir hatte jemand gesrieben aus Kjöbenhavn, er sehe es an für sehr wahrzeinlig."

„Oh, wirklich?" In einer Mienenänderung des Schloßherrn gab sich angeregtes Interesse kund, er setzte rasch hinzu: „Und schon bald? Dann hast Du allerdings recht, daß wir unser Haus dafür in Bereitschaft halten müssen. Das ist hauptsächlich die Sache der Hausfrau, Du weißt, ich bin stets mit dem d'accord, was Du als passend und wünschenswerth ansiehst. Frauen verstehen sich besser darauf — wenn auch einmal eine Täuschung unterlaufen kann — ich meine, daß Dein Correspondent in Kopenhagen sich mit der Wahrscheinlichkeit doch zu irren vermöchte."

Die letzte Erläuterung fügte Ulrich Ratlow schnell nach, es machte den Eindruck, das eben Voraufgegangene sei ihm etwas bedachtlos über die Lippen gerathen und habe einer fälschlichen Deutung unterliegen können. Sich vorbückend, küßte er galant die Fingerspitzen einer Hand seiner Frau, äußerte noch: „Ich habe noch etwas mit dem Verwalter zu besprechen", und verließ das Zimmer.

Dagmar Ratlow hielt die Augen auf die sich hinter ihm schließende Thür gerichtet und sagte halblaut vor sich hin: „En Skuffelse"; eine dänische Übertragung des von ihm gesprochenen Wortes „eine Täuschung" war's, schloß auch die Bedeutung einer ‚Vereitelung' in sich. Flüchtig prägte sich ein eigenthümlicher Zug um ihren Mund aus, der doch auf das Alter, in dem sie als Mutter einer erwachsenen Tochter stehen mußte, hinwies; sie erhob sich vom Sitz und trat vor einen von vergoldeten Amoretten umrahmten und getragenen Rokokospiegel. Darin betrachtete sie ihr wiedergegebenes Bild, das im einfallenden Zwielicht allerdings nicht mehr mit klarer Deutlichkeit hervortrat, doch keineswegs zu der gemurmelten Verurtheilung ‚En gamle Frue' berechtigte. Als sie sich dem Arzt gegenüber ‚eine alte Frau' benannt, war's wohl nicht ernstlich gemeint gewesen, aber jetzt ließ der Ton der Worte keinen Zweifel dran. Freilich, als das Gesicht eines jungen Mädchens, einer nur um wenig älteren Schwester Gerdas konnte es gegenwärtig nicht mehr gelten; auch die Sommersprossen unter den Augenlidern und am Nasenrande traten bei der dämmernden Beleuchtung stärker als in der Tageshelle wie kleine dunkle Schättchen hervor. Nun hob sich die Brust Dag-

mar Ratlows zu einem leichtseufzenden Athemzug; sie murmelte noch einmal, doch kaum hörbar, ein paar dänische Worte vor sich hin und trat vom Spiegel an ihren verlassenen Platz zurück.

* * *

Durch die Ulmenallee hatte Wichart Libertus das leichte Fuhrwerk schnell fortrollen lassen, ohne ein Wort an seinen jungen Begleiter zu richten. Doch beim Wiedererreichen des Ebereschen-Redders mäßigte er das schlanke Trabausgreifen der nach ihrer Futterkrippe heimtrachtenden Lise zum Schritt um und drehte Gebert Norweg den Kopf mit ziemlich der nämlichen Frage zu, die Ulrich Ratlow um ein bischen früher vor der Schloßthür an seine Tochter gestellt hatte. Nur klang sie dem Angesprochenen zunächst unverständlich, denn der Arzt sagte: „Was hattest Du mit der Eidergans?“ und als er dem Gesicht des Befragten sein Nichtverstehen ablas, fügte er nach: „Mit der jungen, mein' ich, bei der Du im Park stand'st. Sie sagte, Du müßtest verrückt sein.“

Gebert blieb noch einen Augenblick stumm, aber zu merken war's, noch in ihm fortgährende Erregung dränge fluthaft aus seinem Innern gegen die Lippen herauf. Und um einen Athemzug später sprengte sie seine Mundschleuse, durch die eine, freilich nicht recht zusammenhängende Mittheilung hervorkam, wie er der Baronesse von Ratlow auf dem Weg begegnet sei und was sie zu ihm gesprochen habe. Davor hätte er Furcht gehabt und deshalb gebeten, hier warten zu dürfen, bis der Wagen zurückkomme. Doch nun wäre er zufrieden, daß er's nicht gethan, sondern nach Hohenkamp mitgefahren und in den Park gegangen sei.

Mit einer ungewohnten Lebhaftigkeit sprach er's, die von seinem sonstigen verschlafenen Wesen abstach. Der Arzt bemaß ihn kurz mit halbungläubigem Blick und versetzte: „Woher kanntest Du sie denn?"

Auch darüber gab er noch in gleicher Weise Auskunft, daß sie ihm mehrmals im Wagen vorbeigefahren sei und bei seinem Anblick jedesmal den Kopf umgedreht und spöttisch gelacht habe. Deshalb wäre sie ihm das Widerwärtigste auf der Welt, und er hätte schon öfter gewünscht, ihr einmal dafür etwas wieder anthun zu können.

In den Augen des Hörers drückte sich jetzt sichtlich eine Überraschung aus; er antwortete: „Solchen Wunsch hast Du in Dir gehabt? Aus Dir selbst heraus? Wie bist Du dazu gekommen?"

„Ich hab's bis heute nicht gewußt — aber nun weiß ich's — daß ich sie hasse — keinen Menschen als sie —"

„Du? Du hast einen Haß gegen jemand? Dazu bist Du fähig? Das ist ja merkwürdig."

Gebert hatte vom letzten, was er im Park gethan, geschwiegen, doch jetzt flog ihm aus seinem noch nachwogenden Gefühl der Befriedigung fast unbewußt auch dies heraus, daß er die Weidengerte abgerissen und Gerda Ratlow damit ins Gesicht geschlagen haben würde, wenn sie nicht feige gewesen und zurückgewichen wäre. Nachträglich zwar erschrak er nun doch, das vor dem Herrn Justizrath, dem Hohenkampschen Hausarzt, über die Zunge gebracht zu haben; eine plötzliche Dämpfung fiel auf seine fremdartige Erregung, und er schlug scheu die Augenlider herunter.

Wichart Libertus entgegnete indeß nur trocken: „So? Feige, glaub' ich, ist sie nicht, das liegt ihr nicht im Blut. Übrigens wäre Dir das schlecht bekommen; ihr hätt's sonst nicht geschadet. So war's klüger, daß Du's gelassen hast; vielleicht kannst Du's noch einmal nachholen. Jetzt kannst Du weiter traben, Lise; mach' Beine!"

Aus der Antwort fiel eigentlich ein etwas sonderbares Licht auf das langjährige Verhältniß des Arztes zu Hohenkamp oder wenigstens auf seine Schätzung der jungen Baronesse, denn er hatte nicht nur keinem Tadel der unausgeführten Absicht Geberts Ausdruck gegeben, sondern fast ein Gefühl erregt, als ob er ihr eher beigepflichtet, ihre Unterlassung lediglich aus praktischen Gründen für zweckmäßiger angesehen, doch sonst an der Kundgabe der starken Abneigung seines Mündels gegen Gerda Ratlow nichts auszustellen habe. Das Gespräch hatte damit ein Ende genommen, auf die angeknüpfte, von einem leichten Peitschenklatsch unterstützte Ermahnung griff das Pferd aufs neue aus, so daß bald die Weghälfte beim Nußkrug wieder erreicht war. Der lag schon ziemlich überdunkelt, Timm Ladengast hielt sich nicht mehr vor der Thür auf, sondern kam drinnen seiner wirthlichen Verpflichtung, sich von der unveränderten Güte seines Nußschnapses zu vergewissern, nach, und Libertus war aus dem Gedächtniß entfallen, daß er dem Krüger auf der Rückfahrt eine Schillingseinnahme verheißen habe, denn er fuhr ohne Anhalt vorüber. Gebert Norweg dachte gleichfalls nicht daran; ihm erging's sonderbar, er sah den Krug unter den noch kahlen Bäumen liegen, doch wie etwas nicht vor einer Stunde, sondern schon vor Tagen,

einer unbestimmten Zeit Gesehenes; er trug eine nebelhafte Empfindung in sich, als müsse sein Aufenthalt am Seestrand und im Hohenkamper Park so lange gedauert haben. Auch daß die Mutter Schlerbaum zu Hause nicht mehr auf ihn warte, hatte er vergessen, ward erst dran erinnert, wie der Wagen plötzlich anhielt und ihm eine Frage des Herrn Justizraths am Ohr vorbei klang: „Hat Sie die Gaststube hergerichtet, Stine?"

Die beim Rollen der Räder mit Licht aus der Hausthür Getretene antwortete: „Ja, natürlich, wenn der Herr Stizrath etwas will, muß es ja so sein, und das Abendessen wartet auch schon 'ne Viertelstunde lang." In der Klangfarbe ihrer Stimme lag eine ungesprochene Verwahrung, daß sie alle Verantwortung für das Thun und Anordnen des Arztes ebenso wie für seine späte Heimkunft von sich abwälze; er versetzte: „So bringe Sie Gebert in die Stube hinauf", und trat ins Haus ein. Johann, der selbstverständlich ebenfalls herausgekommen war, besorgte Pferd und Wagen, während Stine Berens wortlos den Auftrag vollzog, dem jungen Nachtgast nach dem Zimmer hinaufzuleuchten; ihm wurde jetzt wieder klar, daß er heute hier schlafen sollte. Sie zündete in der Stube ein Talglicht in einem großen blankgeputzten Messingleuchter an, warf einen Blick auf Geberts Gesicht und sagte: „Na, Du slöppst jowul meist all?"

Natürlich hatte sie fortgefahren, ihn wie von seiner Kindheit auf anzureden, da er allwöchentlich ins Haus kam; ihre Frage war nicht grade unberechtigt, denn

seine Augen sahen mit einem abwesenden Ausdruck vor sich hinaus. Nun klopfte sie einmal mit der Handfläche auf das Kopfkissen des frischbezogenen Bettes und murmelte oder brummte halblaut: „Vör een Nach weer dat ok nich nödig west; dat is jo rein, as en Pott, de noch nix afholen kann, up'n Platz an'n Böden to stelln, wa he tweiknaxt warrn mutt.“ Sich wieder umkehrend, fuhr sie laut fort: „Nu will ich Dir was sagen, als wenn ich Deine Mutter wär', denn Du weißt ja von nix auf der Welt, grad' so wie der Herr Stizrath. Hier hast Du's nicht nothwendig, aber wo Du morgen hinkommst, da schließt Du abends, wenn Du zu Bett gehst, Deine Stubenthür gut mit dem Schlüssel zu, denn in so einem Haus, ich meine, was ganz frei am Feld liegt, weiß einer nicht, was für'n nichtsnutziges Geschöpf auf den Gedanken kommen kann, bei der Nacht einzubrechen. Das wollte ich Dir bloß als guten Rath gegeben haben, un nu kumm man gliks in de Etensstuv röwer, sünst warrd de Melksupp hel as kole Schal.“

Stine ging und der Zurückbleibende sah ihr begriffslos nach. Vor Einbrechern sollte er sich in acht nehmen? Das war ihm noch niemals in den Sinn gekommen; was sollten die denn bei ihm suchen? Wenn's überhaupt solche gab, nicht bloß in alten Weibergeschichten. Mutter Schlerbaum hatte so eine gewußt, die in ihrer Kindheit irgendwo passiert sein sollte, aber auch den Anstrich nur eines Weibergeredes von Sagenhören trug. Alte Frauen führten gern allerhand Geschwätz im Mund, und Stine Berens that's mit besonderer Vorliebe. Ein nächtlicher Einbruch war das letzte, wovor er sich in seiner neuen

Stube fürchtete. Ueberhaupt war von dem Vorgang im Hohenkamper Park eine Wirkung auf ihn geübt worden, daß er nicht recht mehr begriff, wovor er bei dem Anblick der Witwe Engemann Furcht bekommen habe. Er hatte dort gezeigt, zum erstenmal aus sich selbst erfahren, er könne sich wehren, und eine Weidengerte oder ähnliches war jedenfalls auch in dem Garten der anderen abzubrechen, wenn sie ihn wie Gerda Ratlow hochmüthig mit Hohn und Verachtung behandeln wollte.

Wie er dann am Eßtisch saß und die abendübliche Milchsuppe verzehrte, that er's mit einer ungewohnten, ihm auch von der nachmittägigen Ausfahrt eingebrachten Eßlust. Zu dieser trug wesentlich bei, daß ihm zum erstenmal, so lang sein Denken zurückging, das Zusammensein mit dem Herrn Justizrath nicht den Wunsch einflößte, es möchte baldmöglichst ein Ende nehmen. Er wußte sich auch anzugeben, warum er heut' Abend von diesem Gefühl frei blieb; es rührte davon her, daß jener sich über seinen laut herausgestürmten Widerwillen und Haß gegen Gerda Ratlow nicht in sonstiger Weise lustig gemacht hatte. Doch kam der Arzt mit keiner Aeußerung darauf zurück, sprach überhaupt kaum etwas, sagte erst nach Beendigung der Mahlzeit: „Bist Du satt? Dann geh' zu Bett. Morgen kannst Du's wegen Deines Umzuges noch nicht, aber übermorgen habe ich Dir gerathen, mach' Dich einmal bei Taganbruch auf den Bungsberg hinauf. Mich dünkt, die Wasserluft hat Dir heute schon ein bischen das Blut aufgefrischt, und Steigen ist noch besser dafür. Wenn Du die Agen aufmachst, siehst Du von oben weit herum, bis an die dänischen Inseln.“

Er fügte noch ein paar Weisungen über den Weg hinzu und schloß: „Du mußt natürlich bei Leuten fragen. Vor Abend kannst Du wieder hier sein. Im Krug von Möncheversdorf bekommst Du etwas zum Essen. Dazu brauchst Du einige Schillinge von Deinem Geld, das ich für Dich verwalte. Für die Leibesgesundheit wird's am vortheilhaftesten ausgegeben."

Der Sprecher zog seinen gehäkelten Geldbeutel aus der Tasche, legte ein paar kleine Silberstücke hin und faßte nach dem Griff der Lampe. „Ich habe noch zu thun und gehe in meine Stube. Gute Nacht."

Die kurzen Erläuterungen waren von ärztlicher und damit verbundener praktischer Bedachtnahme ertheilt, von einer menschlichen Antheilnahme ließ sich aus ihnen nichts empfinden. An einer im Zimmer stehenden Döbereinerschen Zündmaschine entflammte Gebert jetzt vermittelst des aufglühenden Platinaschwamms einen Fidibus zum Anzünden seiner mitgebrachten Talgkerze, erwiderte mit nur halblaut und scheu aus dem Mund kommender Stimme: „Gute Nacht, Herr Justizrath", und ging in seine Gaststube hinüber. Hier wollte er sich auskleiden, denn ein ungewohnt schweres Schlafbedürfniß erfaßte ihn. So legte er seinen Rock ab, gelangte indeß nicht weiter, sondern setzte sich auf den Bettrand und sah vor sich hin auf den rothglühenden Lichtdocht. Dabei aber fielen ihm nach kurzem die Augen zu; seine Müdigkeit war zu stark, ihn bei Bewußtsein zu erhalten und im Ausziehen der Kleider fortfahren zu lassen. Er schlief sitzend ein, legte nur nach einem Weilchen unwillkürlich den Kopf aufs Kissen zurück und blieb so mit den Füßen

auf dem Boden in verbogener, möglichst unbequemer Haltung liegen. Merkwürdig und nicht recht begreiflich war's, doch bei der gegenwärtigen Kerzenbeleuchtung, die einen Halbschatten über sein Gesicht fallen ließ, konnte dies durch die Züge etwas an diejenigen seiner Feindin Gerda Ratlow erinnern.

Jenseits des Flurs hatte Wichart Libertus sich im Studirzimmer mit der Henkellampe an seinen Schreibtisch gesetzt, schrieb aber nicht, sondern hielt den kleinen Band Schillerscher Gedichte in der Hand, den die Frau Baronin ihm im Schloß bereitwillig zum Mitnehmen überlassen. Eine noch zur Lebenszeit des Dichters erschienene Ausgabe war's, eigenartig eingebunden, augenscheinlich sorgfältig nach der Vorschrift eines Auftraggebers; da und dort befand sich im Innern ein Bleistiftstrich am Titel oder Rande eines Gedichtes; erkennbar waren die tiefsinnigsten und schönsten so ausgezeichnet, stellenweise auch eine besonders poesiereiche Strophe hervorgehoben. Zuweilen durch einen Doppelstrich, dort blieben die Augen des Lesenden dauernd haften. Die ‚Ideale‘ zeigten solche bei den Versen:

Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfte Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Hin und wieder bewegte der Arzt die Blätter, die leicht zwischen seinen Fingern beim Umschlagen knisterten und zitterten; ein paarmal tönte aus der Stubenecke ein Schlag der alten Kastenuhr. Auch ‚Das Geheimniß‘ ward jetzt am Rand seiner ersten Strophe von zwei Strichen begleitet:

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt;
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Libertus hob nach dem Ueberlesen der Verse den Kopf, blickte wohl eine Minute lang reglos vor sich hin ins Leere. Dann machte seine Hand eine mechanische Bewegung, indem sie einen Schlüssel hervorzog und damit am Schreibtisch einen Behälter öffnete. In diesem that sich durch Druck des Fingers noch ein Geheimfach auf, aus dem er einen in weißes Papier eingeschlagenen Gegenstand hervornahm. Wie seine Hand die Umhüllung davon ablöste, kam ein schwarz emaillierter, verhältnismäßig breiter, viereckiger Rahmen zum Vorschein, der ein länglich gerundetes, auf Porzellan gemaltes Porträt einschloß. Das Brustbild eines offenbar noch sehr jugendlichen Mädchens war's, das trotz der Kleinheit des Gesichtes außerordentlich klar und lebensvoll ansah. Es stammte sichtlich von der Hand eines Künstlers und ließ über seine der Wirklichkeit entsprechende Treue keinen Zweifel. Dem braun auf die blüthenhelle Stirn nickenden Haar hatte der Maler einen goldigen

Glanzschimmer verliehen, wie den veilchenblauen Augensternen eine Leuchtkraft; sie gehörten einem Antlitz an, in dem sich Liebreiz, Schönheit und Feinheit jedes Einzelzugs wie zu einer mädchenhaft verbildlichten Darstellung des ersten Frühlings verbanden. Das lebende Original mußte gleichfalls sehr schöne Hände besessen haben, denn der Künstler hatte sich nicht versagen können, eine derselben, langbefingert, doch schmal und zartfarbig über den Rahmenrand bis zur Brust heraufzuheben; in natürlicher Bewegung, sie schien im Begriff, der leicht gebogenen Nase den Duft einer kleinen Blume anzunähern.

Dies Bild rückte der Sitzende, sich vorbückend, in den Lichtwurf der Lampe und sah darauf hin. Doch nur kurz; ein Geräusch draußen auf dem Flur ließ es ihn plötzlich seitwärts auf den Tisch legen und rasch mit dem Papierblatt wieder bedecken. Gleichzeitig ward die Zimmerthür geöffnet und Gebert Norweg erschien auf der Schwelle. Der Arzt wandte den Kopf um, merklich im ersten Augenblick einer Sammlung seiner Gedanken bedürftig, um sich zu verdeutlichen, wer da stehe; er mochte vermuthet haben, Stine Berens oder Johann sei's. Dann sagte er: „Du? Schläfst Du noch nicht? Was willst Du?“

Der Befragte stand ohne Rock in Hemdsärmeln, und in seinem Gesicht lag's wie ein nachtwandlerischer Ausdruck. Erkennbar mußte er geschlafen haben und wohl aus einem Traum aufgefahren sein, der ihm noch vor den weitgeöffneten Augen fortzudauern schien. Er setzte ein

paar Schritte in die Stube vor und brachte halbverworren vom Mund: „Woher weiß ich den Namen?“

Nun fragte Libertus: „Gehst und sprichst Du im Schlaf? Was für einen Namen?“

„Langeland — die Möwe war wieder da und rief ihn.“ Der Antwortende besann sich etwas und fügte nach: „Bin ich schon früher einmal am Strand bei Hohenkamp gewesen?“

„Das kann ich nicht wissen, ob Du so weit aus der Stadt fortgekommen bist. Warum?“

„Nein — wie ich noch so —“ — er deutete mit der Hand niedrig über den Fußboden — „es war etwas bei mir, ein dunkles Kleid und eine schmale weiße Hand — der gab ich Muscheln und Steine — auch jetzt eben wieder —“

Traumüberschleiertes klang noch immer aus der Stimme des Sprechenden; sich abermals besinnend, hielt er kurz inne, eh' er hinzusetzte: „War das meine Mutter?“

Der Arzt verneinte. „Mit Deiner Mutter warst Du gewiß nicht am Hohenkamper Strand, das hätte vor deiner Geburt sein müssen. Wenn Dir eine Erinnerung daran wach geworden, ist's vielleicht an der See auf Langeland gewesen.“

„Auf Langeland —?“

„Dort bist Du auf die Welt gekommen und hast Du zuerst mit ihr gelebt.“

Gebert sah ihm groß ins Gesicht. In seinen Augen lag etwas Hülfloses, doch von anderer Art als sonst. Er wiederholte: „Auf Langeland — darum —“ Danach

stieß er plötzlich hervor: „Ist mein Vater auf Langeland gestorben?“

Libertus blieb einen Augenblick stumm, dann gab er Antwort: „Die Leute sagen, daß Deine Mutter nicht verheirathet gewesen ist.“

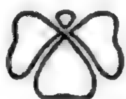
Zweifellos war der aus dem Traum Aufgefahrene in einem halb nachtwandlerischen Zustande hierhergekommen, doch offenbar durch die mannigfachen fremden Erregungen, in die ihn der Nachmittag versetzt, überhaupt heute etwas aus dem Gleichmaß seiner seelischen Stumpfheit und Antheillosigkeit verrückt worden. Davon hatte der jähe Ausbruch eines heftigen Gefühls in ihm bei seinem Zusammentreffen mit Gerda Ratlow überraschendes Zeugniß abgelegt, und so wiederholte sich's jetzt, wenn auch in anderer Art, noch einmal. Einen Athemzug lang haftete nach den letzten Worten sein Blick starr, wie vergeblich noch etwas suchend, auf dem Gesicht des vor ihm Sitzenden, dann entfuhr seinem Munde ein bangschmerzlich heraufbrechender Ruf: „Mich hat kein Mensch auf der Welt lieb — haben Sie mich doch lieb!“ Und zugleich warf er sich, von einem willenlosen, ekstatischen Trieb überwältigt, zu Boden nieder und drückte seine Stirn gegen die Knie des Arztes.

Im Zimmerwinkel tickte der Pendel der alten Kastenuhr ein dutzendmal hin und her, während Wichart Libertus regungslosen Blicks über den braunen, haarverwirrten Scheitel des vor ihm Knieenden hinsah. Dann hob er sich mit einem Ruck vom Stuhl empor und sagte: „Dazu habe ich keinen Grund, Gebert Norweg. Du gehst mich nichts weiter an, als daß ich die Ver-

pflichtung übernommen, für Deinen Lebensbedarf und Deine leibliche Gesundheit zu sorgen. Steh' auf."

Nun stand der junge Mensch wieder langaufgerichtet da, verwirrt und erschrocken; in seinen Zügen war zu lesen, er wisse nicht, was plötzlich über ihn gerathen sei und was er sinnlos gesagt und gethan habe. Der Arzt streckte jetzt mechanisch die Hand nach dem Bande Schillerscher Gedichte und fügte seinen Worten nach: „Da, nimm dies Buch mit Dir; was drin steht, ist Deutsch, das wird zur Abwechslung von Deinen lateinischen und griechischen nicht unnütz für Dich sein. Du kannst es auf den Bungsberg mitnehmen und droben darin lesen. Jetzt geh' zu Bett."

Wortlos kam Gebert dem Geheiß nach, begab sich über den Flur in seine Stube zurück, wo das rothflackernde Licht noch brannte. Vor diesem ging sein Blick auf das kleine Buch nieder, das seine Hand hielt; er hatte schon vergessen, daß der Herr Justizrath es ihm gegeben und daß er es mit sich getragen habe. Unwillkürlich öffnete er den Deckel und sah auf ein leeres, dem Titel vorgeheftetes Blatt, an dessen rechtem Oberrand nur das geschriebene Wort „Elsa" stand. Doch Todesmüdigkeit zog ihm die Augenlider herunter; er hatte nur noch so viel Besinnung, diesmal seine Kleider abzulegen und die Kerze auszublasen, dann streckte er sich hin und fiel, vom schwälenden Dunst des Talgdochtes umzogen, in Schlaf.



III.

Als Gebert Norweg am Morgen die Augen ins helle Tageslicht aufschlug, stand's ihm noch vor ihnen, daß in der Nacht eine dunkelgekleidete Gestalt an sein Bett herangetreten sei. Die hatte gesagt: „Ich bin ein Elf, der Dich lieb hat", und dazu mit weißer Hand einen Schatz für ihn an sein Kopfende hingelegt; dann war sie weggeschwunden. Aber so deutlich sah er's noch, daß er mit erster Bewegung den Blick nach der Stelle drehen mußte, wohin die Hand sich ausgestreckt hatte.

Da lag an der, auf dem Nachttischchen am Bett, kein märchenhaft blinkender Schatz, sondern nur ein kleines Buch, von dem er zunächst nicht wußte, wie es dorthin gerathen und was es sei. Dann indeß kam ihm aufdämmernd die Erinnerung, er selbst habe es aus der Studirstube des Herrn Justizraths mit herübergebracht, und wie er unwillkürlich danach faßte und den Einbanddeckel aufschlug, erklärte sich auch das ihm noch verschwommen vor'm Gesicht fortgaukelnde Täuschungsspiel. Auf dem ersten Blatt stand in kräftiger Handschrift das am Abend von ihm gelesene Wort ‚Elsa'; das war ihm in den Schlaf nachgefolgt, hatte sich zu einem Elfen verwan-

delt, so benannt und die andren Worte dran geknüpft, die er auch dunkel, als von jemand gesprochen, im Ohr trug. Doch er befand sich noch so unter dem Bann des Traumes, als ob dieser eine Wirklichkeit gewesen sei, daß ihn aus dem Buch ein Gefühl durchzog, er halte damit thatsächlich einen Schatz in der Hand, obwohl die Gedichte Schillers ihm nur dem Namen nach bekannt waren und ihn völlig gleichgültig ließen. Der Herr Pastor hatte wohl einmal geäußert, Schiller und Goethe seien allerdings in Deutschland angesehene Dichter, doch von zweifelhafter christlicher Gesinnung und ihre Lectüre für Theologen nicht empfehlenswerth.

Wie der Aufgestandene sich nun ankleidete, lagen ihm Dunkel und Licht, Vergessenheit und klares Gedächtniß, im Kopf nebeneinander. Von seinem letzten Thun am Abend wußte er nur, daß er noch einmal nach der Stube des Herrn Justizraths hinübergegangen sei, doch konnte sich auf nichts besinnen, was er dort gewollt, gesprochen und gethan habe; in seiner Vorstellung hatte er das kleine Buch schon beim Weggang nach dem Abendessen erhalten und mitgenommen. Dagegen stand ihm alles am Nachmittag Geschehene aufs deutlichste in Erinnerung, der plötzliche Tod der Mutter Schlerbaum, sein Zusammentreffen mit Gerda Ratlow und daß für heute sein Einziehen in die Giebelstube der Witwe Engemann festgesetzt sei. Dies mußte er sogar als nächstes ausführen, doch von seinem gestrigen inneren Widerstreben dagegen war nichts in ihm verblieben. Ihn erhob ein Gefühl, daß der Hohenkamper Park ihn von einer bisher knabenhaften Scheu vor Unbekanntem und Un-

gewissem befreit habe und daß er ein Vermögen in sich trage, selbständig jeder geringschätzenden Unbill, die jemand ihm anthun wolle, zu begegnen. Dafür war er Gerda Ratlow gewissermaßen dankbar, sie hatte eine Kraft in ihm aufgeweckt, sich gegen Mißachtung und Mißhandlung zur Wehr zu setzen.

Das Buch in seine Brusttasche steckend, ging er in die Eßstube hinüber, wo Stine Berens ihm das Frühstück auftrug; er müsse allein dabei sein, denn der Herr Stizrath wäre schon zu einem Patienten weggerufen. Als Ersatz dafür aber leistete sie ihm Gesellschaft, setzte sich mit an den Tisch und fing an, von Frauenzimmern zu sprechen, vor denen junge Leute sich besonders in acht nehmen müßten. Die sähen zuweilen von außen ganz gut aus, daß einer es ihnen nicht vom Gesicht lesen könnte, was für hinterhältisch verschlagene Geschöpfe sie wären und was sie mit lachendem Mundwerk, denn das hätten sie meistens parat, Bösartiges im Schild führten, weil sie's immer heimtückisch auf irgendeinen abgesehen hätten. Die müsse ein junger Mensch, wenn er's gut mit sich meine und ein bischen Verstand im Kopfe habe, nicht angucken und noch weniger mit der Hand anrühren, sondern ihnen zeigen, daß er wisse, was für abgefeimte Personen sie wären, sonst ließen sie nicht von ihrem abscheulichen Thun ab und kriegte er keine Ruhe vor ihnen. So vernünftig hatte Gebert Stine noch niemals sprechen hören, alles, was sie sagte, paßte ganz genau auf Gerda Ratlow, und er konnte sich den Mund nicht verschließen, kräftig zustimmend zu antworten: „Nein, mit der Hand nicht anrühren, aber wenn's nicht anders geht, mit einer

Weidenruthe!“ Das verstand die Hörerin im ersten Augenblick nicht recht, doch lachte dann mit vollen Backen: „Jo, dat weer dat richtige, dat doh man! De Rod hett se wul as Deern nich nog kregen, de lehr se man kennen, wenn se Di to neeg kummt. Denn büst Du jo up'n richtigen Weg un gah man to! Awers den Slötel vun de Stuv dreih vör de Nach doch jümmer üm!“

Den Zusammenhang der letzten Wiederholung ihrer gestrigen Ermahnung mit dem vorher Gesagten begriff zwar er jetzt seinerseits nicht, aber sie hatte ihn erinnert, nicht länger Zeit zu versäumen, und so begab er sich gleich davon; auch in seinen Gang war ein bischen weniger Schläfriges und Rascheres als bisher gekommen. Unterwegs fiel ihm ein, so gering sich sein Besitz an Büchern und Kleidungsstücken auch belief, könne er sie doch nicht allein in die neue Wohnung hinübertragen, und es bedurfte einer für seine Gedankenunbeholfenheit nur auffällig kurzen Zeit, ihn auf die Auskunft gerathen zu lassen, daß er vielleicht bei der, die für ihn an die Stelle der Mutter Schlerbaum treten sollte, eine Beihülfe erlangen könne. So ging er gradezu nach ihrem Hause und traf sie schon im Garten, neben der anwesenden Besorgerin der gröberen Hausarbeiten, Meta Kienast, an, der Bertrade Engemann in einem geschmackvoll hübschen Morgenrock grade eine Anweisung ertheilte. Sie empfing den durch die Pforte Hereintretenden mit freundlichem Zuruf: „Kommen Sie schon? Das ist ja gut, es ist auch alles schon in Ordnung.“ Nun kam ihm die Zunge bei der Antwort, er wisse nicht, wie er seine Bücher und sonstigen Dinge herüberschaffen solle,

doch ein bischen ins Stottern, aber mit hurtigem Verständniß fiel sie gleich ein: „Da nimm den Waschkorb, Meta, und geh' mit, es sind nur ein paar Schritte, und Du hast ja die Arme dazu am Leib.“ Das bezeugte allerdings einigermaßen die Anschauung der etwa achtzehnjährigen Nachbarstochter; sie verfügte nicht nur über ein paar sehenswürdig dicke, runde und rothe Meiereimädchen-Arme, sondern allem Anschein nach standen auch ihre sämmtlichen übrigen Gliedmaßen dazu in vollendetem Einklang und mußten sie landwirthschaftlich abschätzender Besichtigung als eine begehrenswerthe Arbeitsmaschine aus Fleisch und Blut in die Augen stechen lassen; offenbar hatte die junge Witwe sich für ihre Bedürfnisse und Zwecke einsichtig die richtige Hülfskraft ausgesucht. Meta machte sich sofort mit dem Waschkorb auf ihre elefantenartigen Füße, aus deren jedem ein paar von dem Umfang derjenigen Bertrade Engemanns herstellbar gewesen wären, und begleitete Gebert nach dem Hause in der Langen Twiete, wo die Mutter Schlerbaum schon eingesargt auf ihre Abholung nach Pastor Cordemanns Eingangsgarten zu den ewigen Paradiesesfreuden wartete. Doch ihr bisheriger junger Hausgenosse hatte sich mit dieser Thatsache als einer nicht mehr rückgängig zu machenden abgefunden, und seinen Kopf füllte gegenwärtig nur die Erkenntniß aus, daß er seine hiesige Angelegenheit möglichst schleunig erledigen müsse, um noch rechtzeitig zum Unterrichtsanfang bei Matthias Harms eintreffen zu können. So befliß er sich nur eilfertig des Nöthigen, bei dem Meta Kienast ihm mit ihren breiten Handschaufeln ausgiebig Beistand leistete, indem

sie Bücher und Hemden, Schuhzeug, Strümpfe und Schreibhefte wie Kohlköpfe und Rüben in den aufnahmefähigen Korb zusammenwarf, und diesen miteinander an den Henkeln fassend, begaben beide sich nach wenigen Minuten zur ‚Villa' der Frau Lieutenant zurück. Damit war aber auch die Zeit Geberts im wörtlichen Sinne abgelaufen, um weiteres konnte er sich vorderhand nicht mehr bekümmern, sondern griff nur hastig nach einigen Büchern und verließ sogleich wieder das Haus, um seinen Schulweg einzuschlagen.

Als er am Mittag heimkehrte, lag ein freier Nachmittag und ebenso der nächste Tag vor ihm, denn es war Sonnabend, der seinen Gedanken Muße vergönnte, sich von lateinischen und griechischen Exercitien ab- und seiner neuen häuslichen Veränderung zuzukehren. Ihm kam jetzt erst deutlich zur Vorstellung, daß er seit heute dort oben in der Giebelstube zu Haus sei, und das war eigentlich sehr merkwürdig, denn gestern um diese Zeit hatte er davon noch nicht die leiseste Ahnung gehabt; überraschend schnell konnte sich Wundersames im Leben zutragen. Doch im Grunde verwunderte es ihn nicht besonders, weil er ein Gefühl hatte, in ihm selbst sei seit gestern etwas Aehnliches, auch bis dahin nicht Gedachtes vorgegangen; schon darin gab sich's kund, daß ihm nicht aus dem Gedächtniß gerathen, er müsse zunächst seine Sachen aus dem Korb nehmen und in Ordnung bringen. Wie er auf den Flur trat, kamen von dessen hinterem Ende zweien seiner Sinne Eindrücke entgegen, das Knistern eines Herdfeuers und ein Geruch von zubereiteten Speisen. Ihn rührte zum erstenmal an, daß ein sol-

cher etwas Angenehmes haben könne; es mußte jemand in der Küche thätig sein, doch Meta Kienast vermochte er sich nicht als dort derartig hantirend vorzustellen. Die kurze Treppe hinaufsteigend, trat er in seine Stube ein, sah indeß vergeblich nach dem Korb, den er am Morgen auf den Fußboden niedergesetzt, umher. Statt dessen lag seine Wäsche nett zusammengefaltet in einer Kommode, die Kleider hingen in einem Schrank, und die Bücher standen aneinandergereiht und zwar richtig, nicht auf den Kopf gestellt, wie Mutter Schlerbaum es stets gethan, auf einem Wandbord. Das war auch etwas Wundersames, erinnerte an Märchen von hülfswilligen Feenhänden, sah aber ebenfalls denen Meta Kienasts durchaus nicht ähnlich. Von der rührte es entschieden nicht her; er hatte auch einen Vorschritt in der Auffassungsgabe und Menschenkundigkeit gemacht; bis gestern hätte er sich mit der Wahrnehmung des geordneten Zustandes seiner Sachen begnügt, ohne zu irgendwelchem Denken dadurch veranlaßt zu werden.

Staub- und fleckenlos strahlte die Stube förmlich von Sauberkeit, obwohl auf alles das hellste Mittagslicht fiel, denn das Fenster befand sich nicht im Erdgeschoß, wie in der Langen Twiete, und ihm lag keine alte graue Hausmauer nah gegenüber, sondern weitoffenes grünes Feld mit klarem Himmelsblau drüber. Zwischen Wohnungen war augenscheinlich ein Unterschied, der Gebert bisher unbekannt gewesen oder auf den er nicht geachtet hatte; er trat an das offenstehende Fenster und blickte über die Saat- und Weidekoppeln mit ihren abgrenzenden Zaunknicken hinaus. Von ihnen her klang

ein zusammenschwimmendes Lerchengetriller und in der Nähe aus einem blühenden Birnbaum des Gartens Finkenschlag; drüben gegen den Horizont stach an einer Stelle ein schmaler Streifen mit etwas anderem Blau als dem des Himmels ab, das konnte ein Stückchen Ostsee sein. Um es deutlicher zu sehen, hob er sich auf die Zehen, doch da klopfte es hinter ihm, die Thür ging auf und die Stimme der Frau Lieutenant sagte: „Die Suppe ist auf dem Tisch.“ Als er sich umwandte, setzte sie fragend hinzu: „Habe ich's mit Ihren Büchern und Sachen richtig gemacht, wie Sie's gewöhnt sind?“ Natürlich konnte es so nur von ihr herstammen, das hatte er sich ja auch selbst schon gesagt, lächerlich war's, daß Meta Kienast es gethan haben sollte. Hastig, wenn auch ein bischen unbeholfen, kam ihm die Antwort vom Mund: „Ja ganz — ich habe — ich danke Ihnen, Frau Lieutenant — und komme gleich.“ Sie ging, leicht eine Melodie vor sich hinträllernd und dadurch an die Lerchen draußen erinnernd, die Treppe hinunter; er blieb noch ein paar Augenblicke zurück, mit einer Bürste über seine widerspänstigen Haarwirbel zu fahren; dann folgte er, mit seinem Verhalten zufrieden, daß er sich schicklich benommen, ihr gedankt und sie mit ihrem Titel angeredet habe, in das kleine Eßzimmer nach.

Der Mittagstisch war von stadtüblich einfachster Art, aber ob bei der Zubereitung der Gerichte mehr an Kochkunst aufgewendet worden, als Mutter Schlerbaum im Besitz gehabt, oder was sonst der Grund sein mochte, es schmeckte ihm anders und fraglos besser, wozu auch wohl das saubere weiße Leintuchgedeck mit dem sonstigen Drum

und Dran beitrugen. Offenbar achtete die junge Hausfrau darauf, daß alles um sie herum von tadelloser Reinlichkeit und nettem Aussehen sei, oder eigentlich machte es den Eindruck, sie habe gar nicht nöthig, dafür zu sorgen, denn was mit ihr in Zusammenhang stehe, sei von selbst gewöhnt, sich nur in solchem Zustande benutzen zu lassen. Ganz ungewöhnt dagegen war's für Gebert, mit jemandem am Eßtisch zu sitzen, der nicht bloß stumm seine Portion an Fleisch und Gemüse herunterkaute, sondern daneben öfter den Mund auch noch zum Sprechen gebrauchte. Denn das that Bertrade Engemann, richtete in zuvorkommender Weise und mit hübsch klingender Stimme allerhand antheilnehmende Fragen an ihren neuen Hausgenossen, erzählte auch dazwischen, daß sie ihn vom Ansehen schon länger kenne, da sie ihm ab und zu auf seinem Schulweg in der Langen Twiete begegnet sei. „Aber mich haben Sie wohl nie bemerkt, denn Ihre Augen sahen immer nicht rechts und links und am wenigsten einem Menschen ins Gesicht, als ob Sie beständig nur furchtbar wichtige Gedanken im Kopf hätten.“ Dazu lachte sie fröhlich, und ihm stieg's etwas roth in die Schläfen, wie er antwortete: „Nein — bin ich Ihnen — ich kann mich wirklich nicht besinnen.“ Sie fiel ein: „Aber jetzt kennen Sie mich und wissen, wie ich aussehe. Ich denke, es giebt noch eine gute Freundschaft zwischen uns, denn wir sind ja höchstens ein paar Jahre auseinander, da kommt man bei täglichem Zusammensein bald auf einen freundlichen Fuß.“ Recht angesehen hatte er sie allerdings auch heute noch nicht, doch that's jetzt auf ihren Vorhalt und zwar mit einem Blick der Ueberraschung.

Ihm war bisher garkein Denken daran gekommen, wie alt sie sein möge, und ihre Aeußerung, daß nur ein Unterschied von wenigen Jahren zwischen ihnen bestehe, setzte ihn höchlich in Verwunderung. Doch wie er sie nun daraufhin anblickte, verhielt sich's in der That wohl richtig damit. Sie sah noch sehr jugendlich aus, eigentlich ganz wie ein junges Mädchen, vielleicht um ein bischen älter als Gerda Ratlow; sonst wußte er keinen Vergleich. Aber er fühlte, an Selbständigkeit und Sicherheit in allem, was sie sagte und that, sei sie ihm viel weiter voraus und überlegen und er könne mancherlei von ihr lernen, was bei Mutter Schlerbaum nicht in Rede gekommen. Vermuthlich rührte der Unterschied davon her, daß sie kein junges Mädchen, sondern eine kurze Zeitlang verheirathet gewesen war, wenn sich auch freilich im Grunde bei dieser Annahme nicht viel denken ließ.

Sie waren mit dem ersten gemeinschaftlichen Mittagessen fertig geworden, und seine Tischgenossin sagte jetzt aufstehend: „Kommen Sie auch etwas mit in den Garten, Herr Norweg? Ich habe drin zu thun, und der Herr Justizrath hält für gut, daß Sie möglichst viel in freier Luft sein sollen, so habe ich als Ihre Hausmutter die Pflicht, Sie dazu anzuhalten.“ ‚Hausmutter‘ war eine drollige Bezeichnung, die sie sich beigelegt, da es unwillkürlich den Gegensatz zwischen ihr und der Mutter Schlerbaum vor Augen stellte, auf die das Wort wirklich gepaßt hatte; ihr kam dies auch zum Bewußtwerden, denn sie setzte hinzu: „Hausschwester klänge eigentlich wohl richtiger.“

Gebert wußte in der Schnelligkeit keinen stichhaltigen

Grund, die Aufforderung abzulehnen, sondern ging mechanisch hinter ihr drein in den Garten, durch dessen Pforte grad' Meta Kienast zum Aufwaschen des gebrauchten Mittagsgeschirrs hereintrat. Doch Bertrade Engemann rief ihr zu: „Du kannst mit dem Spülen noch warten und mir erst hier etwas helfen." Sie ging damit um, mehrere Pflanzen aus dem Gesträuchschatten auf ein Sonnenbeet zu versetzen, und sagte erläuternd: „Sonst kommen sie nicht zum Blühen; was keine Helligkeit und Wärme hat, verdirbt in den Knospen und fällt ab." Nach ihrer Anweisung grub Meta die schon hoch aufgeschossenen Blumenstauden mit dem Erdballen aus; ergötzlich war's anzusehen, wie der Spaten, sobald sie den Fuß draufstemmte, mit einem Ruck bis zum Rand in den Boden hinunterfuhr. Dann betheiligte auch die junge Wittwe sich, wenngleich in behutsamer Weise an der Umpflanzung, so daß vier Hände durch- und nebeneinander in geschäftiger Thätigkeit waren. Das nahm sich eigenthümlich aus, und der dabeistehende Zuschauer blickte verwundert drauf nieder, besonders weil er eine solche Verschiedenartigkeit an sich gleicher menschlicher Gliedmaßen, wie die der ungeheuerlichen rothen Pratzen Meta Kienasts und der andern niedlichen, hellfarbigen Händchen nicht auf der Erde für möglich gehalten hätte. Der Buchfink wiederholte unaufhörlich seinen Schlag, in den Birnbaumblüthen summten Hunderte von Bienen, Halme, Blätter und Knospen schienen einen Wettlauf anzustellen, wer am schnellsten vorankomme; überall machte sich ein eifriges Trachten und Treiben des Frühlings sichtbar und fühlbar.

Wie Bertrade Engemann ihre Arbeit befriedigend zustande gebracht, richtete sie sich vom Boden auf, spreizte die zehn Finger ihrer doch etwas erdegeschwärzten Hände einmal auseinander und sagte lachend: „Da thut Wasser und Seife noth.“ Sie verschwand ins Hausinnere; Gebert blieb noch einige Augenblicke allein gelassen stehen, dann ging er gleichfalls zurück und stieg die Treppe zu seiner Giebelstube hinan. Ihm war's ein bischen sonderbar im Kopf, wie wenn die Dinge um ihn her sich leise auf und nieder bewegten; von der Frühlingsluft und seinem ungewohnten Aufenthalt im Freien mußte es herrühren. Sonst hätte er nach dem Essen in seiner dunklen Hinterstube in der Langen Twiete gesessen; eine Empfindung und ein Vergleich überkamen ihn, er sei ähnlich wie eben die Pflanzen aus dem Schatten hierher in Helligkeit und Wärme versetzt worden, die eine wohlthuende Wirkung auf Leib und Seele ausübten. Allerdings stammte davon auch sein leichtes Schwindelgefühl her, aber das war nichts Unschönes und Unangenehmes, nur bisher Unbekanntes; er stand und hing einem sich ihm aufdrängenden Gedanken nach, daß er gestern dem Herrn Justizrath wohl ein Unrecht angethan habe. Der hatte doch mit seiner Unterbringung hier nicht feindselig gegen ihn gehandelt, sondern mit richtiger Einsicht Gutes im Sinn gehabt und ausgeführt. Denn die Befürchtungen, die der erste Anblick seiner neuen Hauswirthin in ihm wachgerufen, waren zweifellos nur aus völliger Verkennung und Unverstand hervorgegangen, seine Besorgniß, daß er es schlecht bei ihr haben und sie ihn mißächtlich nach der Art Gerda Ratlows behandeln werde, gradezu einfältig

gewesen. Sie benahm sich im Gegentheil fürsorglicher und freundlicher, als noch jemals ein Mensch gegen ihn; Furcht war gewiß das letzte, was ihr Wesen einflößen konnte. Auch ihr hatte er dadurch, wie er sie sich bezeichnet, gewissermaßen ein Unrecht zugefügt; die Benennung ‚Witwe Engemann‘ paßte durchaus nicht auf sie, und er setzte in seinen Gedanken fortan ‚Frau Lieutenant‘ an die Stelle.

Da ihm vorgeschrieben worden, morgen den Weg auf den Bungsberg zu machen, begab er sich jetzt an die Ausarbeitung seiner Schulaufgaben für den Montag und verbrachte damit eifrig den Nachmittag; alles ging ihm heute gut und auffällig leicht von der Hand, als ob in seinem Kopf eine frischsprudelnde Denkquelle entsprungen sei. Er war erstaunt, wie die Frau Lieutenant ihn schon zum Abendessen rief, doch leistete gern Folge, da es ihm als eine angenehme Erholung von der Arbeit vorstand, wieder mit ihr am Tisch zu sitzen und ihre Stimme über dies und das sprechen zu hören. Auch seine Zunge hatte sich bereits scheuloser und etwas gelenker als am Mittag gelockert; er erzählte, was der Herr Justizrath ihn morgen früh zu thun geheißen, und seine Zuhörerin versetzte theilnehmend: „So früh wollen Sie schon weg? O je, da schlafe ich noch und liege im siebenten Traum, Gott mag wissen, in welchem — aber da muß ich Ihnen ja heut' Abend etwas zurecht machen, damit Sie unterwegs nicht verhungern.“ Sie begab sich gleich daran, mit ihren hübschen Händen einige Butterschnitten zu streichen, danach die Brode mit Mettwurst und Holländerkäse zu belegen, die sich höchst appetitlich ausnahmen, packte sie

geschickt in weißes Papier ein und sagte: „Dann ist's wohl am besten, daß Sie jetzt zu Bett gehen, sonst bleibt Ihnen nicht genug Zeit zum Ausruhen, die hat man in der Jugend nöthig. Gute Nacht, lieber Gebert, schlafen Sie wohl und kommen Sie morgen gut wieder zurück! Ich lege mich auch immer gern schon rechtzeitig zu Bett."

Mai war's und noch Tagesschein in Geberts Stube, so daß er keines Lichts bedurfte, um sich auszukleiden; der Zimmerraum kam ihm durchaus nicht fremd vor, eher vertraut, wie wenn er schon manchmal darin geschlafen habe. So ganz anders konnte etwas ausfallen, als die Vorstellung sich's gestern ausgemalt; für ihn hatte es entschieden eine vortheilhafte Veränderung gebracht, daß die Mutter Schlerbaum gestorben war, zum erstenmal im Leben durchfloß es ihn leiblich und gemüthlich mit einem ihm zum Bewußtsein gelangenden Wohlgefühl. Der Fink schwieg jetzt im Garten, doch statt dessen scholl aus einem anderen von weiterher der Gesang einer Drossel. Oder war's eine Nachtigal, das konnte er im Halbschlaf nicht mehr unterscheiden. Nur dann klang noch von seinem Munde ein Ton, der diesem ebenfalls bisher etwas ganz Unbekanntes gewesen, denn er mußte halblaut lachen. Aber seinem Gedächtniß wachte plötzlich auf, daß Stine Berens ihm auf die Seele gebunden hatte, abends die Stubenthür fest zuzuschließen, damit kein Einbrecher zu ihm herein könne. Darin lag eine Furchtsamkeit, deren närrische Unklugheit seine gestrige doch noch hundertfach übertraf, indeß es knüpfte sich ihm fast wie ein Wunsch dran, Stines Einbruchsangst möchte einmal in Erfüllung gehn. Dann wäre er imstande, die freundliche Beflissen-

heit der Frau Lieutenant gegen ihn etwas zu vergelten, zu zeigen, daß er Muth und kräftige Arme zu ihrer Beschützung habe, und darüber schlief er ein.

* * *

Der Bungsberg, einigermaßen in der Mitte der Landschaft Wagrien belegen, entsprach eigentlich für Gebirgsbewohner nicht der Vorstellung von einem Berge, doch bildete den obersten Aufstieg des aus mannigfachen Rückenwölbungen zusammengesetzten baltischen Höhenzugs im östlichen Holstein und damit auf der cimbrischen Halbinsel überhaupt. Die Herstammung seines Namens konnte verschiedenartig gedeutet werden, von der Aehnlichkeit seiner Form mit einer Knolle, die im Mittelhochdeutschen bunge geheißen, oder daß sich ein Bonigo, Buno zuerst an ihm angesiedelt habe; die Stammsilbe bun hatte in Vorzeiten auch einen Bodengrund und eine Behausung bezeichnet. Davon wußten indeß die jetzt um ihn herumwohnenden Leute so gut wie nichts mehr und zerbrachen sich noch weniger unnöthig die Köpfe drüber, unter allen aber jedenfalls am wenigsten Gebert Norweg. Die Etymologie von Ortsnamen im alten Griechenland und Italien war manchmal durch mythologische oder historische Vorgänge, die sich daran knüpften, von Wichtigkeit, doch eine solche auch denen in deutschen Landen beimessen zu wollen, hätte ihm äußerst lächerlich geklungen. Die Dörfer, an welchen sein Weg nach dem Bungsberg vorbeiführte, lagen selbstverständlich da, weil die Bauern zum Bestellen der herumliegenden Felder Behausungen haben

mußten, und ebenso trugen sie auch selbstverständlich zur Unterscheidung voneinander verschiedene Namen. Aber die waren ohne Sinn und Bedeutung, vermuthlich vom Zufall so gemacht, denn mit solchen Ortschaften verband sich nichts aus einer früheren Zeit, es hatte sich in ihnen nie etwas Lernenswerthes zugetragen. Ueberhaupt im holsteinischen Lande nicht; das besaß, wie auch wohl das übrige Deutschland ebenso, keine Geschichte. Mindestens brauchte man nichts davon zu wissen; in den Unterrichtsstunden bei Matthias Harms war niemals mit einem Wort von ihr die Rede.

Ein herrlicher Frühmorgen schüttete erstes Sonnengold über alles rundum, Geberts Brust trank die frische, noch kühle Luft wie mit einer Begierde ein. Zum erstenmal befand er sich auf einer derartigen Wanderung und setzte die Füße möglichst rasch vor, da ihm über der Entfernung nach seinem Ziel völliges Dunkel lag. Auch trieb ihn eine Unruhe, Sonntag war's, und nach dem Herkommen erwartete der Herr Pastor ihn heute bei sich zu einer belehrenden theologischen Gesprächsführung. Doch mußte der Herr Justizrath sein Ausbleiben verantworten, da der ihm den Weg zur Vorschrift gemacht, und an einem Wochentag hätte er ja der Schule wegen nicht fortkönnen. Uebrigens hatte auch die Frau Lieutenant kein Bedenken dagegen gehabt, daß er den Kirchenbesuch heut' einmal versäume.

Er sollte sich unterwegs öfter nach der Richtung erkundigen und befragte einen ihm begegnenden Bauern. „Bungsberg?“ wiederholte der, „jo dat warrd wul do

öwer Blekendörp gahn. Dohinto snitt de Fotstig en Stück af."

So schlug er den gewiesenen Fußsteig ein, der über Koppeln einem spitzen Kirchthurm von beträchtlicher Höhe entgegen führte und bei den ersten vermoosten Strohdachhäusern eines Dorfes ausmündete. Das mußte also den Namen Blekendorf tragen; der Thurm sah danach aus, daß er schon lange so dagestanden habe, und die Kirchenmauer war aus großen Findlingssteinen aufgeschichtet. Die Straße theilte sich, so daß der Ankömmling ungewiß stehn blieb, wohin er sich wenden solle. Zum Befragen ward niemand sichtbar, nur an einem Gartenrande der Kirche nah gegenüber schritt in einem schmalen Pappelgang ein ältlicher Mann in geistlichem Summar mit kleinen Bäffchen am Hals auf und nieder. Gebert stand kurz unschlüssig, dann trat er hinzu und zog seine Mütze vom Kopf, doch ohne zu sprechen; der Dorfpfarrer sah ihn überrascht an und fragte: „Wat büst Du denn vör'n lange Laban un woto wüllt Din pedes apostolorum?" Nun antwortete er: „Nach dem Bungsberg — aber ich weiß nicht, wo ich —." Der Pastor fiel ein: „An'n Sünndagmorgen hört'st Du inne Kark, awers wenn Du dat richti inne Bost hest, kannst Du Din Gottesdeenst ok 'mal da baben afholen un brukst keen Papen dato. De Strat na Mönkneversdörp geiht hier likut; denn geh' Er nur in Gottsnamen weiter, Herr Urian, und mach' Er Seine Augen oben in der Gotteswelt auf! Un gröt mi de söben Karkthörns vun Lübeck, ünner de heff ick uppe Scholbank seten, dat mi de Knaken in'n Kopp knackt hebbt."

Gebert dankte und schlug die gedeutete Richtung ein. Ein merkwürdiger Unterschied zwischen der plattdeutsch derb-jovialen Sprechart des Dorfgeistlichen und der sich stets nur in feinstem hochdeutschem Ausdruck bewegenden des Pastors Cordemann hatte ihn angerührt, und die Aeußerungen hatten danach geklungen, daß sie vom Mund eines Anhängers der rationalistischen kirchlichen Richtung gekommen seien. Das letztere täuschte freilich so stark wie möglich, denn der Blekendorfer Pastor gehörte zu den allerstrengsten Orthodoxen im Lande, wie er's von vornherein als Sohn des ‚Wandsbecker Boten', des Dichters Matthias Claudius erwarten ließ; nur hatte er vom Vater eine Doppelnatur geerbt, neben der starrsten Bibel-Wortgläubigkeit auch für alle menschlichen Dinge und Gefühlstriebe außerhalb der Glaubenspflichten ein volles Verständniß, wie für ihre Auffassung einen eingeborenen Humor empfangen. Von dieser Blutsabkommenschaft des Pastors in Blekendorf besaß Gebert natürlich keine Ahnung, hätte indeß mit dem Namen auch nichts verbunden, denn vom Wandsbecker Boten, wie überhaupt von deutscher Dichtung hatte er bei seinem Lehrmeister selbstverständlich ebenfalls niemals etwas gehört. Ernst Claudius der Jüngere hielt ihm kurz noch den Kopf nachgedreht und sagte vor sich hin: „Mi dücht, de Oogen vun den langen Bengel sünd mi all vörkamen, de kiekt as een, de ut'n Slap upwaken will; dat bringt he baben up'n Barg in de Sünn vellich beter farrig, as in de ole düstre Kabuf'." Er war vor'm Beginn seines Predigtamts noch etwas im Pappelgang des Pastoratsgarten auf und ab gegangen, nun fing die Thurmglocke an zu läuten, und er

schritt dem unansehnlich altersgebrechlichen Pfarrhause zu, um sich mit seiner Frau und Töchtern, die vor der Thür schon auf ihn warteten, über die Straße zur kleinen, ziemlich dunklen Blekendorfer Kirche hinüber zu begeben.

Dem jungen weiter Wandernden war von dem flüchtigen Anhalten eine beschwichtigende Wegmitgift zu Theil geworden, denn auch ein Pastor hatte ihm die Versäumung des sonntägigen Gottesdienstes nicht gradezu zum Vorwurf gemacht, vielmehr ihn geheißen, nur weiter zum Bungsberg hinauf zu gehen. Doch auch sonst empfand er ein unbekanntes Wohlgefühl in sich, alles umher sah ihm so neu und andersartig als auf seinem Schulweg zwischen den Stadthäusern ins Gesicht, und die rasche Bewegung ermüdete ihn nicht, sondern es schien eher, als ob sie seine Glieder leichter mache; der Herr Justizrath hatte sich doch wohl auf das Richtige verstanden, wie er ihn so weit von der Stadt ausgeschickt. Auch Hunger machte solche Wandrung; er lehnte sich einmal an einen Knickwall, zog die ihm von der Frau Lieutenant mitgegebenen Brodschnitten aus der Tasche und verzehrte sie mit reger Eßlust. Sein Blick ging dabei umher; nicht ausgewählt, doch zufällig war's eine hübsche Stelle, an der er die Rast hielt, die Bezeichnung ‚hübsch‘ dafür fand er eigentlich zum erstenmal in seinem Wortvorrath auf. Ein kleines Wasser lief unweit vorbei, dran standen im Feuchtgrund gelbe, blaue und weiße Blumen von hellleuchtendem Farbenglanz und offenbar verschiedener Art. Wahrscheinlich hatten die auch verschiedene Namen, und ihr Anblick ließ plötzlich einen

Wunsch in ihm rege werden; er hätte gern gewußt, was für Namen. Auch ein großer goldfarbiger Schmetterling kam durch die Luft herzu und taumelte ein paarmal über die Blumen hin; das war ebenfalls hübsch, und noch etwas verband sich damit. Denn von dem wußte er, ein Citronenfalter sei's; gelegentlich war's ihm zu Gehör gekommen, und dies Benennenkönnen verursachte ihm gegenwärtig eine freudige Empfindung. Ja, dies Gefühl mußte das sein, was die Sprache mit dem Wort ‚Freude' meinte. Der Blekendorfer Pastor Ernst Claudius hatte entschieden einen menschenkundigen Blick bewährt; wie Gebert Norweg hier saß, sah er in der That aus den Augen gleich Einem, der lange im Schlaf gelegen und noch unbewußt im ersten Aufwachen begriffen sei.

Sein Weg zog sich abwechselnd über Anhöhen und in Niederungen weiter, zwischen Feldschlägen und durch frischbelaubte Buchenholzungen; mit Thürmen sah da und dort näher oder ferner ein namenloses Kirchdorf auf, auch adlige Gutsschlösser, mehr oder minder dem von Hohenkamp ähnelnd, blinkten weißschimmernd aus Vorhängen von Parkbäumen und -Büschen herüber. Immer grad' gegen die Sonne auf ging's; wo jemand Gelegenheit bot, fragte er, ob der Weg der richtige sei, und empfing Bestätigung oder Weisung. Hier zeigten sich die Leute mit dem Gegenstande seiner Erkundigung genauer bekannt, wenn sie auch nicht zu begreifen schienen, was er oben auf dem Bungsberg wolle; die Antwort lautete meistens, er komme so nach dem Krug von Mönchneversdorf hin. Doch bedurfte es im Grunde für ihn keiner deutenden Angabe mehr, da der aufgewölbte Rücken schon

seit längerem unverkennbar als der höchste vor ihm lag, nur zuweilen von einem Waldstück verdeckt ward, aber danach näher gerückt wieder zum Vorschein kam. Merkwürdig anregend war's, solch ein Ziel ins Auge zu fassen und durch eigne Ueberlegung sich klar zu machen, wie und von wo aus es am besten erreichbar sei. Denn ob der Bungsberg sich auch seiner Art nach nicht anders ausnahm, als die übrigen Anhöhen der Gegend, ward in der Nähe doch merkbar, es gehe erheblich höher zu ihm hinauf.

Wie lange er von der Stadt aus bis nah vor dem Obersten gegangen sei, wußte er nicht zu bemessen, nur als der Anstieg ihn jetzt einmal zu athemschöpfendem Stehenbleiben veranlaßte, fiel ihm plötzlich wohl aus einer Stelle in der Odyssee ein, eh' es Uhren gegeben, hätten Leute verstanden, ungefähr die Tageszeit nach dem Stand der Sonne zu bestimmen. Unwillkürlich blickte er nach dieser auf, allerdings zuerst ohne dadurch irgendwelchen Anhalt zu finden, weil er ihr nicht anzusehen wußte, ob sie noch steige oder schon abwärts gehe. Aber dann bildete sich in seinem Kopf eine Erkenntniß heraus, das letztere könne nicht zutreffen, denn er sei immer ihr entgegen nach Osten gegangen, und sie stehe noch vor ihm, nicht hinter ihm nach Westen zu. Also mußte es noch Vormittag sein und zwar etwa elf, vielleicht auch erst zehn Uhr, weil sein Schatten noch ziemlich lang über den Boden hinfiel. Dies Ergebniß verursachte ihm abermals eine freudige Empfindung; sehr befriedigend war's, sich so durch Anschauen und Nachdenken selbst Auskunft verschaffen zu können. Dazu kam man in der Stadt

nicht; dort war's nicht nöthig, man ward deshalb auch nicht zu solcher Selbsthülfe angetrieben.

Nun befand er sich oben auf der höchsten Platte des Bungsbergs. Sie war eigentlich durchaus reizlos, ebenso vom Ackerbau bewirthschaftet, wie der ganze Rücken; nur die Zaunknicke fehlten, und der Ostwind blies dem Hinaufgelangten reger ins Gesicht. Davor schloß er zunächst die Augen, doch auch weil er nichts um sich wahrnahm. Er hatte bei seiner Zeitbemessung zu lange in die Sonne gesehn, und auch vor den zugedrückten Lidern dauerte ihm noch eine Weile das blendende Gefunkel von Goldkreisen fort.

Aber dann zerging's, so daß er die Augen aufthat. Da lag, nah und weit, eine unermeßliche Welt um ihn herum.

Zuerst fast unauffaßbar und unbegreiflich, nur wie ein Traumbild. Als ob ein Traum ihn mit Flügeln ausgerüstet und als einen Vogel in die Luftleere zum Himmel hinaufgetragen habe.

Danach indeß gewann er seine volle Sehkraft zum Unterscheiden und Erkennen der Einzelheiten, aus welchen sich das gewaltige Rundbild zusammensetzte. Hügelrücken und Niederungen, grüne Felderweiten und dunklere Waldeinschläge, vielfältig blickten dazwischen Stücke oder breite Flächen von kleineren und großen Landseen auf; überall entdeckte der Blick bei genauerem Hinschauen Kirchthürme von Dörfern, wohl auch von Städten, denn da und dort tauchten sie aus einer gleichfalls sichtbar werdenden größeren Menge von Häusern hervor. Um alles aber als ein ungeheurer blauer Rahmen schlang

sich zu mehr als zwei Drittheilen vom Nordwesten her über Osten hin bis zum Süden die Ostsee. Wenn die Augen sich von der Westseite abkehrten, erschien das wagrische Land wie eine Insel.

Etwas Wundergleiches lag darin, das unter sich und um sich zu sehen. Wer nicht hier oben stand, konnte sich keine Vorstellung davon machen. Das hatte offenbar der Blekendorfer Pastor mit dem Gottesdienst gemeint, den er auch hier oben abhalten könne und wozu er keinen Pfaffen brauche. Wenn er's richtig in der Brust habe, hatte der Pastor zugesetzt.

Wie sich's mit dem letzten verhalte oder verhalten solle, wußte Gebert nicht, empfand nur, daß die Brust sich ihm so weit ausdehnte, wie sie's noch nie in seinem Leben gethan. Bei der Erinnerung an das Wort Gottesdienst faltete er mechanisch-gewohnheitsmäßig die Hände, löste indeß die Finger gleich wieder auseinander. Der Gott, zu dem er in der Kirche nach der Vorschrift sein Gebet verrichtete, war nicht hier; er hätte es an nichts wenden können, als an etwas Wesenloses, zu dem er doch nicht beten konnte, einem unbekannt neuen, wunderbaren Gefühl in seinem eignen Innern.

Wie reglos still, ohne einen Laut die unermeßliche Runde dort unten zu seinen Füßen lag! Der einzige Ton kam von oben herunter, ein leiser Lerchengesang über ihm im Himmelsblau.

Eigenthümlich wandelte ihn beim Umherschauen der fremdartige Wunsch wiederum an, der sich ihm unterwegs an der Raststelle aufgedrängt. Dort von den verschiedenartig geformten und gefärbten Blumen am Wasserrand

her; jetzt hätte er gern die Namen der Ortschaften drunten zwischen den Feldern, Wäldern und Seen gewußt.

Auf einmal erschrak er fast, sein Blick fiel auf etwas, das er bisher noch nicht wahrgenommen. Am südlichen Himmelsrande reckte sich's gleich den ausgespreiteten Fingern einer grauen, riesenhaften Geisterhand in die Luft. Es rührte ihn an, als komme ein Schauer davon her und überfließe ihm den Nacken.

Ein Tag mit überaus klarer Rundsicht war's, die bis an alles für Augen Erfaßbare hinreichte. Doch was ihm dort in weiter Ferne so überseltsam, auch wie ein Wunder vor dem Blick stehe, begriff seine Unkenntniß nicht, bis er halb unbewußt die Finger der Geisterhand zu zählen anfing. Nicht fünf waren's, sondern sieben —

Die Zahl löste wieder etwas in seinem Gedächtniß. Der Blekendorfer Pastor hatte gesagt, er solle die sieben Kirchthürme von Lübeck von ihm grüßen, unter denen er auf der Schulbank gesessen habe.

Das dort am Horizont war also die Stadt Lübeck oder vielmehr ihre Thürme waren's, denn sonst ließ sich kein Anzeichen von ihr erkennen.

Wie mächtig mußten sie aufragen, um aus solcher Weite sichtbar zu werden. Noch schweigender als alles Uebrige erschienen sie, und doch ging sicher lautes Leben unter ihnen durch die Straßen.

Hätte er Vogelflügel, sich hinüberschwingen und darauf niedersehen zu können!

Den Namen Lübeck hatte er ab und zu nennen hören, ohne sich etwas dabei vorzustellen. Aber aus dem An-

blick der Thürme ging ihm jählings auf, es müsse eine große, ganz andere Stadt sein, als die, in der er lebte. Und zugleich noch eines: Sie mußten schon lange so dagestanden haben, wohl schon seit Jahrhunderten. Wer während dieser Zeit hier heraufgekommen, hatte sie immer so vor Augen gehabt, wie er jetzt. Menschen, von denen nichts mehr auf der Erde vorhanden war, von denen niemand mehr wußte. Nur die Thürme dort wußten noch von ihnen, hatten sie kommen und wegschwinden sehn, wieder andere, auf die wieder andere gefolgt. Die Menschen waren immer neu aufgewachsen, hatten eine Zeitlang gelebt, um dann begraben zu werden, aber die Thürme waren so geblieben, wie alle sie gleicherweise mit ihren Augen gesehn hatten.

Zum erstenmal ward Gebert Norweg von diesem Gedanken angefaßt, von solcher Vorstellung überkommen. Nicht nur im griechischen und römischen Alterthum gab es eine Vergangenheit, auch hier war etwas vor ihm gewesen und redete von den schattenhaften Lübecker Thürmen her mit einer geheimnißvollen Sprache, nicht zum Ohr, doch zu einem inneren Gefühlssinn. Aus der kam etwas Großgewaltiges, machtvoll Erhebendes, eine Predigt, mit der sich keine eines Menschenmundes vergleichen ließ; bei dem, was sie lautlos verkündigte, nahm die drunten stumm ausgebreitete Welt ein seltsam sich veränderndes Gesicht an. Aber fremd unheimlich überlaufend, nicht ertragbar war's, einen kreisenden Schwindel im Kopf erzeugend. Der junge Besucher der einsamen Berghöhe mußte die Augen von den Lübecker Thürmen abkehren und sich nach Norden herumwenden. Da badete

er den Blick in der blau unendlichen See und athmete tief auf.

Ein Weilchen stand er ausschauend, ohne sich zu regen, der Wind kam leis singend und strich ihm spielend das Haar um die unbedeckte Stirn. Dieser Fernblick wirkte beschwichtend, brachte den Schwindelanfall seines Kopfes zur Ruhe. Groß und friedvoll lag die unabsehbare Meeresfläche da, doch das allein benannte nicht ihr Eigenstes. Er suchte nach einem Wort dafür und fand's und sprach es laut vor sich hinaus: „Feierlich!" Das war's; ihn überkam's freudig, dies Wort aufgefunden zu haben. In seinem Besitz mußte es wohl gewesen sein, doch unbegriffen, er hatte es zum erstenmal angewendet.

Besaß auch der Wind eine Stimme und sprach ebenfalls ein Wort mit ihr? Wie am Ohr vorbeihallend hörte er auf einmal: „Langeland."

Nein, offenbar kam's aus ihm selbst und aus begreiflichem Anlaß. Er kannte den Namen der dänischen Insel und sein Blick war der Richtung zugewandt, wo sie liegen mußte. Irgendwo hatte er einmal gehört, daß er als kleines Kind mit seiner Mutter am Seestrande von Langeland gewesen sei.

Seine Augen suchten am Horizont, doch im Norden umwob diesen ein verschleiernder Duft und ließ nichts von den sonst oft sichtbaren dänischen Inseln gewahren. Allein die uferlose See, als seien jene, wenn sie vor dem Blick auftauchten, keine Wirklichkeit, nur eine täuschende Fata Morgana.

Der ungewohnt weite Weg hatte ihn doch etwas müde gemacht, er setzte sich auf eine kleine, guten Sitz dar-

bietende Grasböschung. Auch des Schauens in die unbegrenzte Weite waren seine Augen müde und er sah vor sich auf den Boden nieder.

War's ein Gottesdienst gewesen, den er hier oben gehalten? Das Wort klang nicht passend dafür, denn an Gott hatte er nicht gedacht, doch aus seinem Innern antwortete etwas: Ja, einen, wie er noch niemals einen mit dem Gefühl begangen.

Ihm gerieth ins Gedächtniß, daß er gewissermaßen auch ein Gesangbuch bei sich trage, denn der Weisung des Herrn Justizraths nachkommend, hatte er den kleinen Band, den dieser ihm vorgestern gegeben, in der Tasche mitgenommen. Er zog ihn hervor und schlug die erste Seite auf.

Da stand wieder das geschriebene Wort ‚Elsa', das der nächtliche Traum ihm zu einem Elfen umgewandelt, der neben dem Bett an sein Kopfende einen Schatz für ihn hingelegt. Doch ließ ihn wache Besinnung dies als ein Hirngespinnst erkennen; nur ein inhaltloses und völlig unverständliches Wort war's. Aber trotzdem konnte er sich nicht von einer noch andauernden oder wiedererneuten Wirkung des Traumes freimachen, in dem Buch sei doch ein geheimer Schatz verborgen.

Bekam es auch, wie vorhin der Wind, eine Stimme und sprach mit ihr?

Nein, lautlos lag's auf seinen Knien, von dem Buch her war die Stimme nicht gekommen. Aber deutlich hatte er sie sprechen hören: „Die Leute sagen, daß Deine Mutter nicht verheirathet gewesen ist."

Sein Kopf flog verwirrt herum; niemand stand hinter

ihm, er saß allein auf der einsamen Höhe. Nur klang's in seinem Ohr jetzt nach, als habe die Stimme des Herrn Justizraths die sonderbaren Worte gesagt. Und plötzlich wußte er's, nicht jetzt und hier, an dem Abend, als er bei dem rothschwälenden Lichtdocht vom Bett aufgefahren und noch einmal zu jenem in die Studirstube hinübergegangen sei. Und daneben ward noch etwas völlig verschüttet Gewesenes in seinem Gedächtniß wach; er hatte sich vor dem am Schreibtisch Sitzenden auf die Knie hingeworfen und ausgestoßen, kein Mensch auf der Welt habe ihn lieb, und der Herr Justizrath hatte darauf geantwortet, das zu thun, habe er keinen Grund.

Seltsam war's, womit der Bungsberg anrührte und was er aufrührte. In Dämmerndes und Dunkles fiel auf ihm ein Lichtschimmer, nicht klar erhellend, aber deutend, in verhängter Weite sei etwas sich verborgen Haltendes, das nicht erkennbar wie hinter einem Nebelvorhang sich bewege.

Was wollte das sagen, seine Mutter sei nicht verheirathet gewesen? Er versuchte, darüber nachzudenken, aber dabei gerieth er an den grauen Vorhang, hinter dem sich im Dämmerschein nichts erkennen ließ. Sein Denkvermögen fiel gelähmt davon ab, nur ein dunkles Empfinden blieb, der nicht durchdringliche Nebel halte etwas für sein Leben Bedeutsames verdeckt. Dies Gefühl mußte ihn unerklärbar auch vorgestern Abend überkommen haben, daß er sich mit dem plötzlichen besinnungslosen Ausruf vor dem Herrn Justizrath auf die Knie geworfen hatte. Völlig unbegreifbar war's ihm, warum er das gethan, doch ganz deutlich wußte er's jetzt.

Stand in dem Buch etwas davon zu lesen? Weshalb hatte sonst die dunkelgekleidete Gestalt mit der schmalen weißen Hand es ihm in der Nacht ans Bett gelegt? Zwar nur im Traum —

Seine Augen hafteten noch auf dem Wort Elsa, und sonderbar rührte es ihn daraus an, wie vorhin aus dem geisterhaften Anblick der Lübecker Thürme, auch so leise überschauernd. Die bräunlich abgeblaßte Tinte sagte, es sei etwas vor ihm auf der Welt gewesen, etwas Unbekanntes, Vergangenes.

Da stutzten seine Augen einmal. War das nicht die Handschrift des Herrn Justizraths?

Nein, das täuschte wohl, sie ähnelte seiner nur. Wozu hätte er das unverständliche Wort auf das Blatt hingeschrieben?

Gebert Norweg war des fruchtlosen Hin- und Herspringens der Gedanken in seinem Kopf müde, schlug den Band der Schiller'schen Gedichte auf und begann darin zu lesen. Doch nicht Verständliches begegnete ihm bald auch hier, da und dort Bleistiftstriche am Rande einer Strophe. Sogar ein doppelter an manchen Stellen, wie neben den Versen:

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Wer hatte diese Striche gemacht und zu welchem Zweck? Der Lesende blickte auf sie hin, aber auch über ihnen lag's wie mit einem Vorhang, hinter dem sie keine

Antwort gaben. Nur der Wind summte durch die Mittagsstille um den Bungsberg.



Drunten und drüben im Städtchen nahm der Sonntagnachmittag seinen altbräuchlichen Verlauf. In den Werkstätten ward nicht gearbeitet, und die kleinen Kaufläden waren zugeschlossen; wer ein festtägliches Kleidungsstück besaß, zog es an, drin gemächlich im Freien herumzuschlendern oder auf einer Bank vor der Thür zu sitzen, die einen mit der dampfenden Thonpfeife im Mund, die andern mit klappernden Stricknadeln zwischen den Fingern. Nachbarsleute kamen vorbei und blieben eine Zeitlang zum ‚Klönen‘ stehn, über's Wetter, die Ernteaussichten, Fleisch- und Brodpreise, das Befinden von diesem und dem, über Gott und die Welt, die bis zu den letzten Häusern des Orts reichte. Eigentlich war das Nichtsthun etwas langweilig, und im Grunde wünschten die meisten, der Sonntagnachmittag wäre erst wieder vorbei; aber man hatte die Woche lang nach ihm als etwas Besonderem ausgesehn und mußte sich pflichtgemäß darüber freuen, daß er jetzt war und man ihn so angenehm unthätig verbringen konnte.

Nur die Honoratioren würdigten ihn vollauf seiner Bedeutung entsprechend, die Damen am Versammlungs-Kaffeetisch des Hauses, welches ‚an der Reihe war‘; sie strickten nicht, sondern stickten auf Stramin, bewunderten wechselseitig ihre Erzeugnisse, sprachen über die noch wundervollere Vormittagspredigt des Pastor Cordemann und den wirklich guten Geschmack der Witwe Engemann,

deren Niederlassung in der Stadt einem Bedürfniß abgeholfen. Sie sollte für ihre Verhältnisse auch nicht von unfeinen Manieren sein, und es war schade, daß man sie nicht ab und zu, um einen nützlichen Rath von ihr zu bekommen, mit am Tisch haben konnte, aber dies fiel bei einem Frauenzimmer, das für Geld arbeitete, leider doch nicht möglich. Die Herren spielten in einer andern Stube Whist und tranken rothen Bordeaux dazu, der immer wieder Anlaß zur Bekundung der allseitigen Kennerschaft auf diesem Gebiete gab. Aufs neu' ward auch die Frage berührt, ob sich nicht statt der Whistpartie eine L'Hombrepartie zustande bringen lasse, wie sie auf den Gütern und Höfen allein üblich war, doch man mußte beim Abstandnehmen davon beharren, weil nur die Minderzahl sich in dem Spiel sicher genug fühlte. Dazwischen fiel hin und wieder ein Wort über eine vom Kieler Wochenblatt gebrachte Nachricht, daß maßgebende Kreise in Kopenhagen ernstlich mit der Absicht einer ‚Incorporirung‘ Schleswig-Holsteins zu einem dänischen Gesammtstaat umgehn sollten. Aber das entstammte vermuthlich nur der aufgeregten Phantasie der Kieler Advocaten und Professoren; der König hatte die selbständige Verfassung der Herzogthümer beschworen, man mußte solche Dinge mit ruhiger Vernunft beurtheilen, und ein überraschender ‚Schlemm‘ machte dem kurzen Zwiegespräch ein Ende, um es zu einer Debatte übergehn zu lassen, ob er vermeidbar gewesen wäre oder nicht.

So ging der Sonntagnachmittag über dem Städtchen hin und wie's in den Umständen lag, am stillsten dort, wo die Häuser an den offenen Feldrand stießen. Hier

trillerten allein die Lerchen, schlugen die Finken und flöteten die Drosseln wie immer bei heitrem Wetter, allerdings nur nach dem Auffassungsvermögen gewöhnlicher Ohren, denn die feiner ausgebildeten Pastor Cordemanns vernahmen stets, daß sie sämmtlich am Tage des Herrn mit noch gesteigerter Dankbarkeit ihrem Schöpfer Preis und Lob entgegenjubelten; das Gehörsorgan des Justizraths Libertus zählte dagegen auch zu jenen weniger mit Verständniß begabten, da er einmal auf diese Erläuterung des Herrn Pastors erwidert hatte, er habe bisher geglaubt, sie sängen, weil es Männchen seien, die sich dadurch bei ihren Weibchen in Gunst zu setzen suchten.

Welcher Meinung sich in dieser Hinsicht die Frau Lieutenant Bertrade Engemann zuneigte, war ihrem Gesicht nicht abzulesen, doch jedenfalls betrachtete sie den Sonntag für Menschen und damit auch für sich als einen Tag, dem besondere Ehrung gebühre, denn sie hatte ein Kleid angezogen, welches zwar aus einfachem Stoff, doch so kleidsam angefertigt und von einer Farbe war, daß sie drin aus der Ferne zwischen den grünen Büschen ihres Gartens wie eine große Apfelbaumblüthe erschien. So ging sie hin und her, hörte auf den Vogelgesang, stand ab und zu einmal ausblickend an der Pforte, trat dann wieder zurück und knipste, von ihrem Thätigkeitsdrang getrieben, hier und dort ein verdorrtes Zweiglein ab, selbstverständlich ohne ihre Hände und ihr festliches Gewand der Gefährdung einer Unsäuberlichkeit auszusetzen, und erregte den Eindruck, sich auch ein bischen sonntagnachmittägig zu langweilen. Oder den noch mehr bedauerlichen, sie warte vergeblich auf irgend ein ange-

nehmes Ereigniß, etwa daß jemand komme, sie mit zu dem weiblichen Honoratiorenkaffee einzuladen; denn möglicherweise war sie noch zu jung und geistig unreif, um aus sich selbst zur Einsicht zu gelangen, ein Frauenzimmer, das vermittelst der Geschicklichkeit seiner Nadel einen Theil seines Unterhaltes selbst verdiene, schließe sich damit naturgemäß von einer Aufnahmefähigkeit in die gebildete Gesellschaft aus. Für die Nöthigung, sich auf eigne Hand durchs Leben durchzuschlagen, war ihr zwar eine Anzahl allerhand nützlicher Eigenschaften und Begabungen zu Theil geworden, Erkenntnißvermögen dessen, was hauptsächlich noth thue, schnell entschlossenes Handeln danach und nicht minder Geduld zum Abwarten des davon verhofften Erfolgs. Im Besitz dieser guten Mitgiften hatte sie sich durch ihren raschen Uebersiedlungsentschluß von der Stadt Altona hierher, sowie seitdem durch ihre hiesige Thätigkeit bewährt und mit richtigem Ueberschlag neuerdings auch vermittelst der bereitwilligen Aufnahme eines jungen Kostgängers ihre Lage noch etwas vortheilhafter aufzubessern gesucht. Aber zu sicher und hoch vermessen durften ihre Zukunftsvorstellungen sich doch nicht; es gab Dinge, deren Erreichung nicht allein vom beharrlich eifrigen Willen, sondern auch von glücklichem Zutreffen abhing, und wenn Bertrade Engemann sich aus irgend einem Grunde für heute Nachmittag Rechnung auf die Theilnahme am Honoratiorenkaffee machen zu dürfen geglaubt, so hatte sie offenbar ihre Erwartung zu kühn gespannt, denn auf dem völlig unbelebten Feldweg zeigte sich niemand, diese zu erfüllen. Das schien ihr in Anbetracht des schon ziemlich vorrückenden oder

eigentlich absinkenden Nachmittags auch mehr und mehr aufzugehen, und sie mußte sich wohl drein finden, auf ihre Hoffnung einer erfreulichen Sonntagsunterhaltung Verzicht zu leisten.

Aber da war doch einmal unvermerkt jemand, freilich ganz andrer Art, wie sie's erwartet, des Wegs gekommen, hielt draußen vor der Gartenpforte an und schaute über diese mit einem ungewiß suchenden Blick herein. Ein blondbärtiger Mann ungefähr in der Mitte der Zwanziger mit sehr blauen Augen in einem treuherzig einnehmenden Gesicht war's, den die junge Bewohnerin der ‚Villa' erst einigermaßen verwundert ansah, eh' ihr die Frage vom Mund kam: „Suchen Sie vielleicht nach etwas, Herr — ich weiß nicht —?" Doch wie er nun zu schicklichem Gruß den Filzhut abzog, dämmerte ihr augenscheinlich eine Erinnerung auf, die sie hinzusetzen ließ: „Doch — mir will's — sind Sie nicht Herr Wittkop, der mir in Altona den Rath gab, hierher —?"

Recht sicher fühlte sich ihr aufgewachtes Gedächtniß offenbar nicht, traf indeß nicht fehl, denn der Fremde war in der That der junge Erbpächter von Buchenhorst, Christoff Wittkop, dem es ganz gleich wie ihr erging. Nur drückte sich in seinen Zügen zunächst eine leichte Schreckanwandlung darüber aus, daß er von einem Frauenzimmer mit seinem Namen angesprochen wurde, doch dann antwortete er: „Ja, der bin ich — mir kommt's so vor, als hätte ich Sie auch schon einmal gesehen, bei Damen hab' ich dafür kein gutes Gedächtniß und halte mich auch nie lange in ihrer Gesellschaft auf. Aber das ist ja richtig, erinnre ich jetzt, was Sie von Altona sagen

— sind Sie das gewesen? Auf Ihren Namen kann ich mich nicht besinnen, mich dünkt's nur, dabei war etwas wie Frau Lieutenant —"

„Engemann", vervollkommnete sie, und er nickte dazu: „Ja, so was war's wohl ungefähr. Und sind Sie wirklich hierher in die Stadt gezogen und wohnen hier?"

„Ja, schon seit Jahr und Tag und bin Ihnen dankbar für Ihren guten Rath. Aber wollen Sie nicht hereinkommen, Herr Wittkop?"

Ihre Hand klinkte mit einer höflich einladenden Bewegung die Pforte auf, doch der draußen Stehende versetzte: „Nein, danke — dazu hab' ich keine Zeit und bin ich auch garnicht gekommen."

„Nein, das sind Sie ja natürlich nicht", erwiderte die junge Witwe mit einem verständnißvoll bestätigenden und zugleich hübschen Lächeln um die Oberlippe: „Ich dachte nur, weil Sie stehen geblieben sind und hereingesehen haben, daß Sie vielleicht etwas im Garten interessirt hätte."

„Ja, das hatte seinen Grund, man hat ja das ganze Jahr lang mit den Hofmädchen immerwährend seinen Verdruß und Noth. Arbeiten wollen sie nicht und könnens auch meistentheils nicht ordentlich; mit den Knechten geht's öfter, aber bei den Frauenspersonen fehlt jeden Augenblick was, das ist ja auch nicht anders bei ihnen möglich, sie taugen zu garnichts. Da hab' ich neulich eine geschriebene Nachricht bekommen, ich weiß garnicht von wem, hier sollte eine Person sein, der sähe man's gleich an, daß man bei ihr nicht schlecht ankäme und sie im stand wäre, was Vernünftiges fertig zu bringen. Na, da hab'

ich mir gedacht, ich spanne am Sonntagnachmittag 'mal an und fahre her, um so ein Weltswunder selbst mit Augen zu besehn. In dieser Stadtgegend muß sie nach der Beschreibung zu Haus sein, aber in was für einem sie zu Haus ist, stand nicht angegeben und kann man ja keinem von außenher ansehen. Darum habe ich hierherum überall 'mal die Augen über die Gartenthüren hineingehn lassen, aber nirgendwo was Gutes zu Gesicht bekommen."

Das letzte enthielt nicht grade ein Compliment für die Zuhörerin, doch ein solches erwartete sie offenbar nach ihrer Kenntniß der Einschätzung ihres Geschlechts von seiten Christoff Wittkops auch nicht und entgegnete, ohne sich dadurch irgendwie beleidigt zu zeigen, seine Aeußerung wiederholend: „Eine Person, der Sie ansehen könnten, daß Sie bei ihr nicht schlecht ankämen und daß sie im stande wäre, etwas Vernünftiges fertig zu bringen? Das wäre gewiß, wie Sie sagen, etwas Seltenes und werth, daß Sie Ihren Wagen dafür angespannt hätten. Aber wer die hier sein sollte, kann ich mir nicht denken. Wissen Sie ihren Namen denn nicht?"

„Nee, weiter nichts, oder bloß, ich glaube mit Vornamen soll sie Meta heißen."

Bertrade Engemann machte mit einer plötzlichen Bewegung die vorher höflich geöffnete Pforte halb wieder zu, und ihr Gesicht nahm einen ernst veränderten Ausdruck an, wie sie dazu antwortete: „Oh — ich hoffe nicht — dann bitte ich Sie doch lieber, nicht hereinzukommen, Herr Wittkop."

Das setzte ihn begreiflicherweise ein bischen in Verwunderung, so daß ihm vom Mund kam: „Ja, warum soll ich's jetzt denn nicht? Das hört sich ja eigentlich ganz wie launisch an.“

Die allerdings nach ihrer letzten Aeußerung nicht ungerechtfertigt so Bezeichnete dachte etwas nach und es ward ihr sichtlich nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. Doch dann sagte sie: „Ich bin Ihnen gewiß zu Dank verpflichtet, Herr Wittkop, daß Ihr Rath mich veranlaßt hat, hierher zu ziehen, denn ich befinde mich hier sehr wohl und es macht mir auch viel Freude, im Garten arbeiten zu können, das habe ich von kindauf immer am liebsten gethan. Aber zu weit darf man auch die Dankbarkeit nicht treiben, sondern jeder muß sich doch selbst der nächste bleiben, und leider wird's mir eben klar, daß wahrscheinlich das tüchtige Mädchen, von dem Ihnen jemand geschrieben hat, keine andere ist, als die Meta, welche ich für mich selbst in Haus und Garten nöthig brauche und so gut angelehrt habe, daß ich sie mein Lebelang zu behalten denke. Mir scheint's am besten, das gradaus zu sagen, damit Sie sich keine weitere Hoffnung machen. Ich könnte beinah auf den Glauben kommen, als müßte die Angabe an Sie von jemand herrühren, der mir etwas Uebles anthun möchte.“

So ernsthaft umgewandelt nahm sich die bisher nach gewohnter Art liebenswürdig heiter gewesene Miene der Sprecherin aus, daß Christoff Wittkop überrascht hervorbrachte: „Darum soll ich also nicht — sind Sie so eigennützig, Frau Lieutenant? Das sollte man Ihnen garnicht ansehen.“

„Nein, bloß aufrichtig, Herr Wittkop. Denn Aufrichtigkeit, däucht mich, ist das Nothwendigste zwischen Menschen, sonst wissen sie nicht, wie sie miteinander dran sind."

„Ja, das ist ja ganz richtig." Dem Antwortenden hatte die letzte Erläuterung merkbar einen gewissen Respect eingeflößt, zumal da sie mit seiner eignen Offenherzigkeit zusammenstimmte. Er setzte hinzu: „Nein, das wäre ja Unrecht, Ihnen die Meta abspänstig zu machen, das will ich natürlich auch nicht. Bloß, weil ich einmal hier bin — etwas wirklich so Tüchtiges kriegt man ja nicht leicht zu Gesicht — ich meine, ist sie drinnen im Haus, daß ich sie wenigstens 'mal ansehen könnte?"

„Nein, am Sonntagnachmittag nicht, da kommt sie erst später."

Christoff Wittkop drückte eins seiner hellen Augen ein bischen schalkhaft halb zu: „Ist das auch aufrichtig, Frau Lieutenant?"

Die Frage war ihm ein bischen unbedacht über die Zunge gerathen, denn bei ihr nahm das Gesicht Bertrade Engemanns wieder einen anderen Ausdruck und diesmal den eines Gekränktseins an: „Wenn Sie nicht glauben, daß ich die Wahrheit spreche, Herr Wittkop, so können Sie sich ja selbst überzeugen."

Dabei öffnete ihre Hand die Pforte jetzt abermals, und er versetzte, augenscheinlich etwas in Verlegenheit gebracht: „Nein, Gott bewahre, so hab' ich's ja nicht gemeint —"

Durch ein leichtes zur Seite Treten den Eingang freimachend, fiel sie indeß nur kurz ein: „Ich bitte."

Von einer vornehmen Dame hätte es so gesprochen sein können; kühl-gleichgültige Zurückhaltung klang daraus, doch zugleich auch eine bestimmte Forderung, daß er sich mit eignen Augen von der verletzenden Unwürdigkeit seines Verdachtes vergewissere.

Der junge Erbpächter wollte nicht, doch mußte den Fuß vorsetzen; ihm blieb nach seiner unvorsichtigen Zweifelkundgebung nichts andres übrig, und hereintretend suchte er von ihr abzulenken: „Der Garten ist ja nur klein, aber wirlich sehr nett gehalten und der Birnbaum trägt wohl zum Herbst gute Früchte.“

Doch so ließ die innerlich Verletzte die ihr zugefügte Kränkung nicht in Vergessenheit bringen, sondern entgegnete nur in demselben kühlen Ton: „Ich bitte, Sie wollten sich unterrichten, ob das von Ihnen gesuchte Mädchen im Hause anwesend ist.“

Das wollte er freilich wiederum garnicht, aber konnte bei ihrem Draufbestehen nun anständiger Weise doch nicht anders, als ihr auf den Flur folgen und in die Stuben, deren Thür sie vor ihm öffnete, einen Blick hineinwerfen, wie wenn er nachsehe, ob jemand drin sei. Ganz blitzblank sauber und in hübschester Ordnung war's überall, als hätte die Bewohnerin heute den Besuch sämmtlicher Honoratiorenfrauen der Stadt bei sich erwartet; ein Zimmerchen, von dessen Wandseite eine Bettstatt hersah, strahlte förmlich Glanz aus, weil die Farbe des Bettüberzugs mit der des blühenden Birnbaums draußen wetteiferte. Auch die kleine Küche befand sich in musterhaft aufgeräumtem Zustand, so daß Christoff Wittkop un-

willkürlich sagte: „Die Meta muß ja wirklich ein tüchtiges Geschöpf sein, daß sie alles so gut in Ordnung hält.“

Frau Bertrades Miene ließ erkennen, ihr Unmuth habe sich etwas abgedämpft, obwohl sie nur kurz zur Antwort gab: „Nein, in den Stuben lasse ich ihre Hand nichts anrühren, die besorge ich lieber selbst, dazu wäre sie mir doch nicht die richtige.“ Als beide aber nun bald an die Flurtreppe zurückkamen, war ihre Beschwichtigung noch um einiges weiter fortgeschritten, und sie erklärte mit weniger knappen Worten: „Oben ist noch ein Giebelzimmer, in dem ein junger Mann wohnt, der im nächsten Jahr nach Kiel auf die Universität geht. Er hat keine Eltern, und ich habe ihn bei mir in Kost genommen, damit gut für ihn gesorgt wird. Augenblicklich ist er nicht zu Hause, weil Herr Justizrath Libertus ihm verordnet hat, er solle heute einmal sich recht auf einer Fußtour Bewegung machen. Ich weiß nicht, ob Sie sich auch in seiner Stube überzeugen wollen, Herr Wittkop?“

„Nein — das ist ganz überflüssig — gewiß nicht, Frau Lieutenant. Es thut mir leid, daß ich Sie in Verdruß gesetzt habe, ein Landmann denkt ja nicht immer gleich genug dabei, wenn er etwas sagt. Aber in die andern Stuben habe ich gern hineingekukt, etwas so nett Ordentliches sieht man ja mit Vergnügen 'mal an. Der Herr Justizrath Libertus soll ein sehr guter Arzt sein, ich habe ihn gottlob noch nie nöthig gehabt.“

Das hatte Zeugniß von einer Reumüthigkeit des Sprechers abgelegt und offenbar zur völligen Besänftigung des Unwillens Bertrade Engemanns gedient, denn ihr flog jetzt unter einem fröhlichen Lachen die Antwort

von der Zunge: „Ich auch nicht und hoffe, ihn auch nie nöthig zu haben.“

„Nein — das kann auch wohl so sein, Sie sehen ja ganz gesund aus —“

Christoff Wittkop erwiderte es vermuthlich aus einer Absicht, seine frühere Unbedachtsamkeit durch eine höfliche Zustimmung noch etwas weiter gutzumachen, aber zur Hälfte sprach er's nur in leere Luft, denn die Angeredete stieß in die Mitte seiner Worte hinein plötzlich aus: „Da ist ja mein lieber Hausgenosse wieder!“ und zugleich flog sie wie eine große hellgefiederte Taube oder Möwe vom Flur in den Garten hinaus, vor dessen Pforte grade die Gestalt des heimkehrenden Gebert Norwegs auftauchte. Man sah ihm an, daß der Rückweg vom Bungsberg her ihn doch ziemlich ermüdet habe. Sein Gesicht war sonnengeröthet-erhitzt und Tropfen blinkten dran vorn unter'm Haarrand, indeß nur mehr für ein paar Augenblicke, denn bei ihrem Anblick zog seine Hauswirthin hurtig ihr feines weißes Battisttuch aus der Tasche, tupfte ihm damit rasch ein paarmal auf die Stirn und fragte dazu in besorgtem Ton: „Du hast Dich doch nicht überangestrengt? Ich konnte ja leider den Weg nicht mit Dir machen, um darauf acht zu geben. Geh schnell hinauf und kleide Dich um; ich will gleich Kaffee für Dich herrichten, der hilft bei Erschöpfung am besten wieder auf.“

Ihrer Fürsorglichkeit für den Zurückgekommenen war aus dem Gedächtniß gerathen, wie sie ihn seinem Alter gemäß bisher angeredet habe, offenbar bestand bei ihr die Meinung, das ‚Du‘ sei zwischen ihnen abgemacht worden,

und sein Gesichtsausdruck konnte ihr auch zu keiner Aufhellung dieses Irrthums verhelfen, denn er gab keinerlei Verwunderung darüber zu erkennen. Ihm that's sehr wohl, so empfangen zu werden, mit einem unbekannten Gefühl rührte es ihn an, daß er aus der Fremde in eine Heimath zurückgelangt sei, und er stieg nach dem Geheiß die Treppe hinauf. Die junge Hausfrau wollte sich rasch zur Ausführung ihres Vorhabens in die Küche begeben, doch stutzte plötzlich, da ihr jemand auf dem Flur im Weg stand, bei dessen Gewahrung sie sich erst besinnen mußte, eh' ihr der Ausruf vom Mund kam: „Ach, Sie sind's ja noch, Herr Wittkop, das hatte ich über Geberts Rückkunft ganz vergessen. Entschuldigen Sie, ich muß —"

Dabei fiel ihr indeß etwas Verdrießliches ein, so daß sie's unwillkürlich laut vor sich hin sagte: „Es ist wirklich fatal, daß just Sonntagnachmittag sein muß und Meta nicht hier ist, um mir zur Hand zu gehn."

Im Anschluß daran kam ihr jedoch ein zweiter und diesmal ein erfreulicherer Einfall: „Aber vielleicht wären Sie so freundlich, mir ein bischen zu helfen, Herr Wittkop, während ich den Kaffee herrichte. Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie sich darauf verstehn, Feuer im Herd anzumachen?"

„Ich — Feuer anmachen?" wiederholte er mit einem etwas verblüfften Ausdruck.

„Können Sie's nicht? Nein, dann lassen Sie's lieber. Wenn ein Mann etwas ungeschickt anfaßt, geht nur Zeit verloren, und mir liegt dran, daß Gebert möglichst rasch ein warmes Getränk bekommt."

Sich nicht weiter um ihn bekümmernd, trat sie hurtig in die Küche, doch in Christoff Wittkops Gesicht hatte sich lesbar ein Gedanke ausgeprägt: Ich will einem hochnäsigen Frauenzimmer einmal zeigen, was ein Mann ganz anders als sie kann. Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, stand er im nächsten Augenblick am Herd, machte geschwind die rothen Kohlen von der über ihnen zusammengerakten Asche frei, legte vorsichtig Holzspäne und dünne Scheite drauf, und nach kaum einer Minute knatterten die Flammen dran in die Höh'. Davon hatte Bertrade Engemann, die abgekehrt die Kaffeemühle und Tassen aus einem Schränkchen hervorgeholt, nichts bemerkt, drehte jetzt bei dem knisternden Geräusch den Kopf um und sagte überrascht: „Ist ein Mann doch zu etwas zu gebrauchen und brennt's schon? Das hätte ich nicht gedacht, da bekommt man ja wirklich Respect vor den Männern."

Halb anerkennend und halb spöttisch klang's; sie schüttete Bohnen in die Mühle, setzte sich auf einen Stuhl am Herd und begann zu mahlen. Doch that sie's mit sichtlicher Behutsamkeit, ihr hübsches Sonntagskleid nicht zu zerknittern, nahm das Geräth nur ganz leicht zwischen die Knie und streifte ebenso schonsam von der drehenden Hand den Aermel gegen den Ellenbogen zurück, daß der hübsch gerundete Unterarm zur Hälfte sichtbar bei der Bewegung fast noch weißer als der Kleidstoff schimmernd in die Runde ging. Der junge Erbpächter sah darauf hin und wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte. Er kam sich jetzt lächerlich vor, daß er aus Aerger das Feuer angezündet hatte,

war darüber erst recht verdrossen, und ihn trieb's, dies durch etwas auszulassen. Dafür suchte er nach Worten und fand sie nun auch, indem er mit einem hörbar anzüglichen Ton sagte: „Den jungen Menschen, scheint es, haben Sie ja wohl recht gern, Frau Lieutenant."

Aber was darin lag, verstand die Angesprochene im wörtlichen Sinne augenscheinlich nicht, denn sie schlug ihre Augen großblickend mit einem bestätigenden Ausdruck gegen den Fragsteller auf und antwortete: „Ja, sehr gern, wir passen so gut zueinander, und eine Frau hat das Bedürfniß, recht für jemand, den sie gern hat, zu sorgen. Das ist wohl ein Glück, wie es nur selten einer zu theil wird; ich habe wenigstens sonst noch keinen Mann gesehen, bei dem mir ein solcher Wunsch hätte in den Sinn gerathen können. Sie kommen mir eigentlich ohne Ausnahme abschreckend vor, eingebildet, unliebenswürdig, von unfeinem Benehmen — natürlich, Herr Wittkop, verzeihen Sie, daß Sie auch zu den Männern gehören, daran dachte ich selbstverständlich im Augenblick nicht."

Eigentlich war's noch schlimmer, daß sie dies letzte hinterdrein fügte, denn die Nöthigung für sie, selbst dadurch dem Vorhalt eines unfeinen Benehmens zu entgehn, lag zu deutlich auf der Hand. Darüber konnte auch Christoff Wittkop nicht gut in Zweifel bleiben, zumal mit Hinsicht auf sein eignes anfängliches Verhalten bei der Meta-Angelegenheit, und zunächst fiel ihm nichts zu erwidern ein, als: „So, finden Sie die Männer alle so schauderhaft?" Danach indeß brachte er doch eine bessere und, so weit sich der Begriff der Ironie mit seiner Natur vereinbaren ließ, ein wenig mit solcher getränkte Ant-

wort zu stande, indem er hinzusetzte: „Sie müssen es ja wissen, Frau Lieutenant, Sie sind ja verheirathet gewesen, und es wundert Einen bloß, warum Sie sich nicht besser vorgesehen haben, an einem Mann selbst solche schlechte Erfahrung zu machen."

Das war aber eine noch unvorsichtigere Aeußerung Christoff Wittkops, als die, mit der er die Wahrheitsliebe Bertrade Engemanns in Zweifel gezogen hatte, trug sich demgemäß für ein nicht grob dickfelliges Gemüth auch eine noch nachdrücklichere Bestrafung ein. Denn die junge Witwe sagte zwar zunächst nur, mit tiefbewegter Stimme vor sich hinsprechend: „Ach mein armer seliger Mann", und in ihren aufgehobenen Augen stand diesmal nichts von einer Entrüstung des Unwillens, sondern allein ein stumm-schmerzlicher Ausdruck. Doch dieser wuchs zu einem feuchten Schimmer in den Lidwinkeln an und nöthigte ihr sichtlich wider ihren Willen die laut hervorkommenden Worte ab: „Das war nicht schön von Ihnen, Herr Wittkop, mit dem Angedenken eines Verstorbenen Spott zu treiben, und hätte ich doch aus Ihrem Mund nicht erwartet. Mein armer Mann, wieviel habe ich in der kurzen Zeit um ihn und mit ihm gelitten; er war ja an unserm Hochzeitstag schon schwerkrank, und ich wußte, daß ich ihn nur zu Tode zu pflegen haben würde. Und das wecken Sie mir gefühllos in der Erinnerung auf, ich sei verheirathet gewesen und hätte selbst Erfahrung gemacht. Nein, für so herzlos hatte ich Sie doch nicht gehalten."

Die Sprecherin glitt sich einmal hastig mit der Hand über die Augen, doch zu spät, denn eine Thräne fiel ihr

schon von der Wimper herunter. Darauf sah der junge Hofbesitzer hin und stotterte etwas heraus: „Nein — das ist mir, weiß Gott, garnicht eingefallen, zu spotten — davon wußte ich ja garnichts, daß Sie's mit Ihrem Mann gleich von Anfang so traurig gehabt haben. Wenn man sich das ausdenkt, muß man ja — nein, für einen so schlechten Menschen müssen Sie mich nicht ansehen."

Das that auch Frau Bertrade schon nicht mehr und bezeugte es durch den veränderten Blick, mit dem sie ihn jetzt nicht figürlich, sondern in Wirklichkeit ansah. Aus dem war die Schwermuth der letzten Minute weggeschwunden, und sie erwiderte: „Es war thöricht von mir, ich hätte mir's ja selbst sagen müssen, Sie wüßten von dem, was ich mit meinem guten Mann durchgemacht habe, nichts und könnten sich deshalb auch nichts dabei denken. Nur thut's doch weh, wenn ein Andrer so über etwas spricht, wovon er sich keine Vorstellung gemacht hat. Ich will aber auch nicht mehr daran denken — so, nun hat sie für diesmal genug fertig gebracht!"

„Wer — was fertig gebracht?" kam's dem Hörer unwillkürlich vom Mund, doch merkbar erwünscht, daß die Frage ihm Gelegenheit zum Abgerathen von der andern Sache gab.

„Die Mühle. Hören Sie, sie geht leer, was für heute nöthig war, ist durchgemahlen." Die Antwortende zeigte sich in einnehmender Weise als von schnell versöhnlichem Wesen, denn sie ließ lachend den Schwengel noch ein paarmal fast tonlos herumfliegen. „Man muß im richtigen Augenblick aufhören, sonst stumpfen sich die Zacken

nur ohne Nutzen ab. Nun heißt's aber, so rasch als möglich — fängt das Wasser schon an, zu kochen?"

Ihr Blick wandte sich dem Herdfeuer zu, und ein etwas geistesabwesender Christoff Wittkops that das nämliche. Dazu brachte er hervor: „Das Wasser — ja, Wasser braucht man wohl auch zum Kaffee — das hätte ich — aber daran habe ich garnicht gedacht —"

„Das ist doch keine Mannessache", fiel Bertrade, behend schon ein Kesselchen füllend, ein, „der hat an Wichtigeres zu denken, und dafür sind Frauen doch wenigstens zu etwas auf der Welt nutz, wenn sie sonst in ihr ja auch keinen Zweck haben. Eben nur um solche Kleinigkeiten herzurichten —"

Merkwürdig war's, mit welcher Geschwindigkeit ihre Hände all' diese Kleinigkeiten bewerkstelligten, die Tassen auf ein Tablet stellten, Rahm in ein Kännchen und Zucker in ein Schälchen füllten; wenn sie das eine erst anzufangen schien, hatte sie schon das andere vor, und so war sie über den Flur in eine Stube wegverschwunden und bereits wieder in der Küche, um ebenso hurtig noch weiter Erforderliches zu besorgen. Dem Zuschauenden ward's fast wirbelig vor den Augen, er wußte nicht, ob sie fort oder hinter ihm und plötzlich neben und vor ihm sei, und sein Gesicht hatte sich ein bischen mit rother Farbe überzogen, als ob ihm nachträglich irgend eine Vorstellung aufgedämmert wäre, von der sie vorhin gesagt, daß er sie sich garnicht machen könnte. Jetzt stand sie da, goß das kochende Wasser auf den gemahlenen Kaffee in die Kanne und war zugleich auch abermals draußen an der Treppe, um zweimal helltönig: „Gebert! Gebert!" zu rufen. Und wie im selben

Augenblick sagte sie wieder in der Küche: „So, Herr Wittkop, dann bitte ich Sie, hereinzukommen.“

„Ich? Wohin?“ Sein Kopfzustand ließ ihn augenscheinlich nicht begreifen, wer und was damit gemeint sei, und er verstand's erst, als sie lachend antwortete: „Ja, wollen Sie denn von dem Kaffee, den Sie gemacht haben, nicht trinken?“ Oder vielmehr, als sie dies gesagt hatte, denn wie der Sinn davon ihm aufging, hörte er zugleich an einem leicht klirrenden Ton über den Flur her, daß sie schon wieder drüben in einer der kleinen Stuben mit den Tassen hantirte.

Sehr einladend stand hier der Tisch gedeckt und standen um ihn drei Stühle, auf denen um ein paar Minuten später drei Personen vor eingeschenkten, heißdampfenden Tassen saßen, und so war an dem etwas langweilig gewordenen Sonntagnachmittag Bertrade Engemann unerwartet doch zu einer Kaffee-Gesellschaft, noch unerwarteter aber Christoff Wittkop zur Theilnahme daran gekommen. So noch unklar war's ihm, wie dies eigentlich zugegangen sei, daß er gleicherweise wie Gebert Norweg nur wortlos trank, und um eine entsprechende Kaffee-Unterhaltung wäre es ziemlich schlecht bestellt gewesen, wenn die junge Hausfrau sich ihrer nicht angenommen hätte. Dieser Pflicht einer Wirthin aber kam sie höflich beflissen nach, erzählte mit nettem Humor einige Dinge, die ihr grade einfielen, gerieth dazwischen auch einmal durch irgend welche Anknüpfung flüchtig auf ein anderes, gewissermaßen philosophisches Gebiet und gab ihrer Meinung Ausdruck, wenn jemand einen guten Zweck im Auge habe, müsse

er sich auch keine Mühe verdrießen lassen, alle Mittel, die ihm zu Gebot ständen, zur Erreichung dieses Ziels anzuwenden. Trotz ihrer artigen Bemühung ward's indeß doch fühlbar, daß sie den Wunsch hegte, mit ihrem zurückgekehrten Hausgenossen unter vier Augen sein zu können, und nach einiger Zeit deutete auch eine an ihren Gast gerichtete Frage leicht darauf hin: „Wie weit ist's eigentlich bis zu Ihrem Hof? Ich habe den Namen, glaub' ich, in Altona gehört, aber weiß ihn nicht mehr."

Der Befragte antwortete: „Buchenhorst heißt's, es gehören auch noch viele alte Buchen dazu. Mit meinem Einspänner fahr' ich's ganz gut in anderthalb Stunden."

„So lange?" Frau Bertrade drehte den Kopf einmal nach dem Fenster. „Da wird's wohl fast dunkel werden, bis Sie nach Hause kommen, und wann die Meta heute kommt, ist garnicht zu wissen."

Das letzte begleitete sie mit einem leichten Lächeln, doch der Hinweis war jetzt deutlicher gewesen, und Christoff Wittkop konnte nicht wohl im Ungewissen darüber bleiben, daß er hier überflüssig sei und fortgeschickt werde. Er schob seinen Stuhl zurück und versetzte: „Ja, es wird wohl Zeit für mich — entschuldigen Sie, wenn ich gestört habe, Frau Lieutenant — das war ja auch garnicht meine Absicht. Ich bedanke mich für den Kaffee und will jetzt gehn."

Er blieb indeß noch unschlüssig stehen, als ob er halb auf etwas warte, etwa daß sie ihm zum Weggang die Hand geben oder sagen werde, wenn er wieder zur Stadt und hier vorbei komme, sehe er vielleicht wieder in den Garten hinein. Doch Bertrade Engemann that nichts

von beidem, sondern entgegnete nur, merklich über sein Aufstehen erfreut: „Da wünsche ich Ihnen, daß Sie gut nach Haus kommen, Herr Wittkop.“ Der kühle Ton besagte entschieden, er wisse nicht, was sich schicke, sei zu lange seßhaft geblieben, und eine Wiederholung dieser Erfahrung gehöre nicht zu ihren Wünschen.

So verabschiedete er sich jetzt mit einer etwas ungelenken Verbeugung und ging. Ihm war's kraus im Kopf; er hatte ja garnicht in den Garten und ins Haus hinein wollen, sich dagegen gewehrt, und schließlich doch müssen, wider seinen Willen von etwas dazu gezwungen. Wovon, wußte er sich nicht klar zu machen, bis ihm in Erinnrung kam, seine eigne Ungeschicklichkeit sei's gewesen. Die hatte die Frau Lieutenant benutzt, sich daran zu belustigen, ihn Feuer anmachen zu lassen und danach wie einen dummen Jungen wegzuschicken, weil sie mit dem langen jungen Menschen allein sein wollte. Das war ja eine ganz hochfahrige Frau mit ihrer Anstelligkeit, oder wahrscheinlich konnte man sie eigentlich garnicht so heißen. Der geschah's im Grund recht, wenn er ihr die Meta doch abspänstig machte, denn die mußte wirklich eine tüchtige Person sein. Mißvergnügt ging er nach der ‚Stadt Hamburg‘, seinen eingestellten Wagen anspannen zu lassen. Nein, wiederkommen sollte er nicht, die hatte genug an einem Mal von ihm.

Im Hause hinter ihm aber sagte Frau Bertrade: „Gottlob, daß der Besuch fort ist, es traf sich zu ungeschickt, daß er grade bei Deiner Rückkehr hier sein mußte, lieber Gebert, ich hatte mich so drauf gefreut, gleich zu erfahren, wie es Dir ergangen ist —“

Doch beim letzten Wort stockte sie, blickte dem Angeredeten ungewiß ins Gesicht und fügte dann nach: „Mein Gott, ich glaube in der Freude, als ich Sie wieder sah, habe ich mich versprochen und ‚Du‘ zu Ihnen gesagt. Entschuldigen Sie, Herr Norweg, daß es mir so über die Zunge gekommen ist, als hätte sie's für ganz natürlich gehalten.“

Zugleich ein bischen befangen und doch schnell antwortend, fiel er ein: „Mir klingt's auch so — ich habe es garnicht bemerkt — es freute mich sehr, daß Sie's sagten — bitte, thun Sie es doch weiter, Frau Lieutenant —“

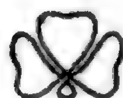
„Ja, natürlicher ist's eigentlich auch, wenn zwei so zusammen wie Bruder und Schwester im Hause leben und fast von gleichem Alter sind. Und hat man sich einmal damit versprochen, passirt's Einem doch leicht immer wieder. Wenn's Dir recht und so lieber ist, Gebert, aber natürlich mußt Du's ebenso, mir klang's eben schon ganz drollig, wie Du ‚Sie‘ und ‚Frau Lieutenant‘ sagtest. Der Weg scheint's hat Dir gutgethan, mich dünkt, Du hast schon eine kräftigere Gesichtsfarbe mitgebracht, das steht Dir gut. Nun wollen wir einen recht gemüthlichen Abend miteinander zubringen und Du mußt mir erzählen, was Du unterwegs gesehen hast.“

In der That ward es der gemüthlichste Abend, den Gebert Norweg noch je verbracht, der erste in seinem Leben, der dies Beiwort verdiente und ihn verstehen ließ, was es besage. Er fühlte sich in eine Heimath zurückgekommen, und auch ihm kam das ‚Du‘ vollgeläufig vom Mund; nur die Anrede mit ihrem Vornamen brachte

er nicht recht heraus und bat einmal, daß er ‚Schwester Bertrade‘ sagen dürfe. Dazu lachte sie fröhlich, war voll heiterer Scherzlust, aber doch auch sorglich für ihn bedacht, denn zur rechten Zeit mahnte sie: „Nun mußt Du nach Deiner ungewohnten Anstrengung schlafen, Gebert. Thu's recht gut und träume von dem, was Dir heute das Liebste gewesen ist!“ Dabei benahm sie sich nicht kaltsinnig und hochfahrig wie gegen Christoff Wittkop, sondern gab ihm schwesterlich-freundlich die Hand, und er stieg mit Augen, in denen trotz ihrer Müdigkeit der Glanz einer ihn neuartig erfüllenden heimathlichen Empfindung schimmerte, die Treppe nach seiner Stube hinan.

Bald begab sich auch Bertrade Engemann mit der Kerze in ihr Schlafzimmerchen, denn sie war ebenfalls müde, als ob hinter ihr nicht minder ein anstrengender Tag liege. Doch blieb sie vor dem Bett, dessen Farbe mit der des blühenden Birnbaums wetteiferte, noch ein bischen stehn, schlug die Decke auf, glättete ein paarmal mit der Hand über die Kissen und sah danach mit einer Kopfhaltung drauf nieder, welche drollig an die eines Staares erinnern konnte, der prüfenden Blicks seinen angefangenen Nestbau beaugenscheinigt. Als sie sich dann auskleidete, verlor freilich der Vogelvergleich alles Zutreffende, denn was dabei, zwar für keinerlei Augen, theilweise ein wenig zum Vorschein gerieth, wies sonder Zweifel auf ein dem weiblichen Geschlecht angehöriges, recht zierliches, doch keineswegs dürftig von der Natur begabtes Menschengeschöpf hin. Das Bett besaß in der That etwas außerordentlich Einladendes, so daß sie sich jetzt nicht mehr länger als nöthig mit ihren Vorkehrungen

für die Nachtruhe aufhielt und bald die Hand zu ihrem letzten Thun ausstreckte. Denn trotz aller Müdigkeit war sie doch bedachtsamer, als Gebert Norweg sich vor zwei Abenden gezeigt, ließ das Talglicht nicht weiterbrennen, blies es auch nicht aus, griff vielmehr zur messingnen Putzscheere und knipste, jeden glösenden Dunst zu vermeiden, sicher den Docht damit ab. Diese ordnungsgemäße Hantirung begleitete sie mit einer kopfnickend halblaut gesprochenen, praktisch-philosophischen Bemerkung: „Man muß alles dazu anwenden, wozu es nützlich ist“, und danach lag die junge Witwe zufrieden ausgestreckt und gab sich der angenehmen Erwartung eines wohlverdienten Schlafes hin.



IV.

Nicht nur der Gesichtsfarbe Gebert Norwegs war's anzusehen, daß die taglange Wanderung in Sonne und Wind ihm zuträglich gewesen, auch in seinem Wesen machte sich bemerkbar, er sei anders vom Bungsberg zurückgekommen, als er davongegangen. Etwas Lebendigeres lag am nächsten Morgen in seinen Zügen, die sonst immer den Eindruck geregt, als ob sie einen aus der Nacht übriggebliebenen Rest von Verschlafenheit nicht abschütteln könnten, und seine Augen ließen erkennen, sie nähmen die Dinge auf der Straße um ihn herum gewahr. Doch schien's zugleich, wie wenn dazwischen vor ihnen sich manchmal auch nicht sichtbare, nur von Vorstellungen gestaltete Bilder hin und her bewegten, denn ab und zu stand er kurz still und blickte augenscheinlich auf etwas hin, wo in Wirklichkeit nichts zum Ansehen vorhanden war. Diese Verfassung der inneren wie äußeren Sinne kam indeß begreiflicher Weise seiner Aufmerksamkeit während der Unterrichtsstunden nicht zu statten, so daß er sich mehrmals eine unbekannte Ermahnung von Matthias Harms und schließlich sogar eine Warnung vor der schädlichsten Widersacherin des Men-

schen, der Gedankenzerstreuung oder sogenannten Phantasie zuzog, welche sich der Geisteskräfte achtloser Leute zu bemächtigen suche, um sie von den ernsten und wichtigen Gegenständen auf nugas et allotria abzulenken. Das enthielt eine Rüge, wie sie dem musterhaften Schüler noch niemals widerfahren, er fühlte auch, daß sie berechtigt sei und nahm sich nach Kräften zusammen. Doch als er um Mittag ins Freie hinaustrat, kamen durch die Sonnenstrahlen und das leise Windgesumm die Vorstellungen der nicht sichtbaren Dinge ihm wieder vor die Augen, und ihn rührte dabei eine verwerfliche Empfindung an, wie wenn jene keine nugae et allotria, vielmehr nicht nur köstlicher, sondern auch wichtiger seien, als alle lateinische und griechische Gelehrsamkeit aus Matthias Harms' Munde. Das war gewiß ein arger Irrthum, aber er konnte mit der Vernunft nicht dagegen aufkommen, und bei diesem vergeblichen Bemühen sah er auch erst, daß ihm jemand in der Langen Twiete begegnete, als der vor ihm Anhaltende fragte: „Bist Du gestern auf dem Bungsberg gewesen? Du siehst aus, als wäre Dir ein bischen mehr Blut in die Augen gerathen."

Nun flog sein Kopf, von dem er den Hut abzog, in die Höh', und er antwortete: „Ja, Herr Justizrath — es war sehr schön oben —"

„So", versetzte Wichart Libertus, „hast Du davon etwas gesehn?" Er bewegte den Fuß vor, seinen Praxisgang fortzusetzen, hielt ihn jedoch noch einmal an und fragte: „Wie befindest Du Dich im Hause der Frau Lieutenant? Bist Du mit der Kost und Wohnung zufrieden?"

„Ja, sehr, viel besser als vorher; sie ist sehr freundlich gegen mich. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Justizrath, daß Sie mich bei ihr untergebracht haben."

„So, merkst Du einen Unterschied? Dann ist's ja gut, das habe ich auch erwartet. — Wolltest Du noch etwas sagen?"

Geberts Gesichtsausdruck hatte diesen Anschein erregt und er versetzte: „Darf ich das Buch — ich habe es gestern mitgenommen und auf dem Bungsberg drin gelesen — darf ich's noch etwas behalten?"

Merkbar drückte sich in seiner Miene die Befürchtung einer abschlägigen Antwort aus, doch der Arzt erwiderte gleichgültig: „So, hast Du drin gelesen? Meinetwegen behalt's ganz, ich brauch's nicht. Da ich sehe, daß der Weg Dir gut bekommen ist, rathe ich Dir öfter solche Bewegung an. Deinem Kopf wird die fleißige Benutzung Deiner Beine nicht schaden, sondern vortheilhaft sein, und man muß alles dazu anwenden, wozu es nützlich ist."

Das letzte stimmte nicht nur im Sinn, sogar im Wortlaut merkwürdig mit der praktischen Anschauung überein, zu der sich am Abend vorher Bertrade Engemann beim Auslöschen ihres Lichtes vermittelst der Putzscheere bekannt hatte. Sonst jedoch stand es natürlich damit außer allem Zusammenhang, denn der ärztliche Rathschlag bezweckte fraglos im Gegentheil, dem erkennbar ein wenig lebhafter angefachten Lebenslichte Gebert Norwegs durch zweckdienliche Verordnung noch etwas reichlichere Zufuhr von Sauerstoff zuzuwenden, und Libertus setzte seinen Weg ohne Ahnung fort, daß die junge Witwe unter Beihülfe philosophischer Naturveranlagung

auf den nämlichen Standpunkt wie seine medicinische Bedachtnahme gelangt sei.

Die Aeußerungen des Arztes waren von der herkömmlich kurzen, doch fast noch außergewöhnlich trockner Art gewesen; Gebert ging mit einer Neubestätigung seiner oft eingesammelten Erfahrung weiter, daß jener, der übernommenen Verpflichtung gemäß, für seine leiblichen Benöthigungen sorgte, sonst jedoch sich mit keinem menschlichen Gedanken und Gefühl um ihn bekümmerte. Aber ihm erwuchs heute keinerlei Enttäuschung daraus, er begriff nicht, wodurch er vorgestern Abend zu dem Verlangen und dem Ausruf, der Herr Justizrath möge ihn doch lieb haben, gekommen sei. Das mußte in einem bewußtlosen Halbschlaf über ihn gerathen sein, der ihm das plötzliche Gefühl einer Entbehrung erzeugt, von welcher er jetzt nichts mehr empfand. Der Bungsberg lag dazwischen und hatte ihn wundersam begabt, mit der einsamen, nur vom Wind durchsummten Stille, der unermeßlichen blauen Seerunde, den geisterhaften alten Lübecker Thürmen. Das waren die Dinge, welche die Erinnrung ihm, allerdings wohl zur Benachtheiligung seiner Aufmerksamkeit während des Unterrichts, vor Auge und Ohr zurückbrachte; doch eigentlich war's bezeichnend für Matthias Harms, daß er die Phantasie eine schädliche Widersacherin des Menschen benannte, und ebenso für den Herrn Justizrath, daß er ihn nur um der frischen Luft und Bewegung willen auf den Bungsberg zu gehn geheißen. Und hinzu kamen die Schiller'schen Gedichte, in denen er droben wohl stundenlang gelesen, das kleine Buch, das ihm zwar sein Vormund gegeben, aber zugleich

auch der nächtliche Traumelf als einen Schatz an sein Bett gelegt hatte; fast vor allem aber ging er hier nicht der bisherigen dunkeldumpfen Hinterstube in der Langen Twiete zu, sondern seinem lichthellen Giebelzimmer im neuen Hause, das ihm das Wort Heimath verständlich gemacht und wo die ‚Schwester Bertrade' ihn jung, hübsch und heiter mit freundlicher Begrüßung als Zugehörigen empfing. Kaum glaubhaft erschien's, daß erst zwei Tage vergangen sein sollten, seitdem alles sich für ihn und um ihn so seltsam verändert hatte; einer völlig anderen Welt glich's, in der er auch sich selbst als ein andrer vorkam. Wie etwas nicht mehr Begreifbares, beinah einem Fremden gleich, sah ihn der Hausgenosse Mutter Schlerbaums an, der keinen weiteren Gedanken und Trieb gekannt, als sich einzig durch unterlaßlose Arbeit an seinen Schulaufgaben für das theologische Studium vorzubereiten.

Gebert Norweg trug entschieden die Art einer Pflanze in sich, die durch eine glückliche Fügung, wenn diese auch einem Todesfall entsprungen, noch eben rechtzeitig aus ungünstigem Boden in ein besser nahrhaftes Erdreich versetzt worden und die Keimanlage besessen, ihre verkümmert zurückgebliebene Entwicklung noch nachholen zu können. Ein Drang dazu war in seinem Innern aufgewacht, der sich ihm von Tag zu Tag mehr verdeutlichte und verstärkte, besonders aber zwei Richtungen zuwandte. Er wußte auch, von woher diese Antriebe ihren Ursprung genommen; den einen hatten die Lübecker Thürme geweckt, während der andere den verschiedenartig gefärbten und gestalteten Blumen entstammte, neben denen er unterwegs am Quellwasserrande seine Frühstücksrast ge-

halten. Zweien Wegweisern oder Eingangspforten in unbekannte Lande gleich, standen diese Erinnerungen vor ihm, in eines der Vergangenheit, des ehemals Gewesenen, und in ein anderes ebenso fremd um ihn liegender lebendiger Gegenwart. Beide kennen zu lernen, hatte er das neue Verlangen vom Bungsberg mitgebracht, doch fehlten ihm jegliche Hülfsmittel dazu, und als er am nächsten Sonntag sich nach herkömmlicher Weise im Pfarrhaus einstellte, bat er vor'm Weggang den Herrn Pastor, ihm ein Buch über Geschichte und eines über Naturkunde mitzugeben. Derartige Werke enthielt indeß die Bibliothek des Geistlichen nicht, und dieser erachtete sie auch für die geistige Ausbildung eines Theologen nicht erforderlich, da allerdings die Weltgeschichte gleichwie die bewunderungswürdige Ordnung der Naturgegenstände wohl Offenbarungen des Schöpfers zum Ausdruck brächten, doch durch eine sogenannte wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen den Geist des Predigers zeitraubend von den höheren Zielen seiner Lebensaufgabe ablenkten und einer wahren Verehrung der irdischen Kundgebungen Gottes im andächtigen Gefühl nur Einbuße zufügten.

Die Begehrlichkeit Geberts nach den erhofften Büchern war indeß so lebhaft, daß er sich, eine Scheu überwindend, aus dem Pastorat gradewegs in das Haus des Herrn Justizraths begab und hier seine Bitte wiederholte. Die nahm den Hörer freilich wunder, der zunächst in ähnlicher Weise wie Pastor Cordemann äußerte, er begreife nicht, wie ein künftiger Theologe dazu komme, sich mit solchen für ihn völlig überflüssigen Wissensdingen befassen zu wollen. Aber aufstehend nahm Wichart Li-

bertus doch von einem Gestell den ersten Band von Schlossers ‚Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung‘ herunter und knüpfte die Bemerkung daran, der Verfasser habe ursprünglich gleichfalls Theologie studirt, sei jedoch bedauerlicher Weise von diesem Vorhaben durch sein Hineingerathen in die Geschichtskunde völlig abgekommen und zu einem Professor geworden, der wegen der in seinen Büchern ausgesprochenen Ansichten weder bei den geistlichen, noch bei den staatlichen Behörden in günstigem Ansehn stehe. Auch dem andern Wunsche Geberts entsprach der Arzt in etwas durch ein für Unkundige verständlich abgefaßtes, mit Abbildungen versehenes Pflanzenbuch und der junge Empfänger verließ im frohen Besitz der beiden Bücher das Haus. Zwar nicht, ohne auf der Flurdiele vorher noch zu einem Aufenthalt genöthigt zu werden, denn Stine Berens vertrat ihm den Weg, um sich eingehend zu erkundigen, wie er's in seiner neuen Wohnung hätte, ob seine Stube, das Bett und das Essen gut und das Geschirr ordentlich abgewaschen und alles sauber geputzt wäre. „Und hat denn die Witwe Engemann bei Tisch was Anständiges angezogen? Wenn solche Personen auf die Straße gehn, da sind sie natürlich wie ein Papagei mit lauter Staat aufgedonnert, aber zu Haus laufen sie manchesmal herum, daß ein junger Mensch sich schämen muß, sie bloß anzusehen.“ Das schien Stine in diesem Fall mit sicherer Bestimmtheit anzunehmen, doch der Befragte konnte darüber nicht wie über die andern Dinge Auskunft geben, sondern glaubte nur, die Frau Lieutenant trage immer ein nettes Kleid, aber wie das sei, darauf habe er nicht Acht gegeben

und könne er nicht sagen. — „Na, denn kiek Du man up ehr Kleedasch un lat Din Oogen up nix anners passen, dat Din Moder sick nich öwer den Herrn Stizrath sin tonagelte Brägenkist noch inne Eer rümdreihn mutt."

Das war einer von Stine Berens' unverständlichen oder wenigstens für Gebert nicht auslegbaren Orakelsprüchen, mit denen ihr Mund besonders freigebig in Bezug auf das Haus und die Persönlichkeit der Witwe Engemann verfuhr, doch ihm kam nicht in den Sinn, auch nur einen Augenblick über eine mögliche Deutung ihrer apokalyptischen Worte nachzugrübeln, sondern er begab sich rasch nach Hause, um eine erste Bekanntschaft mit seinen neuen Büchern zu machen. Die Arbeitslosigkeit und Stille des Sonntagnachmittags nahmen überall wieder ihr Recht in Anspruch, nur in dem Honoratiorenhaus, ‚das an der Reihe war', befanden sich die Tassen und Zungen in reger Thätigkeit, doch Bertrade Engemann unterlag offenbar heute nicht mehr der Wahnvorstellung, es könne jemand zu ihr kommen, um sie zur Theilnahme am Kaffeetisch der guten Gesellschaft abzuholen. Sie trug statt des festtäglichen Kleides nur einen gewöhnlichen Wochenanzug, warf nicht ab und zu einen Blick der Erwartung über die Gartenpforte hinaus, hielt sich vielmehr in ihrem kleinen Wohnzimmer auf, wo sie, gleichfalls wie an einem gewöhnlichen Wochentag, der geschickten Fertigstellung einer ihr übertragenen Näharbeit oblag; sie sah sich eben auf Verbesserung ihrer Umstände angewiesen und wandte deshalb auch am Sonntag, ihrem Verhaltungsgrundsatz gemäß, die nicht besser verwerthbare Zeit dazu an, wozu diese nützlich war. So

bekam Gebert nach mehreren über Schlossers Weltgeschichte zugebrachten Stunden seine Hausgenossin, Hauswirthin und Hausschwester erst beim gemeinschaftlichen Abendessen zu Gesicht, während dessen ihm einmal etwas in Erinnerung gerieth, das sie zu der Frage veranlaßte: „Wonach siehst Du an mir? Ist an meinem Kleid etwas nicht in Ordnung?" Er antwortete: „Nein — ich wüßte nicht, was daran anders sein sollte und finde es sehr nett, gradso wie ich's ihr gesagt habe." — „Was hast Du und wem gesagt?" — „Der alten Stine beim Herrn Justizrath." Er erzählte, wonach die ihn gefragt und was für confuse Sachen sie nach ihrer Art hinterdrein geredet habe; darüber mußte die Zuhörerin fröhlich auflachen: „Ja, die alte Stine, der sieht man's an, daß in ihrem Kopf ein paar Schrauben nicht ganz richtig sitzen. Aber sie muß doch wohl einmal gesehn haben, daß bei mir etwas nicht ganz in Ordnung gewesen ist, vielleicht ein Knopf falsch zugemacht — und ich glaube wahrhaftig —"

Sie stand hurtig auf, um vor einen kleinen Wandspiegel zu treten; Gebert verstand nicht, was sie meinte und wollte, und drehte ihr den Kopf nach. Dadurch nahm er auf der Spiegelfläche undeutlich an einem helleren Schimmer gewahr, daß sie am Hals ihr Kleid ein wenig öffnete und mit der Hand daran beschäftigt war. So gewahrte sie aber gleichfalls sein darauf hingerichtetes Gesicht im Spiegel und sagte, zum Tisch zurückkommend, mit leicht vorwurfsvollem Ton: „Das mußt Du nicht; wenn ich etwas an mir in Ordnung zu bringen habe, muß ich mich darauf verlassen können, daß Du wegsiehst, sonst müßte ich ja jedesmal deshalb in mein

Schlafzimmer hinübergehn. Aber ich hatte wirklich einen Knopf falsch zugemacht — und Du hast der alten Stine geantwortet, Du wärest mit allem zufrieden und gern bei mir im Hause? Das war lieb von Dir, denn ich habe Dich ja auch so gern hier und könnt's mir schon garnicht denken, daß ich Mittags und Abends wieder allein ohne Dich am Tisch sitzen sollte."

Ein völlig andres Leben war's für Gebert Norweg geworden, ward's von Tag zu Tage, von Woche zu Woche mehr, mit neuen Anregungen, Belehrungen, Gedanken und Empfindungen, die aus seinen drei deutschen Büchern, doch kaum weniger auf seinen jetzt allnachmittäglichen weiteren Umherwandrungen durch Feld und Wald auf ihn eindrangen. Ihm waren an sich gute, nur bisher unthätig gewesene Sinnesorgane verliehn, die jetzt rasch durch ihren Gebrauch an Schärfe gewannen, so daß er alle Dinge der Natur um sich her sah und hörte, schon anderswo Wahrgenommenes wiedererkannte, Fremdes aufmerksam betrachtete, um sich zu Hause, soweit seine Hülfsmittel es möglich machten, darüber zu unterrichten. Nicht nur sein Leben war anders geworden, sondern auch Leben in ihn gerathen, von verschiedensten Seiten her, doch, wie er selbst fühlte, am wirkungsreichsten aus einer wunderthätigen Hauptquelle. Er stand nicht mehr einsam-verlassen in der Welt, es gab einen Menschen, der an dem, was er dachte und that, theilnahm, mit dem ihn Freundschaft verband, der ihn lieb hatte. Das war die Schwester Bertrade, oder wie er nach einer Aeußerung von ihr, daß sie doch nicht Schwester und Bruder seien, sich zu sagen gewöhnt, Bertrade; der Tod der Mutter

Schlerbaum war für ihn das größte Glück gewesen, denn sonst wäre er nicht zu jener gekommen, hätte dumpfsinnig in der dunklen Hinterstube der Langen Twiete allein über seinen lateinischen und griechischen Aufgaben weiter gesessen. Dem Zusammensein mit ihr dankte er hauptsächlich seine innere Aufweckung und neue Freudigkeit am Leben, und er bemühte sich, seine Dankbarkeit dadurch etwas abzutragen, daß er ihr manchmal bei ihrer Näharbeit aus seinen Büchern vorlas. Doch Schlossers Weltgeschichte und auch die Schiller'schen Gedichte trafen merklich bei Bertrade Engemann trotz ihrer philosophischen Veranlagung nicht auf besondere Antheilnahme; dagegen interessirte sie sich entschieden für das Pflanzenbuch und in diesem am meisten für die verschiedenen Kornarten und Feldfrüchte. Von denen suchte sie sich mit Hülfe der vortrefflichen Abbildungen genau die unterscheidenden Merkmale einzuprägen und gerieth dabei zuweilen so sehr mit Gebert in Wetteifer, daß sie, um etwas klar zu sehen, einen hindeutenden Finger von ihm mit dem ihrigen wegschob, oder wohl auch, um ihn am zu schnellen Umschlagen der Seite zu hindern, seine Hand eine Zeitlang festhielt. Das that sie in spielender Neckerei aus gedankenlosem Eifer, aber wenn jemand von reiferer Einsicht dabei zugegen gewesen wäre, hätte er vielleicht etwas Unbedachtsamkeit darin gefunden. Denn ob sie auch nur um ein paar Jahre älter als Gebert Norweg war, hätte sie als verheirathet gewesene Frau doch ein instinktives Gefühl dafür haben können, solches Thun wie einem Knaben gegenüber, sei bei einem großausgewachsenen jungen

Menschen nicht mehr recht angebracht, da es möglicherweise in ihm andere Empfindungen als einer bloßen Spielerei aufwecke. Aber diese Bedachtsamkeit schien der Jugend Bertrades noch abzugehen, und insofern hatte Stine Berens, im Besitz reiferer Einsicht, doch nicht vollständig unrecht damit, daß sie schlechterdings nicht begreifen konnte, was der Herr Justizrath sich eigentlich dabei gedacht oder vielmehr nicht gedacht habe, als er den ‚langen Bengel‘, für den er doch die Verantwortung hatte, bei der Witwe Engemann in Kost und Wohnung gegeben.

* * *

Der Frühling war nun bis zum Uebergang in den Sommer vorgeschritten, auf den Koppeln stand alles Getreide schon so hoch, daß Gebert davon Aehren für Bertrade mit nach Haus bringen konnte, um durch Anschauung der Wirklichkeit die Unterschiede von Roggen, Waizen und Gerste noch besser als vermittelst der Abbildungen zu verdeutlichen, und wie er an einem unterrichtsfreien Sonnabendnachmittag von weiterem Umherstreifen auf dem Rückweg am Nußkrug Timm Ladegast's vorüberkam, reckten die Baumäste sich nicht mehr kahl ans Haus heran, sondern der Schatten dichten Laubwerks fiel auf das alte Moosdach. Der Krüger stand, wie auf einen Ruf wartend, neben der Thür, doch ließ der erste Anblick keine anwesenden Gäste wahrnehmen, erst bei genauerem Hinsehen hob sich die Gestalt eines einzigen von einem der grauen Stämme ab. Den Rücken bequem dran lehnend, saß er auf der Bank davor, aus

einer kurzen Jagdpfeife rauchend; zwei leere Schnapsgläser und ein noch halbgefülltes standen vor ihm auf dem in den Boden eingerammten, halbverwitterten Tisch. Ein wohl ungefähr an den Schluß des vierten Jahrzehnts heranreichender Mann oder Herr war's, seine augenscheinlich von gleichgültiger Nachlässigkeit zeugende Kleidung gab nicht recht Auskunft, welche von den beiden Bezeichnungen auf ihn anzuwenden sei. Jedenfalls war er nicht gewöhnt, sich irgendwelchen, ihm zuwiderlaufenden Zwang anzuthun; sein Körper, der etwas zur Wohlbeleibtheit zu neigen anfing, trug auf kurzem und dickem Hals einen ziemlich vierschrötigen, doch mit nicht unschönem Gesichtsschnitt begabten Kopf. Von diesem hatte er einen ländlichen Strohhut abgelegt, so daß sein kurzgeschorenes, leicht krauswelliges Haar voll sichtbar ward; die Oberlippe und das sehr grad auslaufende Kinn bedeckte ein kleiner, gleichfalls kurzgehaltener dunkelbrauner Bart. Dagegen war die Nase etwas gebogen und die Augen neben ihrem eingesattelten Oberende drängten sich ein wenig vor. Sie machten keinen besonders klugen Eindruck, doch auch nicht den des Gegentheils; eine Genußsüchtigkeit, wenn auch nicht grade verfeinerter Art, schien aus den Zügen zu sprechen, sich mit einer gewissen Gutmüthigkeit und derben Laune zu paaren. Nicht gut möglich war's, sich aus der Gesamterscheinung eine Meinung über den Stand und Beruf des Fremden zu bilden; dem Aussehen und Behaben nach konnte er ebensowohl einer höheren Geburtsclasse entstammen, als aus einer niederen zu besserer Lage emporgekommenen sein. Denn bei näherer Betrachtung stellte seine aus einiger Ent-

fernung nur möglichst bequem-einfach dünkende Kleidung sich doch, was ihren Stoff und Zuschnitt betraf, als von feiner und eleganter Art heraus.

Auf der Straße vorbeigehend, bemerkte Gebert nichts von ihm, drehte erst den Kopf nach der Richtung, wie eine Stimme ihn von dem Banksitz her anrief: „He, Langbein, wohinzu? Hat Sein Kehlkopf keinen Durst, daß Er blind wie ein Maulwurf hier am Krug vorbeirennt? Das ist Gudfordömmig der beste Nußßnaps, den ein Mutterkind zwißen die ßähne gießen kann.“

In einigermaßen geläufigem Deutsch war's gesagt, doch ließ der Tonfall auch ohne das eingemischte ‚Gudfordömmig‘ den Sprecher zweifellos als einen Dänen erkennen; er lachte jetzt hinterdrein und setzte, den Angerufenen, der wortlos stehen geblieben, beschauend, hinzu: „Du bist wol nog ein Kind an der Mutterbrust, ig mein' ein Skolebarn, das am Rock der alten Skulmutter mit der Haarperücke und Ruthe hängt. Aber thut nigts, wenn Du 'mal einen andern Sluck als Milg in den Mund nimmst. Seß Dig mit her, da! Krüger, bring' ihm von der braunen Milg und gieß das Glas rigtig voll! Hast Du nigt verstanden, daß Du Deine langen Beine auf die Bank hinseßen sollst?“

Gebert hatte den sonderbaren Herrn stumm-verwundert angesehn, doch bei dem etwas ungeduldigen Klang der letzten Worte leistete er mechanisch der Aufforderung oder dem Geheiß Folge und nahm mit einigen von ihm unterwegs gepflückten Feldblumen in der Hand auf der angewiesenen Stelle Platz; Timm Ladegast stellte gleich danach ein großes, randgefülltes Glas Nußschnaps

vor ihn hin. Sichtlich belustigte der Fremde sich an seinem etwas verdutzt-unbeholfenen Wesen und sagte: „Du kannst, mein' Seel', mit Deinen Beinen einen Floimand, einen Flügelmann bei der Garde abgeben. Nu nimm Dir 'mal Courage und greif' den Feind an! Skaal!"

Er faßte sein Glas, leerte den Inhalt und gebot, da Gebert von dem seinigen nur ein weniges nippen wollte, mit einem Commandoton: „Aus! Nigts drin lassen!" Dann lachte er über den Gesichtsausdruck des Gehorchenden, der sich nach dem ihm fremden Trunk unwillkürlich schüttelte: „Das ist bloß die erste Slagt, wobei der Rekrut auskneifen will, er soll's nur werden gewöhnt, da geht er drauflos mit hurra! Auf was andres, ßeint's, hast Du ßon losgehn gelernt und willst wol mit den Butterblumen da bei Deiner Liebsten Breße slagen. Was eine gute Nessel ist, fängt bei ßeit an ßu brennen. Aber das muß saamaend lustig sein anßusehn, wenn Du mit Deinen Armen und Beinen auf die Festung losmarßirst."

Gebert drehte sich's von dem Schnapstrunk und der Sprechweise des Unbekannten ein bischen im Kopf herum. Er hatte das Gesagte nicht recht, doch so weit verstanden, daß er, zum erstenmal seinen Mund aufthuend, Antwort gab: „Ich habe die Blumen für meine Hauswirthin gepflückt, wir lernen Pflanzenkunde miteinander."

„Das ist wol eine alte Ssachtel, ohne ßähne mehr im Mund."

„Nein, sie ist nur zwei Jahre älter als ich."

„Na, da lern' gut zu bei ihr! So eine Sergeantin hat ein Rekrut nothwendig. Was lernst Du denn sonst nog?"

Der Fragsteller zog eine von Brillanten eingefaßte goldene Uhr aus der Westentasche, sah nach der Zeit und stand auf; Gebert erwiderte auf das letzte: „Lateinisch und griechisch, ich soll Theologie studiren."

„Das muß ja eine Ssatansarbeit sein. Ssollst Du das studiren oder willst Du? Das wär' das letzte, was ig hätte gethan. Farvel! Vielleigt seh' ig Dig nog einmal als Gardeflügelmann in Kjöbenhavn."

Der Sprecher warf eine größere Silbermünze auf den Tisch und ging kurzweg in entgegengesetzter Richtung von der Stadt fort; Timm Ladegast kam jetzt heran, strich die Bezahlung ein und antwortete auf eine verwunderte Frage Geberts, wer der Herr gewesen sei: „He weer hüt Morgen all mal hier un betäm sick dree Snäps; sit güstern is he up Hohenkamp to Besök. Graf vun Wagrien, heff ick hört, ward em de Nam gewen, oder wat he vörstellt. Awers up'n Schilling knickert he nich."

Der Weg nach Hohenkamp erforderte nicht viel Zeit für den Davongegangenen, dessen Namen der Krüger richtig angegeben, denn bei seinem Anblick suchte ein Lakai hastig den Gutsherrn mit der Meldung auf, daß der Herr Graf von Wagrien von seinem Spaziergang zurückgekommen sei, und gleich eilfertig begab sich Ulrich von Ratlow vor die Schloßthür hinunter. Hier begrüßte er seinen Hausgast mit ehrerbietiger Verneigung und der Frage, ob er zur Erfrischung nach der Promenade dem Herrn Grafen ein Getränk serviren lassen dürfe;

doch lehnte dieser lachend ab: „Tak nei, das hab' ig mir schon besorgt beim Krüger, wirkelig ein famoser Nußsnaps, er muß mir, bevor ig abreise wieder, geben das Recept davon. Sind die Damen im Park? Sie haben ved Gud ein Glück gehabt, Baron, zu kriegen eine so liebenswürdige Frau; ig hätte sie nog wiedergekannt auf der Stelle, sie hat sig ja beinah verändert garnigt seit swanßig Jahren, bloß daß sie nigt mehr ist so lustig. Konnte sie als Comtesse Gyldencron laufen und springen und hatte prägtige Beine, ig kam suweilen kaum mit. Nu ist, mein Seel', ihre Dogter son gewagsen so groß, als sie damals — en smuk Pige, jeg maa sige — da hab' ig gudforbömmig gemagt ein Reim, das kommt mir nigt alle Tag aus dem Mund. Aber mir gefällt vortrefflich alles bei Ihnen und war saamaend ein guter Einfall, weil ig hier ins Land kam, daß ig bei meiner Jugendfreundin klopfte an die Thür. Da hinten, glaub' ig, sehn die Kleider von den beiden Damen aus dem Gebüß, das magt sig smuck swißen den grünen Blättern, laß uns su ihnen hingehn."

Die Baronin Dagmar und ihre Tochter waren, sommerlich hellfarbig, doch hoch elegant gekleidet, in einiger Entfernung am Rande eines Parkweges sichtbar geworden, wandten sich jetzt den auf sie zuschreitenden Herren entgegen und begrüßten den gegenwärtigen Gast des Hauses mit tiefen Verneigungen, bei denen Gerda Ratlow allerdings erheblich hinter der Gewandtheit ihrer Mutter zurückblieb, denn sie führte ihren Knix, wenn auch nicht unbeholfen, doch mit etwas automatenhafter Steifheit aus. Der Graf von Wagrien redete Frau Dagmar

dänisch an, sie antwortete ebenso, und ihre Unterhaltung setzte sich in gleicher Weise fort. Unverkennbar bestanden zwischen ihnen alte Freundschaftsbeziehungen, sie mußten in ihrer frühen Jugend Jahre hindurch fast täglich miteinander verkehrt haben; das Gespräch wies deutlich darauf hin und rief Erinnerungen an mancherlei gemeinsam von ihnen Betriebenes und Erlebtes wach. Der Graf Frederik, wie eine zufällige Wendung seinen Vornamen kundgegeben, zeigte sich außerordentlich munter aufgeräumt und sagte zum Abschluß der wechselseitigen Gedächtnißaufweckung: „Das war gottverdammich eine lustige Zeit, so ist sie nicht wiedergekommen. Ich mußte damals heirathen, davon hatte ich nicht viel Vergnügen, und Sie haben, glaub' ich, auch bald danach geheirathet. Damit kommt's oft bei den Menschen anders als sie meinen, und nachher machen sie sich wieder auseinander; Sie haben's ja nicht nöthig gehabt und sehen, weiß Gott, grade noch eben so aus, Frau Dagmar. Auch die Sommersprossen hatten Sie schon so an der Nase, die machten sich auf Ihrer feinen Gesichtshaut ganz piquant. Ihre Tochter hat sie nicht mitbekommen, sonst wär' sie Ihnen von damals aus dem Gesicht geschnitten; na, das war ja auch nicht nothwendig. Aber Sie sehen, kommt's mir wahrhaftig eben vor, so was aus den Augen wie ein Pferd, dem einer 'nen Brandwisch unter den Schwanz gesteckt hat. Haben Sie Kohlen unter den Fußzehen?"

Er lachte, und die Befragte versetzte lächelnd: „Ja, ein bischen — entschuldigen Herr Graf, wenn ich um Erlaubniß bitte, mich für einige Minuten fortzubegeben. Eine Hausfrau kann nicht immer, was sie am liebsten

möchte, und hat die Pflicht, sich vor Tisch mit eignen Augen zu versichern, daß alles für einen Gast —"

„Das ist gewiß wahr und die Luft macht hier unbändig hungrig. Sorg' nur gut dafür, ich unterhalte mich schon auf eigne Hand. Oder ist sonst noch was nöthig, daß ich dabei mithelfen soll?"

Die letzte Frage war durch einen Zweifel ausdrückenden Blick veranlaßt, den Frau Dagmar nach ihrem Gatten gerichtet hatte. Sie lächelte wieder und antwortete rasch: „Da sei Gott vor, daß Herr Graf selbst seine Hand bemühte, ich hätte nur gern meinen Mann für heut' Abend ein paar Augenblicke um seinen Rath gebeten, aber es wäre doch nicht schicklich, daß er auch den Herrn Grafen hier allein ließe —"

Dieser fiel indeß ein: „Ba, halten Sie mich so auf Schicklichkeit versessen? Das sind unausstehlich langweilige Menschen, die immer fragen, was schicklich ist. 'S ist, weiß der Teufel, elendig genug, wenn man nicht anders darf und sich darum kümmern muß, aber das sollten Sie doch wissen, Frau Dagmar, daß ich dazu nicht hierhergekommen bin. Nimm Ihren Mann nur mit und laß sich guten Rath von ihm geben, ich amüsir' mich leicht, bis Sie wiederkommen. Mann und Frau gehören zusammen, wie Keller und Küche, wenn's bei Tisch gut schmecken soll."

Offenbar handelte sich's um eine besondere Anordnung der Abendtafel, denn das Ehepaar zauderte nicht länger, sondern machte von der zugebilligten Unschicklichkeit Gebrauch und begab sich nach einer Verbeugung rasch dem Schloß zu. Gerda Ratlow wollte den Fort-

gehenden folgen, doch der Graf von Wagrien hielt sie mit der Frage an: „Sind Sie aug so nöthig im Haus, junges Fräulein? Sonst könnten Sie mir dog so lang Gesellschaft leisten, bis Ihre Eltern wiederkommen, und mig hier herumführen im Park. Oder bin ig Ihnen dafür zu alt und langweilig?"

Die Angesprochene stand unsicher mit niedergeschlagenen Augen; sichtlich wußte sie nichts zu antworten, wiederholte nur mechanisch ihren vorherigen steifen Knix. Darüber lachte Graf Frederik und sagte: „Das ist auch eine Skickligkeit, von der mir gefällt am besten, daß Sie sig nog nigt regt darauf verstehen; das laß andre maggen, die zu weiter sind nigts nuß. Da giebts, mein Seel', Saggen, worauf es besser ist, für ein Mädgen sig zu verstehn. Können Sie slagen Funken, daß der Swamm kommt in Brand? Das is eine gute Wissenßaft, probir's mal!"

Er zog seine kurze Jagdpfeife aus der Tasche, stopfte ihren Kopf aus einem kleinen Lederbeutelchen mit Tabak und nahm danach ein Feuerzeug hervor, das er der jungen Baronesse in die Hand gab. „Nu slag' 'mal Feuer aus dem Flintstein!"

Sie suchte dem Geheiß nachzukommen, verstand indeß nicht, mit dem Geräth umzugehn, so daß er lachte: „Sie sind ungeßickt nog, wie ein Kind, so kommt kein Funken. Aber es muß alles erst werden gelernt und braugt einen Lehrmeister. Sieh so!"

Ihre beiden Hände fassend, schlug er zwischen diesen den Stahl und den Stein aneinander, doch nur zur Unterweisung, auch erfolglos, bis er das Feuerzeug zu-

rücknahm und selbst die Schwammlunte zum Glimmen brachte. Mit der zündete er die Pfeife an und sagte: „So, nu brennt's. Nu führ' mig hin, wo es am hübßesten ist hier bei Eug. Du bist rigtig nog ein Kind, Deine Mutter war ßon klüger, als sie war so alt wie Du. Ich mogte sie gerne, sie sah so aus ganz wie Du. Bloß sie hatte die Sommersprossen an der Nase; das ist besser, Du hast sie nigt, denn sie maggen ein ßönes Gesicht aussehn als wär' es smudsig. Aber das ist kein Fehler, nog sein ein Kind; das Sprüggwort sagt rigtig, es ist ein Ssaden, der wird besser von Tag zu Tag und wovon um ein Jahr weiter nigts mehr wird geblieben sein übrig."

Er hatte Gerda Ratlows Arm in den seinigen genommen, um sich von ihr führen zu lassen, doch eigentlich schien nicht sie, sondern er dies zu thun. Sie ging wortlos an seiner Seite, wie mit unsicheren Füßen, einen Eindruck regend, als sei ihr der Athem versetzt; so schritten sie einen Parkweg gegen den Strand zu entlang, und die Rauchwölkchen aus der Pfeife verschwanden hinter einer grünen Laubwand. Offenbar war der Graf von Wagrien der vornehme Besuch, von dem Frau von Ratlow dem Hausarzt gesagt, daß er vielleicht im Sommer nach Hohenkamp komme. Jedenfalls beflissen sich die Wirthe um seinetwillen besonderer Aufmerksamkeit, denn das Speisezimmer des Schlosses zeigte sich am Abend in einen Blumengarten verwandelt, und während der Tafel, an der noch ein paar dänische Herren theilnahmen, ward gleich von Anbeginn das Glas des Gastes nur mit Veuve Cliquot gefüllt. Ein großer alter Cristallpocal war's, den

er öfter auf einen Zug ausleerte; rasch schenkte stets ein Lakai hinter seinem Stuhle ihn wieder ein und brachte, als die Gesellschaft nach dem Essen in den Gartensaal hinüberging, in silbernem Eiskübel ihm auch dorthin eine Champagnerflasche nach. So ward's ziemlich spät, ehe er aufstehend sagte: „Nu ist es gudfordömmig wol Zeit zu Bett", und vom Hausherrn und Armleuchter tragenden Dienern geleitet, sich ein bischen schwankenden Ganges nach seinen Gastzimmern fortbegab.

Etwas später trat Ulrich Ratlow noch für einige Augenblicke in das Schlafgemach seiner Frau ein und äußerte: „Ich glaube, er war damit zufrieden, wie wir's eingerichtet hatten, auch der Park scheint ihm gut gefallen zu haben." Frau Dagmar stand im Begriff, ihr Kleid abzulegen, zog es wieder über die Schultern zurück und fragte: „Hast Du erfahren von jemand etwas von der Person?" —„Es soll eine Putzmacherin in Kopenhagen sein, schon über zweiunddreißig Jahre, Rasmussen, glaub' ich, heißt sie, weiter weiß ich nichts." Die Hörerin erwiderte mit einer mißächtlichen Lippenbewegung: „Fy!" doch fügte nach: „Aber das wird nigt dauern für lange. Hat er gesagt, wie lange er denkt zu bleiben hier?" — „Davon weiß ich auch nichts, wir müssen's abwarten." — „Ja, ig will denken, was wir am besten thun, gut zu unterhalten ihn. Jg bin sehr müde. Gute Nagt."

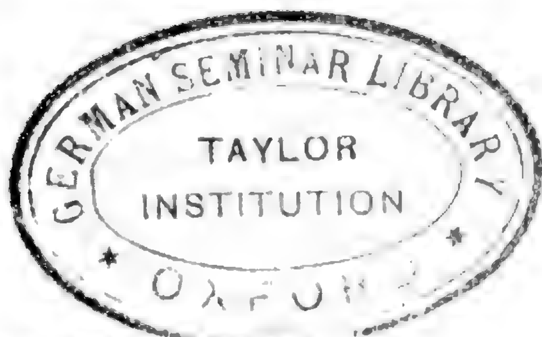
Der Schloßherr ging in sein Schlafzimmer davon. Dagmar Ratlow stand auf und trat mit einer Kerze vor den Spiegel. Ihr Gesicht betrachtend, glitt sie sich einmal mit der Hand über den Stirnrand am Nasenrücken, murmelte: „Jo, de Fregner", und sprach weiter auf

dänisch hinterdrein: „Hätte ich die nicht gehabt, so säße ich nicht hier auf Hohenkamp. Das ist wirklich noch ein Glück vom Himmel, daß sie die nicht von mir mitbekommen hat. Fy, eine Putzmamsell!"

* * *

Seit der Wanderung auf den Bungsberg hatte Gebert Norweg den sonntäglichen Gottesdienst nicht wieder versäumt und that's auch am nächsten, dem Sonnabend folgenden Morgen nicht. Doch übte die Kirche jedesmal nicht mehr auf seine Sinne den früheren Eindruck aus; sie empfing ihn beim Eintritt als ein dämmernd-lichtloser, enger, fast wie bedrückender Raum, erweckte ihm ein Verlangen nach freier Luft und daneben ein Gefühl, daß seine Seele bei einer Predigt draußen in Sonne und Wind mehr zur Andacht gestimmt sein würde, oder vielleicht am meisten, wenn er irgendwo allein hoch oben, mit der blauen See ringsumher, stände und in lautloser Stille nach den Lübecker Thürmen am Himmelsrand blickte. So geschah's auch heute, und bei dieser Empfindung klang ihm, ohne daß er begriff, warum, während des Orgelspiels ein ganz anderer Ton im Ohr auf, der durchaus nicht hierher gehörte, sogar zu dieser Stätte in einem etwas blasphemischen Widerspruch stand. Denn die Stimme des sonderbaren dänischen Herrn war's, mit dem er gestern am Nußkrug zusammengetroffen, und zwar die Worte desselben wiederholend: „Das muß ja eine Ssatansarbeit sein. Ssollst Du das studiren oder willst Du? Das wär' das letzte, was ick hätte gethan." Wunderlich vernahm er's durch das Prä-

ludium des Gottesdienstes; um ihn füllte sich die Kirche außergewöhnlich dicht an, die adligen Gutsherrn aus weiter Umgegend waren vollzählig anwesend und nahmen mit ihren, sämmtlich in großer Toilette erscheinenden Damen ihre erblichen Reservatstühle ein. Allgemein schien eine besondere Erwartung der heutigen Predigt entgegen zu sehen, mußte jedoch auf ihre Befriedigung etwas harren, denn wider seinen sonstigen Brauch hielt sich Pastor Cordemann nach dem Gesangsschluß noch in der Sacristei zurück. Dann fand noch einmal auf einer der Kanzel gegenüber liegenden Empore eine Bewegung statt, verursacht durch das verspätete Eintreffen der Hohenkamper Gutsherrschaft, und gleichzeitig traf damit auch eine Bewegung unter der wartenden Zuhörerschaft zusammen, da alle dem Adelsstand Angehörigen, sowie die männlichen und weiblichen städtischen Honoratioren sich eigenthümlicher Weise im selben Augenblick von ihren Sitzen erhoben und ungefähr eine Minute lang in stehender Haltung verblieben. Gebert gelangte dies indeß nicht zur Auffassung, denn seine Augen hielten sich überrascht auf etwas Anderes hingewandt. In einiger Entfernung, doch grad vor ihm war, von der freiherrlich Ratlow'schen Familie begleitet, der dänische Herr an die in ungewöhnlicher Art mit einer roth-weißen Draperie geschmückte Brüstung vorgetreten und nahm auf einem bequemen Lehnsessel zwischen der Baronin Dagmar und ihrer Tochter Platz. Beide Damen trugen hochelegante, doch von ihren übrigen Standesgenossen abweichend, dem Ernst des Kirchenraumes angemessene, schwarzseidene, bis zum Hals hinauf geschlossene Kleidung, die ihrer Erscheinung



sehr Vornehmes verlieh. Besonders wurden dadurch die schlanke Gestalt und das schmale Gesicht Gerda Ratlows mit seiner Fülle lichtblonden Haares äußerst wirkungsreich hervorgehoben; weit deutlicher als in hellen Farben stellte sie so eine in der Entwicklung begriffene hohe Mädchenschönheit zur Schau, nur war sie etwas blaß, und in ihren Augen lag, wenn die niedergesenkten Lider sich flüchtig aufhoben, ein Ausdruck, als ob sie in der Nacht nicht recht ausreichend zum Schlafen gelangt sei.

Nun erschien Pastor Cordemann, stieg die Kanzeltreppe hinan und verneigte sich, während er die goldschnittblinkende Bibel auf die Randausbuchtung legte, leise gegen die Empore; danach räusperte er sich einmal und begann mit wohllautender Stimme seine Predigt: „Geliebte Gemeinde. Andachtsvoll an dieser heiligen Stätte zum Herrn versammelte christliche Brüder und Schwestern, welchen Namens, Standes, Ansehens und Berufes auch die göttliche Vorsehung euch nach ihrer Weisheit in dieser irdischen Zeitlichkeit unterschieden, zu arbeitsamem Dienste ausersehen oder als erlesenes Werkzeug ihres Weltplanes zum Leiter und Herrn über Viele emporgehoben hat. Mit euch allen sei gemeinsam und gleichgewogen der Friede und die Gnade und die barmherzige Liebe Gottes. Amen."

Gebert Norweg befand sich nicht recht in der Verfassung, die Kanzelrede mit geistigem Ohr aufzunehmen und zu begleiten. Hauptsächlich kam ihm nur ihre äußere Form zur Empfindung, daß sie mit ungemein sorgfältiger Wahl der Worte ausgearbeitet sei und auf der Deutung eines Bibeltextes beruhe, den er sich dem Wortlaut

nach nicht anzugeben und an die hingehörige Stelle zu bringen wußte. Doch handelte es sich um Verse, welche die Verschiedenartigkeit zwischen dem Diesseits und Jenseits, der kurz beschränkten Frist des menschlichen Erdenlebens und seiner Fortdauer in zeitloser Ewigkeit darlegten. In dieser bestanden keine Unterschiede von hoch und gering, arm und reich, auch nicht von glänzenden Geistesgaben und bescheidener Zubemessung derselben; nur gleiche unsterbliche Seelen in gleicher verklärter Leibesgestalt versammelte der Richter des jüngsten Tages vor seinem Throne und bemaß den Urtheilsspruch über sie nach den Aufzeichnungen seiner Engelschaaren, wie ein jeder in der Zeitlichkeit seinen Geboten Gehorsam erwiesen und in unbeirrbarer Festigkeit des Glaubens auf die Verheißungen seiner Gnade gebaut habe. Dann erklinge Denen, die sich also bewährt, unter Posaunenschall der Ruf: Du bist gerecht befunden, gehe ein in die Pforte zu den niemals endenden Freuden! Und ob du niedrig erschienen dort unten, du wirst deinen Platz einnehmen neben Solchen, welche die Höchsten gewesen. Denn das Reich Gottes scheidet nicht mehr nach den Satzungen der Vergänglichkeit, sondern einzig nach der Anerkennung oder Verwerfung der Kindschaft des auf der Wage Gewogenen durch die Allwissenheit des Allmächtigen.

Anders aber, erläuterte die Predigt, verhielt es sich nach der allweisen Ordnung des Höchsten unter Denen, welche noch dem irdischen Prüfungswandel anheimgegeben waren. Sie hielt der göttliche Rathschluß zur Wohlfahrt aller und zum ewigen Heile jedes Einzelnen

in unterschiedliche Sonderungen und Classen getheilt, die er je nach ihrer Stellung hienieden andersgearteten Aufgaben und Pflichten zugewandt. Darum hatte er gewollt und gefügt, daß auf der Erde noch nicht die jenseitige Gleichheit, vielmehr eine Scheidung zwischen der Zubemessung an weltlichen Gütern, Stand und Ansehen, Rechten und Vorrang bestehen solle. Er hatte dem Besitzer einer Hufe den Knecht untergeordnet, dem Gewerksmeister seinen Gehülfen, höher als den Bürger den Edelmann gestellt und weiter empor die Obrigkeit als Hüterin und Handhaberin der von ihm eingegebenen und darum unantastbaren Gesetze des Staates. Ueber alle aber habe er als Höchsten und auserwählten Vollstrecker seines Willens den Landesherrn gesetzt, den schirmenden Hort der Gesammtheit, den Helfer der Schwachen und Bedrückten, dem Heiland als Trostspender in irdischen Nöthen vergleichbar, wie er auch als das Haupt der Kirche ihren erhabenen Bau mit seiner Krone vollende. Denn ihm habe Gott als seinem zeitlichen Stellvertreter von seinem eigenen Lichte verliehen, daß er nicht gleich den Unterthanen einer Täuschung und dem Irrthum anheimfallen könne, sondern wie vor dem Auge des Schöpfers auch vor dem seinigen nichts umdunkelt und verschlossen daliege. Darum aber, wie das Evangelium Gehorsam vor dem Entscheid der Obrigkeit gebiete, so erheische die göttliche Weltordnung in noch weit höherem Maße von jeglichem Unterthan Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht vor dem unvergleichlich von der Allmacht über alle emporgehobenen Träger der weltlichen und geistlichen Krone. Und ein Prüfstein werde am

Tage des Gerichtes die Frage sein: wie hast du auf deinem Prüfungswandel in Thaten und Gedanken Dem in Ehrerbietung deine Dankesschuld entrichtet, den der ewige Herr dir als Ausspender seines Segens zum Herrn deiner irdischen Zeitlichkeit geordnet hat. Denn danach wirst du auf der Rechtswage des Richters bestehen oder zu leicht befunden werden.

Diese Ausdeutung des Bibeltextes bildete den Grundinhalt der im übrigen nicht lang andauernden Predigt Pastor Cordemanns, doch verband sich damit eine wie aus innerer Nothwendigkeit von selbst entspringende Anknüpfung an manche verschieden beantwortete Fragen der christlichen Heilswahrheiten und wies auf ihre Lösung hin. Der Redner fand passende Gelegenheit, seine Stellungnahme zu den von der heiligen Schrift berichteten sogenannten Wunderthaten Christi kundzugeben; er zeigte sich darin weder wortgläubig orthodox, noch als rationalistischer, in jenen nur natürliche Vorgänge gewahrender Ausleger, sondern hielt zwischen beiden Richtungen eine Mitte ein, indem er die Erklärung einer Uebereinkunft zwischen dem Glauben und der von Gott dem Menschen als höchste Gabe verliehenen Vernunft zubemaß. Untadlige Formvollendung zeichnete gleicherweise jeden Abschnitt der Kanzelrede aus, doch endete diese nicht unerheblich früher als sonst mit dem liturgischen Schlußgebet, in welchem der Sprecher die vorschriftmäßige Fürbitte für die königliche Majestät wie für das gesammte königliche Haus mit etwas lauter als gewöhnlich erhobener Stimme zum Ausdruck brachte. Dann begann die Orgel wieder, forderte jedoch mit Ausnahme

einiger alter Frauen heute die Zuhörerschaft erfolglos zur Mitbethätigung am Schlußgesang auf. Von der Empore war die Hohenkamper Gutsherrschaft sogleich nach den letzten Worten des Gebets weggeschwunden, ebenso hatten alle andern dem Adelsstande Angehörigen rasch ihre Stühle verlassen, und auch die städtischen Honoratioren und Bürgersleute drängten sich mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit aus der Kirche ins Freie nach. Die vornehme Gesellschaft schlug heut' ausnahmlos, doch in einem Abstand hinter der mit ihrem Gast voranschreitenden Ratlow'schen Familie, den kurzen Weg zum Pastoratsgebäude hinüber ein; nicht wie üblich die Damen allein, auch die Herren begaben sich nicht nach der ‚Stadt Hamburg' zur Bordeauxprobe, sondern schlossen sich vollzählig an. Die Volksmenge stand, aus großaufgeweiteten Augen gaffend, zu den Seiten aufgereiht, blieb indeß selbstverständlich in einiger Entfernung vor dem Pfarrhause zurück.

In diesem befand sich alles zum bräuchlichen sonntagvormittägigen Empfang bereitgehalten, doch in einer festlicheren und viel umfänglicheren Weise, als sonst; sichtlich waren für weit zahlreichere Gäste als sonst Vorkehrungen getroffen. Wohl ein halbes Dutzend gefüllter großer Chocoladekannen sahen von Wandtischen her und in gleicher Anzahl hoch mit den geschätzten, nach eignem Recept der Frau Pastorin gebackenen ‚Kringeln' bethürmte Körbchen. Malwine Cordemann hatte sich geräuschlos-unvermerkt schon vor dem Predigtschluß aus dem Gotteshause fortbegeben, ging, überall mit sorglich prüfendem Blick nach dem Rechten sehend, in ihrem schwarz-

seidenen Communionkleide durch die aneinandergrenzenden Räume der Wohn- und der Eßstube umher, stand dann erwartungsvoll vor der Thür und begrüßte wortlos, nur mit einem tief herabsinkenden Knix die zuvörderst eintreffende Hohenkamper Herrschaft. Diese schien, besonders in ihrer weiblichen Hälfte, eine hervorragende Stellung unter ihren adligen Nachbarn einzunehmen, denn die Verneigungen der Herren wie der Damen vor Frau von Ratlow gingen weit über das unter oft zusammenkommenden Standesgenossen bräuchliche Maß hinaus, ja einige schon ältere Comtessen knixten sogar vor der jungen Baronesse Gerda tief zu Boden. Pastor Warmund Cordemann hatte nach der Rückkunft aus der Kirche schnell seine breite, gefältelte Halskrause abgelegt, trat jetzt mit schneehell blinkenden Bäffchen auf dem Oberrande des Summars herein und unter einer ehererbietigen Verbeugung gegen den neben den Ratlow'schen Damen in der sonst freigelassenen Mitte des Wohnzimmers stehenden Grafen von Wagrien hinan. Dazu sprach er wohltönig: „Darf ich Eurer — dem Herrn Grafen meinen tiefstempfundenen Dank für die hohe Ehre ausdrücken, die der Herr Graf meiner geringen Behausung zu theil werden lassen —"

Er schien nur Athem zu holen, um in längerer Rede fortzufahren, doch der Angesprochene fiel ein: „Maggen Sie kein weiteren Umßweif, mein guter Pastor, Sie haben heute ßon geredet genug. Aber das war gudfordömmig eine vortreffliche Predigt, so sollten alle sein. Aug so bald fertig; ig habe nigt gerne das lange Geßwätz, und aug nigt ßu ßwarz" — der Sprecher drehte seinen Blick den

beiden Ratlow'schen Damen zu — „ẞwarz kleidet bloß gut ẞu ganz blondem Haar — was Sie haben gesagt den Leuten war von rigtigem Menßenverstand. Haben Sie nog nigt bekommen den Danebrog? Jg seh' ihn nigt auf Jhrem Rock. Ein so vernünftiger Pastor mußte ja dog haben den Danebrog. Aber das muß sein eine ẞatansmäßige Arbeit für die Engel, alles ẞu ẞreiben auf, was alle Leute thun und denken, und nigts ẞu vergessen; das ist gut, daß ig nigt muß mithelfen daẞu. Jg helfe aug nigt gerne mit bei der Chocolade, die ist mir ẞu dick und ẞu süß, aber ig habe saamaend gekriegt einen trockenen Hals während Jhrer Predigt und würd' Jhnen sein dankbar, mein guter Pastor, wenn Sie mir wollten geben etwas Dünneres zu trinken dagegen."

Eine Erfüllung dieses Wunsches brauchte der geistliche Wirth nicht erst vom Himmel herab zu erbitten, sie bedurfte sogar kaum einer halben Minute an Zeit, denn auf einen leichten Handwink Pastor Cordemanns trat schon im nächsten Augenblick in tadellos sauberem Sonntagsstaat eine Hausmagd zum Präsentiren eines blitzend blank geputzten Silbertablets herzu. Darauf stand neben einem großen Kelchglas etwas von dem Pfarrhauszimmer bisher wohl noch kaum jemals Gesehenes, eine aus der ‚Stadt Hamburg' herübergeholte, schon seit gestern in frischem Brunnenwasser gekühlte Flasche Champagner, die Warmund Cordemann hastig mit beglücktem Gesichtsausdruck, doch ein bischen fliegenden Fingern erfaßte. Graf Frederik ließ einen wohlgefälligen Blick über die ländlich kräftige Gestalt des Mädchens vom Gesicht und dem vorgewölbten Mieder bis zu dem dunkelblau und

roth gehälftet, aus ‚eigengemachtem‘ Zeug angefertigten kurzen Rock und den drunter vorsehenden weißbestrumpften Füßen niedergehen und sagte: „Du bist ja eine klein smukke Person, so eine Tragt mag ig gerne und davon läßt man sig gerne still maggen den Durst.“ Dann nahm er das inzwischen von Pastor Cordemann schäumend vollgeschenkte Glas, nickte: „Skaal, guter Pastor!“ und leerte es mit raschem Zuge aus. Ulrich Ratlow, der bisher etwas seitwärts gestanden, bewegte sich jetzt heran und fragte: „Gestatten Herr Graf, daß ich die hier Anwesenden zur Vorstellung bringe?“ Der Graf von Wagrien machte eine etwas sonderbare Miene dazu, doch antwortete: „Ja, das muß ja sein wol, aber laß mig erst trinken nog ein Glas, das ist eine fordömmt trockene Luft diesen Tag, die kratzt im Hals.“

*   *   *

Der Sonntagmorgen hatte neben mancherlei Ungewöhnlichem etwas noch kaum je Gesehenes mitgebracht, daß sich unter den Zuhörern in der Kirche auch der Justizrath Libertus befunden, der sonst leider regelmäßig von seiner ärztlichen Berufspflicht verhindert wurde, an der allgemeinen Erbauung durch die Predigt Pastor Cordemanns theilzunehmen. Heute indeß hatte eine glückliche Fügung ihm möglich gemacht, die Zeit dafür zu erübrigen, doch nicht die weitere, daß er sich der Versammlung im Pastoratsgebäude hinzugesellen konnte, denn ein Krankenbesuch nöthigte ihn gleich nach der Beendigung des Gottesdienstes an den nördlichen Stadtrand hinaus. Dadurch gerieth er auf den nämlichen, eine Strecke weit

von Zaunknicken eingefaßten, heut' völlig menschenleeren Feldweg, den Gebert Norweg eingeschlagen, der in Gedanken versenkt ging und nichts von dem hinter ihm Dreinkommenden wahrnahm, bis ihn von rückwärts her eine Frage ansprach: „Denkst Du über die Predigt nach? An der kann allerdings ein künftiger Theologe sich ein Muster nehmen und lernen, wie er's in seinem Beruf zu etwas bringt."

Nun wandte der Angeredete rasch den Kopf, grüßte hastig und versetzte, aus ein bischen unsicheren Augen dreinblickend: „Ja — ich dachte —"

Weiter jedoch gelangte er nicht, die frühere, seit den letzten Monaten mehr und mehr von ihm abgewichene unselbständige Scheu schien sich seines Wesens wieder bemächtigt zu haben, denn stockend schwieg er, so daß der Arzt wiederholte: „Was dachtest Du?"

Der Befragte brachte jetzt hervor: „Daß ich — ob mir — als nicht anders möglich — vorgeschrieben ist, daß ich Theologie studiren muß."

Wichard Libertus antwortete: „Das weiß ich nicht, von wem, als von Dir selbst und Deinen Geldmitteln. Aber warum? Hast Du kein Vertrauen zu Dir, daß Du's auch so weit bringst? Schneller, als ein brauchbarer Pastor, kannst Du nicht zu Amt und Brod kommen."

„Ja — mir ist es nur — seit letzter Zeit — als ob ich nicht recht die Befähigung —"

„Darüber zerbrich Dir den Kopf nicht, die kommt von selbst. Die meisten Leute sind von Natur dumm und brauchen wie die Schafe einen Leithammel. Dumme

Menschen etwas glauben zu machen, dazu gehört nicht sonderlich viel Kunst, die bringst Du wohl zu stande. Das halt' Dir nur richtig vor. Willst Du ins Feld hinaus?"

Kurz abweisend klang's, was Gebert denke und meine, gehe den Sprecher nichts an. Der erstere schwieg, doch mit einem Gesichtsausdruck, als ob er noch eine Frage verhalte, und der Arzt fügte nach: „Willst Du noch etwas wissen?"

„Ja — ich möchte — wer der Herr ist, der Graf von Wagrien heißt?"

Das verwunderte den Hörer. „Der Graf von Wagrien? Was geht der Dich an?"

Nun erzählte Gebert kurz, wie der fremde Herr, der eben mit in der Kirche gewesen sei, ihn gestern am Nußkrug angerufen und geheißen habe, sich zu ihm an den Tisch zu setzen. Als er ausgesprochen, erwiderte Libertus: „Da hast Du ja eine hohe Ehre genossen, für die Du Dein Lebelang Dank schuldig bist. Aber zu viel bilde Dir doch nicht drauf ein, es giebt nicht ganz wenig Kutscher und Stallknechte, mit denen Du die allerhöchste Auszeichnung theilst. Ja so, Du hast's neuestens auf Geschichte stehn, da fängst Du allerdings am richtigsten mit der Landeshistorie an. Der Graf von Wagrien ist der Kronprinz Friedrich oder Frederik von Dänemark, Dein künftiger Landesherr; so erlauchte Persönlichkeiten reisen ja meistens nicht unter ihrem wirklichen Namen. Er war zweimal hochebenbürtig verheirathet — ‚gift' heißt's auf dänisch — zuerst mit seiner Cousine, nachher mit einer mecklenburgischen Prinzessin; das war für unser aller Glück sehr nothwendig, denn wenn er einmal

stirbt, ohne uns einen rechtmäßigen Sohn von sich zu hinterlassen, so geht's mit seinem königlichen Haus zu Ende. Wir sind aber bis jetzt nicht so glücklich geworden, er hat mit beiden Frauen keine Kinder gehabt und sich zweimal von ihnen oder sie sich von ihm scheiden lassen, im vorigen Jahr zuletzt, es muß wohl irgend was von Gift bei dem Giftermahl, dem Hochzeitsessen, mitgekocht gewesen sein. Seine erste Heirath war der jetzigen Mutter Deiner Weidengertenfreundin Gerda Ratlow nicht grade angenehm; sie hieß damals Comtesse Gyldencron, kam täglich ins Königsschloß, wo sie mit dem Kronprinzen zusammen war, und machte sich stark Rechnung drauf, die künftige Königin von Dänemark oder was sonst zu werden. Auf der Welt geht's bisweilen mit schnurrigen Dingen zu, der Fehler in der Rechnung, glaub' ich, steckte nur in ein paar Sommersprossen; mir ist's wenigstens neulich einmal so gekommen. In Kopenhagen soll damals viel gelacht worden sein und die Comtesse rasch zugegriffen haben, dadurch aus der Residenz wegzukommen, daß sie Gutsherrin auf Hohenkamp wurde; ein kleiner Unterschied lag ja freilich drin. Nun war er incognito hier im Land und ist auf den Einfall gekommen oder vielleicht drauf gebracht worden, seine Jugendcameradin einmal wiederzusehen. So bist Du gestern zu der hohen Ehre gelangt und wir heute zu der schönen Predigt Deines Vorbildes, des Herrn Pastors. Er hätte seinem Vaterunser diesmal passend noch eine Bitte für junge Mädchen anfügen können: „Und lasse mich keine Sommersprossen bekommen."

Der Sprecher hielt unwillkürlich an, sah vor sich in

die Luft, und ihm gerieth dabei halblaut vom Mund: „Darum braucht sie ja nicht zu bitten — es war nur die übermäßige mütterliche Besorgniß. Hatte ich vielleicht damals auf dem Eiderholm einen Augen- und Ohrenkatarrh?"

Mit einem eigenthümlich gekrausten Zug um die Lippen wandte er den Blick auf den neben ihm Gehenden zurück und sagte: „Da habe ich Dir einen historischen Vortrag gehalten wie ein Geschichtsprofessor. Für einen zukünftigen Seelsorger ist alles nutzbar, um einen neuen Nachweis der christlichen Weltordnung draus zu entnehmen. Jetzt muß ich als Arzt in das Haus da und Dich wieder mit Deiner Sonntagsandacht allein lassen. Willst Du einen anderen Band Schlosser, kannst Du ihn bei mir holen; wenn ich nicht zu Haus bin, weißt Du, wo er steht. Guten Morgen."

Das letzte drückte merkbar keinen wirklichen Wunsch aus, sondern war nur ein inhaltsleer bräuchliches Verabschiedungswort; er hatte belehrend auf die Frage des mit ihm Zusammengetroffenen erwidert, doch ein Klang menschlicher Antheilnahme kam dem Herrn Justizrath Gebert Norweg gegenüber nie von der Zunge. Dieser ging mechanisch weiter ins Feld hinaus, um ihn ragten in der hellen Sonne des Julianfangs die verschiedenen Knicksträucher voll in Blüthe, zwischen ihnen emporgeranktes Jelängerjelieber duftete, und Goldammern sangen, sich auf den Zweigspitzen wiegend, ihre eintönige Liedstrophe. Ziemlich alles, was ihn umgab, kannte er jetzt nicht nur von Ansehen, auch bei Namen, doch seine Augen gingen gegenwärtig achtlos drüber weg. Etwas anderes

stand ihm vor dem Blick, ein aus der Kirche her zurückgebliebenes, nicht verlöschtes eigenthümliches Bild: Der dänische Herr vom Nußkrug auf der Empore zwischen den beiden schwarzgekleideten Damen sitzend. Die eine von diesen hatte er wohl zum erstenmal gesehen, wenigstens erinnerte er sich nicht anders, doch die Aehnlichkeit hatte ihm nicht Zweifel gelassen, es müsse die Mutter von Gerda Ratlow sein. Von dem Haar der letzteren war ein Licht ausgegangen, als falle durch's Kirchenfenster ein Sonnenstrahl drauf; ohne eine Regung während der ganzen Predigt saß sie, wie er sich ein marmornes Steinbild vorstellte, eine Verkörperung hochmüthigsten Stolzes, vor aller Augen den Platz neben dem dänischen Kronprinzen einzunehmen.

Der also war der Graf von Wagrien, der künftige König. Auf den Gedanken wäre er nie gerathen, indeß fiel ihm jetzt ein, daß fast alle Leute beim Vortreten desselben an die ungewöhnlich verzierte Brüstung plötzlich aufgestanden seien. Er hatte sich niemals eine Vorstellung von einem König gemacht, empfand nur, so wie den gestrigen Besucher des Nußkrugs würde er sich ihn nach Aussehen und Wesen nicht gedacht haben. Von dem, was der Herr Justizrath gesprochen, war ihm, wie oftmals, manches nicht verständlich geworden, aber es hatte den Eindruck erregt, als habe sich in seinen Aeußerungen trotz der ‚hohen Ehre‘, deren er zweimal Erwähnung gethan, keine besondere Zuneigung und Ehrerbietung kundgegeben.

Das Bild verharrte vor Geberts Augen fort, doch sah er statt des Grafen von Wagrien wieder Gerda Ratlow

und ihm schoß jählings ein Wunsch auf, der künftige König möchte dabei zugegen gewesen sein, als er im Hohenkamper Park im Begriff gestanden, ihr mit dem Weidenzweig ins Gesicht zu schlagen. Denn er fand, wie aus der Luft herabgefallen, plötzlich eine Erklärung für ihr Benehmen gegen ihn: Sie wisse, daß seine Mutter nicht verheirathet gewesen sei, deshalb wende sie beim Vorbeifahren mit höhnischem Lachen den Kopf nach ihm um. Das erhellte sich blitzgleich seinem Verständniß zum erstenmal, durchwogte ihn mit einem Gefühl, er habe Gerda Ratlow noch nie so tiefinnerlich gehaßt wie heute. Davon strömte sonderbar, ohne irgend welche Berechtigung in ihm ein Widerwillen gegen den Grafen von Wagrien über, der sich so leutselig gegen ihn benommen hatte. Aber er sah in der Phantasie Gerda Ratlow mit diesem im Hohenkamper Park gehen, seine Vorstellung brachte ihn ebenfalls dorthin, und er hörte sie fragen: ‚Wie kann Er sich unterstehen, hierher zu kommen?‘ und sie ließ ihn vor den Augen ihres königlichen Begleiters durch ihre Diener wie einen unverschämten Betteljungen hinausjagen.

Dazwischen trieb etwas anderes in seinem Kopf auf. Die Predigt des Herrn Pastors war gewiß außerordentlich vollkommen in ihrer Form und ihrem Vortrag gewesen, aber er hätte nicht auf der Kanzel dastehen und sie halten mögen. Das Warum gestaltete sich ihm nicht deutlich, nur ein Gefühl, auch wenn er die rednerische Begabung besäße, hätte er den Inhalt der Predigt nicht über die Lippen gebracht.

Der Herr Justizrath hatte gesagt, er wisse nicht, von wem ihm zum Gebot gemacht sei, Theologie zu studiren,

als von ihm selbst und seinen Geldmitteln. Dem war eben alles gleichgültig, was sein Leben außer der leiblichen Unterkunft und der körperlichen Gesundheit anging.

Ihm ward in dieser Stunde klar, er hatte nie darüber gedacht, sondern es war für ihn gedacht worden, von dem Herrn Pastor und von seinem Lehrer, daß er Theologe werden solle. Und in der dunklen, lichtlosen Hinterstube bei der Mutter Schlerbaum hatte ihm auch gar kein andrer, eigner Gedanke kommen können.

Ihn überlief's frostig in der heißen Julisonne aus einem Gefühl, gegen das heut' Morgen auch die blühende Natur umher ihm allen Beistand versagte, im Gegentheil, es ward durch sie eher noch verstärkt. Ganz allein stand er auf der Welt, ohne Freunde und Rathgeber, darauf angewiesen, selbst sich zu berathen und zu helfen, in sich selbst zu finden, was er für die Zukunft eines fremd vor ihm liegenden Lebens thun und lassen müsse. Andere hatten Vater und Mutter, die ihnen mit Liebe als Führer und Wegweiser zur Seite gingen; er besaß nichts, als einige kalte Geldmittel für seinen Lebensunterhalt. Mit einer bittren Empfindung überkam's ihn: Der Herr Justizrath hätte ihm alles Das, woran er schlimmen Mangel litt, zu ersetzen, zu sein und zu geben vermocht, wenn er nicht ebenso kalt, liebeleer und im Grunde feindselig gegen ihn gesinnt wäre. Denn zu ihm allein hatte ihn eigentlich von Kindheit auf innerlich etwas hingetrieben, er hätte von ihm liebgehabt sein mögen und hatte ein paarmal schüchtern einen Versuch gemacht, ob er's nicht erlangen könne. Aber es war immer vergeblich ge-

wesen, stets so geblieben und seine alte Knabenscheu, mit ihm zusammen zu sein, nur noch angewachsen.

Plötzlich jedoch durchging's Gebert Norweg, wie ungerecht er sich über seine Verlassenheit auf der Welt beklage. Er begriff nicht, was seit seinem Weggang aus der Kirche, einem undurchsichtig dichten Nebel gleich, ihn in ein völliges Vergessen eingehüllt habe. So freundlos-einsam hatte er allerdings dagestanden, ehe ihm in seinem dumpfen Hinleben ein Bewußtsein davon gekommen, aber seit Wochen, fast schon seit zwei Monaten besaß er ja an einem Menschen alles, dessen er bedurft, was sein Gemüth sich nur wünschen konnte, eine tägliche Genossin, eine Freundin, eine Schwester, in deren Gegenwart ihn kein Gefühl einer Entbehrung anrühren konnte. In der That völlig unbegreiflich war's, daß er sich darauf erst besinnen gemußt; zugleich mit einem glücklichen Aufklopfen des Herzens wandte er jäh den Fuß, ging rasch eine Strecke, doch lief dann auf Feldwegen seiner heimathlichen Behausung zu.

Als er in dieser ankam, traf er seine Hausgenossin im Garten an, wo sie Meta Kienast einige leichte Verrichtungen ausführen ließ. Wieder Sonntag war's, doch Bertrade Engemann erging es, wie Wichard Libertus, sie vermochte vor nothwendigen Beschäftigungen nie die Zeit zu erübrigen, sich an der Predigt Pastor Cordemanns zu erbauen. Ihr war nichts weiter möglich geworden, als während der Kirchzeit rasch einen kurzen Gang zum Zweck einer Besorgung nach der ‚Stadt Hamburg' zu machen; dagegen hatte sie sich bei der Rückkunft

diesmal des Feiertags erinnert und ein diesem entsprechendes Kleid angelegt, zwar kein blüthenfarbig helles, vielmehr im vollsten Gegensatz dazu eines aus leichter schwarzer Seide, das sie seit ihrer Uebersiedlung von Altona her nicht mehr getragen. Darin gemahnte sie an ihren Witwenstand, daneben indeß machte die dunkle Farbe ihre Figur schlanker als sonst, und da es kein Trauer-, sondern ein Gesellschaftskleid mit einem kleinen Ausschnitt am Halse war, trat die weiße Frische desselben in sehr lebhafter und anmuthiger Abhebung zu Tage. Geberts Augen hafteten mit stummer Ueberraschung auf ihr, der fremdartige Anblick rief ihm wieder das Bild auf der Kirchenempore wach. Da er nichts sprach, fragte sie lachend: „Warum siehst Du mich so an? Gefalle ich Dir in dem alten Kleid nicht?“ Nun antwortete er: „O doch — es steht Dir sehr gut — schwarze Farbe steht zu hellblondem Haar sehr schön.“ Sie fiel ein: „Na, so hellfarbig ist meins doch nicht grade“, und er versetzte schnell: „Nein — garnicht — das meinte ich auch nicht — zu Deinem steht es grade sehr gut.“ Etwas stotternd brachte er's heraus, und sein Gesicht ward ein bischen roth dabei; hinterdrein aber flog ihm ein Ton, der wie ein unterdrücktes „Ach!“ klang, vom Mund. Denn da er den Kopf ein wenig abgedreht hatte, traf sein Blick auf etwas draußen vor der Gartenpforte, und ihm gerieth dabei ins Gedächtniß, er habe das dort gegenwärtig Aufgetauchte schon unter den Zuhörern in der Kirche wahrgenommen, indeß nur flüchtig mit den Augen darüber hinstreifend, ohne einen Gedanken dranzuknüpfen.

Ihm Bekanntes war's, nämlich das Gesicht des jungen Erbpächters von Buchenhorst, Christoff Wittkops, der ebenso, wie einmal vor bald zwei Monaten über die Pforte hereinsah und seine Augen mit gespanntem Interesse auf die wuchtige Erscheinung Meta Kienasts gerichtet hielt. Er war damals innerlich verdrossen von hier fortgegangen oder eigentlich weggeschickt worden und hatte von der ‚Villa' der hochfahrigen Frau Lieutenant gewissermaßen eine Tasche voll ärgerlicher Gedanken, denen sich auch ein hinterhältischer beigemischt, auf die Heimfahrt mitgenommen. Doch trotz der ausgesprochenen Treuherzigkeit in seinen Gesichtszügen verstanden sich diese gegenwärtig darauf, eine Mördergrube aus seiner Gesinnung zu machen, nichts in seiner Miene gab die Absicht kund, mit der er nochmals hierhergekommen, sondern er lüftete jetzt harmlos und höflich zum Gruße den Hut und sagte von außen her: „Guten Tag, Frau Lieutenant. Darf ich noch 'mal wieder zu Ihnen hereinkommen? Sie haben wohl mit dem jungen Herrn etwas Wichtiges zu besprechen, aber lange will ich Sie ja auch nicht aufhalten, bloß ganz kurz."

Nach dem Gebert entfahrenen Tone war er vom Anblick des durchaus unnöthigen Besuchers in nicht grade liebsamer Weise überrascht worden, und das nämliche kleine Wörtchen ‚Ach' entglitt als erstes auch dem Munde Bertrade Engemanns. Doch schloß sich bei ihr an diesen Ausruflaut nach flüchtigem Anhalten eine nicht wohl erläßliche Fortsetzung: „Ach — sind Sie's, Herr Wittkop? Wie kommen Sie um diese Zeit hierher zur Stadt?"

Natürlich war's nicht gradezu unhöflich geäußert, aber ein Willkommenheißen wäre jedenfalls das letzte gewesen, was sich hätte aus dem Klang der Worte heraushören lassen. Das bestätigte auch die Erwiderung des Befragten: „Ja, ich passe Ihnen wohl vermuthlich nicht, Frau Lieutenant — aber ich hörte gestern, daß heute Morgen was Besonderes in der Kirche los sein würde, und da wollte ich mir doch unsern künftigen König 'mal ansehen. Darum bin ich zur Stadt gefahren, Sie haben ihn doch gewiß auch angesehn? Denn das ist ja nichts Gewöhnliches."

„So, darum", versetzte die junge Wittwe. „Nein, ich interessire mich nicht für solche Dinge und habe auch nicht Zeit dazu."

Sie bewegte sich beim Sprechen mit einigen Schritten gegen die Pforte hinan, indeß sichtlich nicht zum Zweck, diese einladend zu öffnen, vielmehr merkbar mit dem Vorhaben, den draußen Stehenden jenseits derselben abzufertigen. Das entsprach jedoch nicht der Absicht, die ihn hierhergebracht, und von ihr angetrieben, machte er, ohne länger zuzuwarten, selbst die Thür auf und sagte hereintretend: „Von Ihrer kostbaren Zeit will ich Ihnen auch garnichts nehmen, Frau Lieutenant, die können Sie ja gewiß besser zubringen. Das ist wohl die Meta da?"

„Ja", antwortete Bertrade Engemann so einsilbig als denkbar, fügte diesmal nichts weiter hinzu, sondern trat, ohne sich mehr um den eigenmächtigen Oeffner der Pforte zu bekümmern, nach rückwärts an ein Blumenbeet zu der Genannten hin und ertheilte dieser die Anweisung: „Hier kannst Du das Loch graben." Doch

augenscheinlich in Zweifel, ob Meta Kienast richtig verstanden habe, welche genaue Stelle gemeint sei, nahm sie ihr einen Spaten aus der Hand, setzte den niedlichen Zwickelschuh ihres schmalen, schneeweiß bestrumpften rechten Fußes drauf, drückte das Eisen damit leicht in den Boden ein und wiederholte: „Hier!“ Nun konnte Meta sich über den gedeuteten Platz keiner Irrung mehr hingeben und führte unter kraftvoller Zusammenwirkung ihrer gleich riesenhaften unteren und oberen Elefantenextremitäten die Arbeit weiter. Dem sah Christoff Wittkop mit wahrnehmbarer Anerkennung zu und gab dieser auch laut Ausdruck: „Das ist ja wirklich eine tüchtige Person — aber man sollte es wahrhaftig kaum für möglich glauben, daß bei Menschen so ein Unterschied zwischen Händen und Füßen sein kann.“

Das letzte war ihm mehr nur als lautgedacht vom Mund gerathen, und Bertrade sagte: „Sie meinen, zwischen unnützen und solchen, die zu etwas taugen. Das können Sie gern gradzu aussprechen, Herr Wittkop; ich überschätze mich nicht und bin nicht blind, daß ich glaubte, meine könnten sich in der Tauglichkeit mit denen von Meta messen.“

„Nein, das können Sie wirklich nicht, nehmen Sie's nicht übel, Frau Lieutenant, dazu müßte Einer ja blind sein.“

Der Antwortgeber holte erst einmal Athem, ehe er Meta Kienast, die das Loch jetzt fertig gegraben, den Kopf zudrehend, fortfuhr: „Ich könnt' solches Mädchen grad' auf meinem Hof brauchen, wo die Erntearbeit bald in Gang kommt. Tüchtige Leute haben's bei mir gut und

mehr Lohn, als sie sonstwo kriegen; zu essen giebt's auch genug, das gehört dazu, wenn Einer ordentlich bei Kraft bleiben soll. Du gefällst mir ganz gut, Meta, ein Handgeld sollst Du auch bekommen und kannst gleich mit mir auf dem Wagen nach Buchenhorst mitfahren."

Das sprach die hinterlistige Absicht aus, von der in Wirklichkeit der junge Hofbesitzer heute zur Stadt und hierher gebracht worden. Wohl ohne Frage sagten die brauchbaren Hände und Füße Meta Kienasts ihm in der That zu, doch für ein etwas feiner geartetes Ohr klang unter dieser anwerbenden Abspänstigmachung des Mädchens, mehr fühlbar als hörbar, etwas andres hervor. Seine Vergeltung dafür war's, daß die Frau Lieutenant ihn damals wie einen dummen Jungen weggeschickt hatte, um mit dem ‚langen Bengel' allein zu bleiben. Und ein kleines bischen stand die Zufriedenheit darüber, daß ihm diese Sache gelungen, auch in seinem Gesicht zu lesen.

Merkwürdig aber fiel die Antwort Meta Kienasts aus. Sie erschien durchaus nicht verwundert über sein Ansinnen, sondern fast, als ob sie darauf vorbereitet gewesen sei und eine Erwiderung schon vorräthig gehalten habe. Ueberraschend war's auch, daß sie den fremden Herrn, den sie doch heute zum erstenmal sah, geläufig mit seinem Namen anzureden wußte, denn sie entgegnete gewissermaßen wie aus der Pistole geschossen: „Och nee Herr Wittkop — bitte, dat denken Se nich. Davör bin ick jo groten Dank schullig, wat Se vun mi meent — awers vun de Fru Leutnant much ick um nix weggahn. De is jo rein as an Engel, un beter kann ick dat jo nerms an keen anner Stell nich kriegen un much man jümmer min

Levdag blot bi ehr bliewen. Dat kunn ick gornich öwerstahn, vun de Fru Leutnant weg to sin un ehr nich mehr to sehn, wenn ick dat bi Se ok noch so god harr, Herr Wittkop."

Dieser sah ziemlich verblüfft über den völlig unerwarteten und keinerlei weitere Hoffnung zulassenden Abschlag Meta's drein, denn offenbar war er mit seiner Vergeltungsabsicht auf's gründlichste hereingefallen. Noch merkwürdiger als ihre Antwort erschien aber eigentlich das Verhalten Bertrade Engemanns. Zweifelsohne hatte sich in seinem mißglückten Versuch eine boshafte Heimtücke kundgegeben, doch die junge Witwe gab keinerlei Anzeichen davon, daß ihr dies zum Bewußtsein gekommen sei, weder durch einen Ausdruck innerlicher Empörung, noch durch einen leisesten spöttischen Zug des Triumphes über die verdiente Niederlage seines perfiden Unterfangens. Nicht das Geringste hatte sich an ihrer Miene verändert, sie sagte nur zu der ob ihrer ungewohnten rednerischen Leistung mit ebenso hochrothen als dicken Backen dastehenden Meta: „Das andere wollen wir heut' Nachmittag fertig machen, es ist spät, geh' hinein und decke den Tisch — Du bist gewiß sehr hungrig, liebster Gebert. Hast Du Dich über mich lächerlich machen wollen, daß ich ein Engel sei? Ach Gott, wenn so die Engel wären, da würde wohl niemand in den Himmel kommen wollen. Leg' ein Gedeck mehr auf, in der Stadt Hamburg ist heute jedenfalls kein Stuhl frei, und wir können Herrn Wittkop ja nicht verhungern lassen, er muß mit unsrer Hauskost vorlieb nehmen."

Unverkennbar ward die Verblüffung, in die Meta Kienast Christoff Wittkop versetzt hatte, noch erheblich von der übertroffen, welche diese entweder überaus großartige oder abgrundtief geringschätzige Aufnahme seines mißrathenen Streiches durch Bertrade Engemann auf ihn ausübte. Dazu gesellte sich ihm ein Gefühl von Beschämung, das ihn einigermaßen kopfverworren machte und nur etwas gestottert herausbringen ließ: „Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, Frau Lieutenant — nein, das kann ich doch nicht und habe mich so nicht aufgeführt — nein, Engel können Menschen ja nicht sein — ich glaube beinahe, sie wären sonst auch wohl ein bischen langweilig — mit Stadt Hamburg mag sich das freilich wohl heute so verhalten, da sind ja wirklich eine Unmasse Leute vom Land zu diesem Tag in der Stadt — aber ich bin auch noch garnicht hungrig und komme noch früh genug zum Essen zu mir nach Hause —"

Ihm war's entschieden unheimlich bei dem, was er selbst gethan, der niederdrückenden Entgegnung darauf und überhaupt bei der Lage, in die ihn sein unbedachtsamer Wiedereintritt in die Gartenpforte der Frau Lieutenant versetzt hatte. Aber so starke Anstrengungen er auch machte, sich aus ihr herauszulösen, ließ die Hülfslosigkeit seiner geistigen Verfassung doch kein anderes Ergebniß zu, als daß er um etwas später, ohne zu wissen, wie es so weiter geschehen sei, in der tadellos ordentlichen Eßstube mit an dem überaus sauber gedeckten Mittagstisch saß und an der ‚Hauskost' der Witwe Engemann theilnahm. Dabei hatte er im Anfang noch das beklemmende Gefühl, daß er sich ihr durch seine Ungeschicklichkeit

aufgedrängt und sie höchst widerwillig genöthigt habe, ihn zum Essen hier zu behalten; denn nach ihrem Vorhaben hatte sie ihn garnicht hereinlassen, sondern kurz draußen an der Thür abfertigen wollen. Aber da sie sich trotz allem Vorgefallenen nun einmal aus höflichem Anstand soweit überwunden, ihn an den Tisch einzuladen, so ließ ihr gebildetes Benehmen sie nicht auf halbem Wege stehn bleiben, unterzog sich vielmehr sogar der Mühe einer artigen Wirthin, ihm möglichst über sein schlechtes Gewissen und seine üble Lage wegzuhelfen. Dadurch empfand er sich allmählich etwas erleichtert und auch wieder klarer im Kopf, so daß er auch Worte fand und einmal sagte: „Das ist 'mal vortrefflich alles gekocht, essen Sie immer so gut, Frau Lieutenant? Ich glaube, von der Meta könnte es so nicht herrühren, danach sehen ihre Hände doch nicht recht aus.“ Es zeugte von etwas Wiedergewinnung an Muth in ihm, daß er sich getraute, den Namen Meta in den Mund zu nehmen; dazu lächelte die Hörerin leicht und entgegnete: „Nein, dafür wären ihre Hände wohl nicht geeignet, wenigstens möchte ich solche Probe nicht mit ihnen anstellen.“ Sie streckte ihre kleine, hübsch gepflegte Hand nach einer auf dem Tisch stehenden Weinflasche, die in gewisser Weise ein Seitenstück zu der heute im Pastoratsgebäude entkorkten Champagnerflasche bildete, denn wie diese dort, war jene hier etwas zum erstenmal von den Zimmerwänden Gesehenes. Daraus schenkte Bertrade in das geleerte Glas ihres Gastes mit der Bemerkung ein: „Sie sind freilich wohl an Besseres gewöhnt, Herr Wittkop.“ Er hatte das erste Glas ganz ohne Achtgabe getrunken, doch antwor-

tete, wie er jetzt das zweite an die Lippen gesetzt: „Nein, was Besseres kann man ja kaum haben, das ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Rothwein, wie nur der beste in Stadt Hamburg.“ Und er erwies sich damit unbewußt als ein erfahrener Kenner, da die junge Wittwe, als sie am Morgen zum Behuf einer Erkundigung nach der Stadt Hamburg hinüber gegangen war, die Flasche von dort aus dem besten Vorrath des Kellers mitgenommen hatte.

Ungemein sorglich, beinah zärtlich beflissen, zeigte sie sich für Gebert Norweg, wählte von den Speisen das beste aus, um es selbst ihm auf den Teller zu legen, und richtete häufig Fragen an ihn, die von ihrer liebevollen Bedachtnahme auf sein Wohlbefinden Zeugniß abgaben. Doch fand Bertrade Engemann dabei auch Zeit, sich ihrer einmal übernommenen Wirthinpflicht gegen ihren unliebsamen Gast zu erinnern, suchte passende Gegenstände zu seiner Unterhaltung heranzuziehn und erachtete am Schluß der Mahlzeit als solchen für einen Landmann eine sich ergebende Anknüpfung an die Verschiedenheit der auf dem Felde gebauten Kornarten besonders geeignet. Dabei legte sie eine so genaue Kenntniß von Roggen, Gerste, Hafer, Waizen, sogar Buchwaizen und sämmtlichen Hülsenfrüchten an den Tag, daß der junge Erbpächter sie mit halboffnem Munde eine Weile sprachlos-verwundert ansah, bis er hervorbrachte: „So was hätte ich mir garnicht denken können, wovon wissen Sie denn das so gut, Frau Lieutenant?“ Sie antwortete: „So wenig, meinen Sie; eine Frau weiß ja eigentlich von nichts recht Bescheid, ich habe mich nur von kleinauf dafür interessirt —“

Doch beim letzten Wort zuckte sie leicht mit der rechten Schulter, ein unterdrückter Schmerzlaut kam ihr über die Lippen und zugleich führte ihre Hand eine unwillkürliche Bewegung nach der Gegend des Schlüsselbeins aus. Einen Augenblick später stand sie vom Sitz auf und sagte: „Ich weiß nicht — es thut recht weh — ich glaube, es muß mir im Garten ein Dorn ins Kleid an den Hals heruntergefallen sein. Bist Du so gut, lieber Gebert, mir zu helfen und ihn herauszuziehn? Ich werde nicht dahinsehn können."

Sie ging rasch in ihr Schlafzimmer, wohin der Aufgeforderte nachfolgte; in seinen Augen stand lebhaft der Wunsch ausgedrückt, ihr die erbetene Beihülfe zu leisten. Doch hinter der geschlossenen Thür fühlte Bertrade nochmals mit der Hand an die Stelle und sagte überrascht: „Jetzt ist er fort — wahrscheinlich beim Aufstehn weiter herunter geglitten — da thut's nicht nöthig." Sich näher an das Ohr ihres Hausgenossen biegend, flüsterte sie weiter: „Wie dumm, daß der langweilige Mensch uns um unsern gemüthlichen Mittag gebracht hat, auf den ich mich gefreut hatte. Aber ich konnte nicht anders, sondern mußte ihn ja einladen, dazubleiben; daß er's annehmen würde, dachte ich freilich nicht."

So kehrten die beiden rasch in die Eßstube zurück, wo Christoff Wittkop mit einem rothen Kopf und sichtlich einer gegen vorher veränderten Miene saß. Er wollte etwas sagen, griff indeß erst einmal nach seinem Glas, trank es aus und brachte dann hervor: „Das ist ja schnell gegangen — aber es ist ja gut, daß Sie jemanden so zum Helfen im Haus haben —"

Dabei stand er auf, und die junge Witwe fragte mit einem Ton von Verwunderung: „Wollen Sie schon fort, Herr Wittkop? Warum so auf einmal? Ist's Ihnen nicht gut?"

„Ja, das ist wohl besser — nein, mir ist es ganz gut. Ich bedanke mich schuldigst für die gute Bewirthung, Frau Lieutenant — daran hatte ich ja gewiß garnicht gedacht. Auch nicht an das wegen der Meta, das war nicht richtig von mir und kam mir nur so unbedachtsam heraus; ich bin bloß hergekommen, weil ich den künftigen König doch 'mal ansehn wollte. Aber —"

Der Sprecher stockte ein bischen ungewiß, eh' er fortfuhr: „Aber das kann mir natürlich nicht angenehm sein, daß ich zweimal, ohne daß ich's gewollt habe, bei Ihnen im Haus zu Gast gewesen bin, Frau Lieutenant — und ich möcht' mich natürlich dafür gerne, wie man sagt, revanschiren, daß ich Ihnen 'mal ein Mittagessen auf Buchenhorst vorsetzen könnte. Sonst ist es ja ein unangenehmes Gefühl für mich, so bei Ihnen in der Schuld zu sein."

Dazu schüttelte indeß die Eingeladene leicht den Kopf und versetzte: „Das ist gewiß sehr freundlich von Ihnen, Herr Wittkop, und ich danke Ihnen bestens für Ihre gute Meinung, aber ich gehe nie irgendwohin von Hause fort und könnt's auch garnicht, weil ich meinen Freund niemals für seine Mittagsmahlzeit den Händen von Meta überlassen würde." Bei der Namensnennung des tüchtigen Mädchens lächelte Bertrade Engemann ein wenig und fügte ihrer ersten Erwiderung als zweite nach: „Ich begreife ja vollständig, daß Sie den Wunsch haben

müssen, ein ordentliches und fleißiges weibliches Wesen zu Ihnen auf Ihren Hof zu bekommen; das ist in unserer Zeit etwas ziemlich Seltenes, nach dem man zugreifen muß, wenn es Einem auf den Weg geräth, und ich habe ganz natürlich und vernünftig gefunden, daß Sie einen Versuch anstellten, es für sich in Beschlag zu nehmen. Dabei brauchten Sie ja auf mich durchaus keine Rücksicht zu nehmen, denn wir sind uns doch eigentlich ganz fremde Leute, die sich nur zufällig ein- oder zweimal kurz getroffen haben und uns weiter garnichts angehen; jeder ist sich selbst der nächste, und ich würde mir auch kein Gewissen daraus gemacht haben, bei Ihnen auf meinen Vortheil aus zu sein, wenn es irgend welchen gäbe, den ich von Ihnen haben könnte und möchte. Aber es giebt Menschen, die anhänglich an mich sind und sich nicht durch die besten Versprechungen verleiten lassen, von mir weg nach Buchenhorst zu gehen, so wenig wie ich durch die Aussicht auf ein gutes Mittagessen; das hat Meta Ihnen gezeigt und Sie müssen sich eben drein schicken, Herr Wittkop, nicht den Eindruck bei ihr gemacht zu haben, den Sie erwartet hatten; auch ein Frauenzimmer weiß zuweilen recht genau, was es will und nicht will. Aber glauben Sie nicht etwa, Herr Wittkop, daß ich Ihnen den Versuch, mir Meta abspänstig zu machen, übelgenommen habe; ich bin bei allem immer für Offenherzigkeit, und wenn ein Geschäft Sie wieder zur Stadt bringt, lassen Sie sich nicht durch eine unnöthige Besorgniß, ich könnte eine schlechte Meinung von Ihnen bekommen haben, abhalten, wieder bei uns einzusehen. Es wird mich nur freuen."

Das war eigentlich kein Abschiedswort, sondern hatte eher etwas von einer Predigt, die sich sogar vielleicht mit der am Morgen von Pastor Cordemann auf der Kanzel gehaltenen an zweckdienlicher Redegewandtheit zu messen vermochte. Denn sie diente nach ihrer sprachlichen Abfassung durchweg zu einer Entschuldigung dessen, was der Zuhörer hier im Garten verüben gewollt, enthielt indeß in der Auswahl einer ganzen Anzahl von Worten, die sich scheinbar nicht auf ihn, sondern auf die Sprecherin bezogen, ziemlich stark anzügliche, ihren Sinn im Grunde gegen ihn umdrehende Hinweisungen. Dies ihm aufgegangene Verständniß drehte sich zugleich dem jungen Hofbesitzer sehr widerwärtig im Kopf herum, und er wußte durch nichts anderes zu entgegnen, als eine allerdings etwas steife, doch zum erstenmal in seinem Leben so von ihm ausgeführte Abschiedsverbeugung, welche Bertrade Engemann mit einem gleichfalls stummen, aber vollendeten Damenknixs beantwortete. Dann ging Christoff Wittkop wieder draußen auf dem Feldweg, indeß nicht weniger mißvergnügt, als beim vorigen Mal, vielmehr noch erheblich verdrossener. Er war diesmal nicht von der Frau Lieutenant weggeschickt, im Gegentheil eingeladen, ihm die Erlaubniß gegeben worden, wiederum bei ihr einzusehen. Doch die Art dieser Verstattung hatte im Grunde auch grade das Gegentheil besagt und zwar mit der höchst rückhaltlosen Offenherzigkeit, welche die Frau Lieutenant bei keiner Sache zu verläugnen für nöthig hielt. Ihn ärgerte sein verunglückter Anschlag auf die Meta ausnehmend, doch fast mehr noch, daß er seinen Verdruß über den langen Menschen, welcher seiner Hausgenossin

den Dorn aus der Schulter gezogen, nicht wortlos verschlucken gekonnt hatte. Und vor sich hinmurmelnd: „Es wird mich nur freuen“, wanderte er höchst mißmuthig durch die sonntagnachmittagstille Lange Twiete der Stadt Hamburg zu.

Den unliebsam verbrachten Mittag, auf den Bertrade Engemann sich zu voreilig und vergeblich gefreut hatte, ersetzte aber in vollem Maße der Abend durch das ungestörte Zusammensein der beiden Hausgefährten. Die junge Frau war sehr fröhlich gestimmt und lachte manchmal, ohne daß ein recht begreiflicher Anlaß dazu vorlag; die Neugierde der vielen heut' zur Besichtigung des künftigen Königs vom Lande in die Stadt gekommen Leute schien sie außerordentlich zu belustigen, da sie selbst nicht den geringsten Antrieb dazu besessen und ihren Fuß deshalb nicht aus dem Garten hinausgesetzt hatte. Sie meinte, von solchem Ansehen habe man nichts weiter, als Vergeudung von Zeit, die sich viel nützlicher anwenden lasse. Durch diese Richtungnahme des Gesprächs machte sich's, daß Gebert von seinem gestrigen Zusammentreffen am Nußkrug mit dem Grafen von Wagrien erzählte und im Weitergang zum erstenmal von seinem Widerwillen gegen Gerda Ratlow sprach, der sich noch nie, selbst nicht bei der Begegnung im Hohenkamper Park, so heftig in ihm geregt habe, wie an diesem Morgen in der Kirche. Dafür besaß die Hörerin volle Antheilnahme und Verständniß, denn sie erwiderte kopfnickend: „Sie hat's vermuthlich drauf abgesehn, sich bei dem Kronprinzen in Gunst zu setzen, um irgend einen Vortheil dadurch zu gewinnen. Es ist traurig zu sagen, aber es giebt weibliche Geschöpfe, die

sich für solchen Zweck unglaublich verstellen können, so daß jemand, der nichts von ihrer Verschlagenheit kennt, glauben muß, sie gingen grad' auf das Gegentheil von dem aus, was sie im Schild führen. Doch das ist nur kluge Berechnung, um zu ihrem Ziel zu kommen; mitunter freilich darf man's ihnen nicht verargen, weil sie nichts Schlechtes im Sinn tragen, sondern Gutes stiften wollen, das auf andre Weise nicht möglich ist. Aber nach dem, was Du gesagt hast, scheint mir die Baronesse Ratlow mit anderem umzugehen, und vor derartigen Geschöpfen kann ein junger Mann sich nicht genug in Acht nehmen. Da ist's am besten für ihn, sie zu verabscheuen und ihnen deutlich seine Verachtung zu zeigen."

Das war ernsthaft gesprochen, und auch bei der Fortsetzung des abendlichen Gesprächs ward Bertrade nicht mehr von ihrer vorherigen Lachlust überkommen. Gebert fiel's erst jetzt plötzlich ein, daß er sich heute nicht nach dem Herkommen im Hause des Herrn Pastors eingestellt habe, und er knüpfte eine Mittheilung der Gedanken und Empfindungen daran, die sich ihm im Feld in Bezug auf sein theologisches Studium aufgedrängt hatten. Dem hörte seine Freundin achtsam zu und antwortete dann: „Das mußt Du thun oder lassen, dünkt mich, wie Du es in Dir fühlst, darein kann sich kein andrer mit seinem Rath mischen. Nur meine ich, ein Beruf, bei dem man nicht mit dem Herzen ist, den soll man sich nicht wählen, sonst wählt man sich nicht Gutes aus, sondern Uebles. Was mich angeht, so habe ich von der Natur keine Gedanken an ein Jenseits, bei dem ich mir nicht recht etwas vorstellen kann, mitbekommen, sondern allein den Trieb,

hier auf der Erde so glücklich zu sein und werden und andre zu machen, als es möglich ist. Das scheint mir auch der Zweck des Menschenlebens zu sein, und wenn man nichts wirklich Schlechtes darin gethan hat, mag danach kommen, was will, das kann man dann abwarten."

Mit den Anschauungen Pastor Cordemanns stimmte diese Aeußerung freilich nicht ganz überein, doch jedenfalls war sie wiederum durchaus ernsthaft gesprochen und gab zu erkennen, daß Bertrade Engemann etwas mehr in sich trage, als im gewöhnlichen Tagesverlauf aus ihr zum Vorschein gerieth. Und noch deutlicher trat dies um einiges später zu Tage, wie Gebert Norweg einmal plötzlich die Frage vom Munde kam: „Ist jemand denn darum zu verspotten und zu verachten, weil seine Mutter nicht verheirathet gewesen ist?"

Das verstand die Befragte zunächst nicht, er mußte erst die Erklärung nachfügen, daß er sich selbst damit meine, der Herr Justizrath habe ihm einmal geäußert, die Leute sagten es so. Nun schüttelte sie den Kopf und versetzte: „Nein, da bist Du nur zu bedauern, daß Du keinen Vater gehabt hast; Du selbst kannst ja nichts dafür."

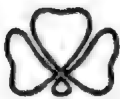
„Kann das denn sein, daß ich gar keinen Vater gehabt habe?" fragte er.

„Nein, das kann's wohl nicht, glaube ich, aber wie es damit gewesen, weiß ich Dir nicht zu erklären."

Bertrade Engemann stand rasch auf, trat zu ihm hin und setzte mit einer hörbar bewegten Stimme hinzu: „Du bist ein liebes Kind — ich will Deine Mutter sein." Dabei bog sie sich vor, küßte ihn auf die Stirn und sagte

dann: „Ich glaube, der Herr Justizrath ist ein sehr weiser Mann und gut für uns beide bedacht gewesen, daß er uns hier im Hause zusammengebracht hat, denn wir waren beide gleich für einander nöthig. Du bist schon ganz anders geworden, als wie Du kamst, und ich bin ihm auch dankbar, wenn er freilich wohl an mich nicht dabei gedacht hat. Nun wollen wir aber zu Bett gehen, Gebert. Schlafe recht gut!"

Unzweifelhaft hatte das letzte Sprechen und Thun Bertrade Engemanns von wirklichem innerlichem Gemüth gezeugt, doch ein bischen unbedachtsam und unvorsichtig war besonders das letztere immerhin gewesen. Denn sie hätte sich eigentlich sagen müssen, daß auch ein mütterlicher Kuß von einer so jungen Witwe für einen jungen Mann, der bei ihr im Hause schon ganz anders geworden, kein recht heilsam verwendetes Gedankenbeschwichtigungs- und Schlafmittel enthalte.



V.

Kronprinz Frederik, der zukünftige König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein, dehnte seinen Besuch auf Hohenkamp noch für zwei Tage weiter aus; das Zusammensein mit seiner Jugendkameradin nach fast zwanzig Jahren befriedigte offenbar die von ihm mit diesem Wiedersehen verknüpften Erwartungen, und beim Abschiednehmen sprach er die Hoffnung aus, daß seine Wirthe ihm im nächsten Jahre Gelegenheit geben würden, ihnen in Kopenhagen die gastliche Aufnahme vergelten zu können. Er war zu Schiff von dorther gekommen und fuhr auch ebenso über die See zurück, ohne das holsteinische Land weiter zu berühren; für Einsichtige konnte nicht wohl ein Zweifel darüber bestehen, daß die alte Beziehung zwischen ihm und Frau von Ratlow nicht den eigentlichen Grund seiner Hierherkunft gebildet habe, sondern nur einen Vorwand, im Auftrag seines Vaters sich über die Stimmung in Holstein persönlich zu unterrichten. Um ein Jahr zuvor hatte König Christian der Achte einen ‚Offenen Brief' erlassen, in welchem er deutlich sein Vorhaben kundgethan, sowohl eignem Trachten, als dem Andrängen einer mächtig angewachsenen däni-

schen Partei Folge zu leisten und mittelst eines Verfassungsbruches die deutschen Herzogthümer dahin zu vergewaltigen, daß er sie unter die Oberherrschaft Dänemarks bringe und mit diesem zu einem Gesammtstaat vereinige. Wie im letzteren sollte beim voraussichtlichen Erlöschen der Dynastie auch in Schleswig-Holstein die weibliche Abkunft des dänischen Königshauses für erbberechtigt erklärt, dadurch die Fortdauer seiner botmäßigen Zugehörigkeit zum Inselreich gesichert werden. Das lief den von jeher beschworenen Landesrechten der Herzogthümer zuwider, in denen die Erbfolge des Mannesstammes galt und der Thron beim Aussterben der männlichen Abkommen rechtmäßig dem Herzog von Augustenburg zufiel. Aus dieser schon seit geraumer Zeit vorbereiteten, mählich weiter fortgeschrittenen Bedrohung entstammte ‚die Aufregung der Advocaten und Professoren' in der holsteinischen Ständekammer zu Itzehoe, die mit energischen, nach Kopenhagen gerichteten Protesten das Landesrecht wahrte; doch auch die übrige Bevölkerung war während des letzten Jahresverlaufs mehr und mehr zu einem Verständniß des ihr drohenden Rechtsbruches mit herangereift. Nicht lange nach dem Erscheinen des ‚Offenen Briefes' hatte der König Schleswig und Holstein bereist, war indeß allerorten, besonders aber in der Stadt Plön, auf deren Schlosse er seinen Geburtstag begehen wollte, mit so schweigend-eisiger Kälte empfangen worden, daß er sich veranlaßt gefühlt, in einem Nachtragsbrief die vom ersten ausgesprochenen Absichten wenigstens scheinbar zu verläugnen. Doch war das allgemeine Mißtrauen zu stark aufgeweckt, um sich

durch diese Abschwächung täuschen und beruhigen zu lassen; die einem Wetterausbruch voraufgehende dumpfe Schwüle blieb unvermindert über den Gemüthern gelagert.

Unter solchen Umständen maßen begreiflicherweise die politisch Verständnißfähigen der Anwesenheit des ‚Grafen von Wagrien‘ — dieses Incognitos hatte er sich schon früher auf Reisen bedient — im Hohenkamper Schloß weiterreichenden Zweck als den eines Privatbesuches bei; von seinem Jugendverhältniß zur Comtesse Dagmar Gyldencron besaßen außerdem nur wenige nähere Kenntniß. Auch ihn selbst kannte man in den Herzogthümern eigentlich kaum, wußte nur, daß seine Erziehung arg vernachlässigt und sein Wesen von wenig ‚königlicher‘ Art sei. Dann und wann herüberkommenden Erzählungen zufolge, suchte er, allem höfischen und gesellschaftlichen Formenzwang im Innersten widerstrebend, mit Vorliebe seinen Umgang in unteren, selbst niedrigsten Volksschichten, mit deren Auserwählten er oft, beständig die dampfende Pfeife zwischen den Zähnen haltend, selbst in gemeinen Hafenschänken beim Grog- und Schnapsglase saß, Karten spielte, derbe Späße vom Mund fliegen ließ und sich an rohen Witzen belustigte. Als Naturmitgift trug er eine gewisse Gutmüthigkeit in sich, die keinem Thiere Leid anthat, doch verband damit vollste Zügellosigkeit in ihm aufgeweckter Gelüste und Begierden; seine zweimalige Scheidung war nur unter dem Vorwand erfolgt, daß beide Ehen kinderlos zu bleiben gedroht, in Wirklichkeit hatten die jungen fürstlichen Frauen sich nach kurzem geweigert, ein weiteres

Zusammenleben mit ihm zu führen. Er war seines Lebenswandels halber eine Zeitlang nach Island verbannt, danach bis zum Tode seines ersten Schwiegervaters, Königs Friedrich des Sechsten, in der jütischen Festung Friedericia fast in Gefangenschaft gehalten worden; seine politischen Meinungen und Neigungen lagen völlig im Dunkel, da er keinerlei Einfluß übte, und zweifellos, so lange sein Vater regierte, in dieser Hinsicht ohne jede Bedeutung blieb. Zu Tage trat nur, daß er ein eingefleischter Däne, allem Deutschthum abgeneigt sei, doch gleicherweise auch allem Vorrang des Adels und der geistlichen Prälatenschaft; den ersten ‚Offenen Brief' des Königs hatte er mitunterzeichnet, ob aus eigner Beipflichtung oder dazu genöthigt, ließ sich nicht entscheiden. Um seines demokratischen Behabens willen aber neigte man in Schleswig-Holstein vielfach dem Glauben oder der Hoffnung zu, daß er einmal nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten, sondern mit der Thronbesteigung des ‚Kong Frederik den Syvende' die Herzogthümer von der Gefahr ihnen drohender Vergewaltigung erlöst sein würden; allerdings wiesen Tieferblickende darauf hin, die dänische Partei, die den Verfassungsbruch ins Werk zu setzen trachte, wurzele hauptsächlich in der breiten Kopenhagener Volksmasse, aus welcher der zukünftige König seinen vertrauten Umgang wähle, und bei seiner politischen Unfähigkeit und Gleichgültigkeit von diesem leicht zum unbewußten Werkzeug des Vorhabens jener Umsturzpartei gemacht werden könne. So schieden sich die Erwartungen bezüglich der späteren Stellungnahme des Kronprinzen zu der alle Gemüther beschäftigenden

Frage auseinander; trotz der ihm anhaftenden bedenklichen Eigenschaften und seinem würdelosen Benehmen hatte aber die Anwesenheit des Thronerben auf Hohenkamp bei der ‚Ritterschaft' im östlichen Holstein die althergebrachte Zauberwirkung geübt, daß der gesammte Adel gewetteifert, in seine Nähe zu gelangen und dem von der Gnade Gottes gesetzten künftigen Herzog von Schleswig-Holstein seine unterthänige Ehrfurcht zu bezeugen. Fraglos war die Mehrzahl der herbeigekommenen großen Gutsbesitzer deutsch gesinnt und keineswegs gewillt, das Landesrecht der Herzogthümer, mit dem sich ihre Privilegien untrennbar verknüpften, vernichten zu lassen; allein vorderhand hatte doch der eingeborene Trieb der Aristokratie, sich in dem Glanzlicht der vom Königshofe ausstrahlenden Sonne zu baden, überwogen, und ein Theil der ihm dargebrachten Huldigung war folgerichtig auch den Wirthen des hocherlauchten Hohenkamper Gastes zugewandt worden. Die, oder wenigstens Frau von Ratlow und ihre Tochter trugen dänisches Abkunftsblut in sich, doch Ulrich Ratlow konnte ebenfalls bei seinem innersten Einvernehmen mit ihnen wohl halb wie der gleichen Nationalität zugehörig angesehen werden; so fiel's leicht begreiflich, daß der Graf von Wagrien sich Hohenkamp zum Aufenthaltsort gewählt, von seinem Besuch dort sehr befriedigt gewesen, und die Annahme war gerechtfertigt, es könne einmal von der freiherrlichen Familie in wichtigen politischen Angelegenheiten ein bestimmender Einfluß ausgeübt werden. Darum hatte man wohlbedacht nicht nur den Eltern, auch der jungen Baronesse Gerda außergewöhnlich beflissenen Respect erwiesen, wie sie sol-

chen bisher noch niemals erfahren; es war nach einer großen Abendgesellschaft auf Hohenkamp, zu der aller Adel der Umgegend Einladung erhalten, unter vier Augen, raunend und flüsternd, mancherlei mit halbverständlichen Hindeutungen ausgetauscht worden. Nun indeß lag das Schloß am Strand wieder in seiner vorherigen Stille da, der Gutsherr gab sich den Anordnungen für die bevorstehende Ernte hin, während Dagmar Ratlow sich eifrig einer bisher von ihr versäumten besseren Ausbildung ihrer Tochter in Bezug auf die dänische Sprache unterzog. Selbstverständlich hatte Gerda von dieser aus früher Kinderzeit her manches erlernt, jedoch ohne dadurch zu einer wirklichen Sprachfähigkeit vorzuschreiten, deren Erlangung ihrer Mutter jetzt durchaus wünschenswerth erschien. Trotz dem täglichen Unterricht indeß machte sich bei der Schülerin kein Erfolg bemerkbar, vielleicht weil Frau Dagmar eine methodische Lehrbefähigung abging, jedenfalls aber trug auch auf Seiten Gerdas irgend ein Mangel daran Mitschuld. Entweder besaß sie auffallender Weise keine erbliche Begabung für das Dänische oder nicht den erforderlichen Lerneifer; es konnte den Eindruck regen, sie leiste dem mütterlichen Gebot mit einem inneren Widerstreben Gehorsam und suche sich der ‚Conversationsstunde‘ möglichst dadurch zu entziehen, daß sie um die dafür angesetzte Zeit nicht im Hause anwesend sei. Auch gegen die Berufung aus dem Park sicherte sie sich durch ein Hinausschreiten über seine Grenzen, begab sich öfter mit früher ungewohntem Thun der Strandeinsamkeit entlang und verbrachte dort gleichsam im Versteck einer Seetangbrüstung geraume Zeitlang, bis sie an-

nehmen konnte, daß ihre Mutter durch andre Beschäftigung von dem Gedanken an die dänische Lehrstunde abgebracht worden.

Auch das Städtchen lag der gewohnten Ruhe zurückgegeben, bei seinen nicht dem Adel angehörigen Bewohnern war die sonntagvormittägig kurze Erscheinung des Kronprinzen ohne Hinterlassung einer nachhaltigen Wirkung vorübergegangen, gab höchstens ein paar Tage lang in den Honoratiorenhäusern zu flüchtigem Gerede Anlaß, um danach bald der Vergessenheit anheimzufallen. Nur um ein halbes Dutzend von Wochen später ward die Erinnerung daran noch einmal aufgeweckt, als das Kieler Wochenblatt unter seinem absonderlichen Gemisch von Nachrichten aus sämmtlichen Welttheilen auch die amtliche Verkündigung brachte, daß Seine Majestät der König dem Pastor an der Michaeliskirche, Warmund Cordemann, für die langjährige segensreiche Thätigkeit in seinem Wirkungskreise allergnädigst den Danebrogs-Orden dritter Klasse verliehen habe. Diese Zeitungsmittheilung bewahrheitete der Genannte nach dem Gottesdienst des nächsten Sonntags auch selbst, indem er bei der weiblichen Chocolade-Versammlung im Pastoratsgebäude das goldene, weiß emaillirte, von rothen Rändern umzogene Ritterkreuz auf der linken Brustseite seines Summars befestigt trug. Es erhielt die Erinnerung fort an ein wundersames, dem dänischen Heere im Beginn des 13. Jahrhunderts während einer Schlacht in höchster Bedrängniß vom Himmel herab zugefallenes, zum Siege führendes rothes, weißdurchkreuztes Banner und erwies sich durch diesen transscendentalen Ur-

sprung als besonders zur Ehrung eines verdienstvollen Geistlichen berufen; eine goldene Krone und der Namenszug des gegenwärtigen Königs Christian schmückte die Vorderseite, während von der Rückseite, die Inschrift ‚Gud og Kongen‘ — Gott und der König — hersah. Eine allgemeine Beglückwünschung des Empfängers von Seiten der adligen Damen fand statt unter öfterem Hinweis, daß seine ergreifende und wundervolle Predigt bei der Anwesenheit des Grafen von Wagrien ihm diese Auszeichnung mit so hohem Recht, wie kaum einem Anderen, eingetragen habe, doch unter bescheidenem Lächeln lehnte er jedes Verdienst von sich ab, da er nichts weiteres gethan, als der treuen Berufspflicht-Erfüllung seiner geliebten Gemeinde gegenüber obgelegen, wie er dies, so lange sein irdischer Wandel noch andaure, unter dem gnadenvollen Beistand des Höchsten jederzeit weiter vollbringen zu können hoffe. Die Zuhörerinnen indeß ließen sich durch seine langbekannte, allzugeringe und demüthige Selbsteinschätzung in dem wohlberechtigten Stolz auf ihren verehrten Seelsorger nicht beirren, und wenn auch manche Aeußerung sich durch das Geklirr der Tassen und das Herumreichen der Kringelkörbchen dem allseitigen Verständniß entzog, verblieb doch so viel dem Gehör Pastor Cordemanns vernehmbar Werdendes, daß er oftmals in die Nothlage versetzt ward, sich vor einer, seiner Dekorirung geltenden Conversation mit einer liebenswürdig abwehrenden, halbdrolligen Handbewegung das Ohr zu verschließen. Die ritterschaftlichen Herren hatten ihre Damen nicht wieder in die pfarrhäuslichen Empfangsräume begleitet, sondern

sich nach althergebrachter Weise in die ‚Stadt Hamburg‘ begeben, um dort beim vortrefflichen Bordeauxwein ein Stündchen lang ihre Meinungen über Tagesläufte und gemeinsame Interessen auszutauschen. So gingen sie des Anblicks der kreuzgeschmückten Brust Pastor Cordemanns verlustig und fanden demgemäß zu keinen Aeußerungen über sie Anlaß. Ihre vollste beipflichtende Anerkennung seiner damaligen Kanzelrede hatten sie bereits früher ausgesprochen, ebenso auch ihre ungetheilte Bewunderung, wie musterhaft sie durch Kürze, sichere Wortwahl und treffende Bezugnahmen der Gegenwart des Kronprinzen angepaßt gewesen sei, und es fiel heute nur einmal eine kurze, von der Zeitungsnachricht verursachte Bemerkung, daß eigentlich eine Veränderung des Danebrog-Ordens stattgefunden habe, insofern dieser seit seiner Gründung bis zum Anfang des Jahrhunderts lediglich ein Vorrecht der Abkommen altadliger Geschlechter gebildet, nach einer Bestimmung Königs Friedrich des Sechsten nunmehr aber auch an sogenannt verdienstliche Leute bürgerlichen Standes verliehen werde. Es sei deshalb wohl zu besorgen, daß Krethi und Plethi zu ihm gelange und er damit seine frühere hohe Werthbedeutung vollständig einbüße.

Begreiflich und entschuldbar aber war's wohl, daß während dieser Zeit dem dankbar-bewegten Prediger Gebert Norwegs Unterlassung seiner bis dahin regelmäßigen sonntäglichen Einstellung im Pfarrhause nicht zum Bewußtwerden kam und zu keiner Nachfrage nach dem Ausbleibenden veranlaßte. In diesem hatte sich die ihm allmählich aufgedämmerte Erkenntniß, er sei für das

theologische Studium und den Beruf eines Pastors nicht innerlich veranlagt, zu einer Entscheidung und festem Entschluß ausgebildet; was er statt dessen ergreifen könne und wolle, wußte er sich nicht zu sagen, doch eine Nöthigung dazu lag auch noch nicht vor, und er setzte einstweilen seinen täglichen Schulgang zu Matthias Harms regelmäßig wie bisher fort. Nur dem Herrn Justizrath machte er von der Umwandlung seiner Zukunftsabsicht, etwas ungewiß zögernden Mundes, Mittheilung, doch erhielt darauf, wie zu erwarten stand, nur die Antwort: „So? Darüber mußt Du ja bestimmen, wie's Dir am vortheilhaftesten vorkommt." Mit etwas anderen Worten hieß es: das ist mir durchaus gleichgültig und geht mich nichts an, oder vielmehr, Du gehst mich nichts weiter an, als bezüglich der Wahrnehmung meiner Verpflichtungen, die ich für Deine äußeren Lebensumstände übernommen habe. Ankältend Frostiges wie immer kam aus der kurzen Entgegnung, und Gebert verließ so bald als möglich die Studirstube des Arztes wieder, suchte auch bei diesem, wie bei Pastor Cordemann, sich der hergebrachten wöchentlichen Vorkehr zu entziehen. Einen Mitbeweggrund dafür machte aus, daß er einer Erkundigung des Herrn Justizraths, ob ihn die Unterkunft bei der Frau Lieutenant weiter zufriedenstelle, ausweichen wollte, da ein Gefühl ihm die Befürchtung einflößte, er werde bei solcher Frage ein rothes Gesicht bekommen. Doch auch im übrigen zog ihn nichts anderes mehr in die Wohnung des Arztes, als die Benutzung der Erlaubniß, sich dort aus der Bibliothek naturgeschichtliche und historische Bücher zu holen, und

er richtete es so ein, daß er dies möglichst während einer Abwesenheit desselben zur Ausführung bringen konnte. Allerdings gerieth er dadurch fast unvermeidlich zur Begegnung mit Stine Berens und in ein Kreuzfeuer ihr vom Mund flatternder Fragen über die Witwe Engemann, was die morgens, mittags und abends im Hause anhabe, welche Reden sie führe und mit was für Augen sie ihm Gutnacht sage, und er konnte dabei nicht in Zweifel bleiben, daß seine Besorgniß dem Herrn Justizrath gegenüber nur zu wohlbegründet sei. Denn Stine schloß ihr Examen stets mit der Constatirung ab: „Jung, Du warrst jo as en Puter in'n Kopp — na, dat mutt jo god in'n Tog sin, un weer bi su'n Personnasch jo ok nich anners to denken. Dat kann jo vellich sin, dat Lüd doch in'n seligen Himmel kamt, de ehr Levdag nich inne Kark to sehn west sind, awers wenn de Herr Stizrath davör nich in Ewigkeit up'n Füerrost brennen mutt, so mutt he dat ganz seker vör de Sünn un Schann, mit de he Di in dat Hus rinbrocht hett."

Das letzte, wie überhaupt das meiste aus Stines Mund, gehörte zwar zu dem für Gebert Unverständlichen, doch daß er roth im Gesicht geworden sei, empfand er und wußte auch, weshalb. Für ihn gab es außerhalb seines neuen Heimathauses auf der Welt nichts mehr von irgend einem Werth und einer Bedeutung; dort lebte er zusammen mit jemandem, der oder die ihn lieb hatte und die er ebenso wieder lieb hatte. Mit dem Wort hatte er wenigstens mehrere Monate lang sein Gefühl belegt gehabt, aber dies seit den letzten Wochen als ein andersgeartetes erkannt, das auch eine andere Bezeichnung und

Benennung verlangte. Die war ihm mit der richtigen Erkenntniß jenes Gefühls aus den Schiller'schen Gedichten aufgegangen: Er liebte Bertrade, nicht wie eine Schwester oder Freundin, sondern wie eine — dafür fehlte ihm freilich das Wort, doch den Inhalt und Sinn desselben fand er gleichfalls in den Gedichten — wie ‚Laura' oder ‚Minna' oder ‚Emma', wie Max Piccolomini Thekla geliebt hatte. Wo er ging und saß, was immer er that und betrieb, war sie neben ihm, sah er sie vor sich, sprach in menschenleerem Feld und Wald laut zu ihr; beim wirklichen Zusammensein mit ihr dagegen war er wortarm geworden, saß oft schweigsam vor sich hinsehend, in der Scheu, durch irgend eine Kundgebung des Mundes oder Blickes das in seiner Brust Getragene zu offenbaren. Dies machte sein höchstes und einziges Glückesbesitzthum aus, das er aber verborgen halten mußte, denn mit Worten aussprechen ließ sich's nicht, und andrerseits konnte er zu keiner Sicherheit darüber gelangen, ob Bertrade ihn ebenfalls in gleicher Weise liebe oder nur wie in den ersten Monaten, seitdem er zu ihr gekommen, lieb habe. Manchmal glaubte er, aus ihrem Wesen das eine und dann wieder das andere heraus zu empfinden; in seinem Innern fand Tag um Tag und Woche um Woche ein stetiger Wechsel von Hoffnung und Bangniß statt, von Beseligung und Enttäuschung. So barg er vom Morgen bis zum Abend ein verschwiegenes Auf- und Abwogen in sich, doch vollzog sich dies ohne schmerzlichen Widerstreit; vielmehr fühlte er den Uebergang von der Abschwächung seines Hoffens zum Neuerwachen als das Schönste, was einem

Menschen im Leben zu theil werden könne, und nach dem abendlichen zu Bettgehen verfiel er unter freudiger Erwartung und Vorstellung des nächsten Tages bald in einen ruhig-köstlichen Schlaf. Was Bertrade ihm ihrerseits wieder entgegenbringe, ließ sich in der That aus ihrem Verhalten nicht erkennbar entnehmen. Als Angehörige des weiblichen Geschlechts und als junge Witwe gab sie sich muthmaßlich über den Anlaß seiner Wesensveränderung in ihrer Gegenwart keiner Täuschung hin, sondern erkannte, daß eine erste Liebe in ihm aufgekeimt sei und sich anwachsend seiner bemächtige. Ohne einen Eindruck konnte dies sie jedenfalls nicht belassen; er war in gewisser Weise ihr Werk, das des Zusammenlebens mit ihr, im Frühling als ein vollständig Anderer ins Haus gekommen, wie er jetzt im allmählichen Abschwinden des Sommers vor Augen stand. Ueberraschend schnell hatte sich aus dem langaufgeschossenen, doch haltlos, wie äußerlich und innerlich verkümmert zurückgebliebenen jungen Menschen die regelrechte Art eines zum Beginn selbständigen Lebens heranreifenden jungen Mannes entwickelt, und zwar eines unverkennbar von der Natur vor Anderen mit leiblichen und geistigen Vorzügen bedachten. Das wäre fraglos in der dumpfen Hinterstube der Mutter Schlerbaum nicht geschehen, sondern die helle ‚Villa‘, die heitere Jugend und die körperliche wie sonstige Frauenmitgift Bertrade Engemanns hatten diese nicht mehr zu erwartende wunderähnliche Wandlung geschaffen. Sie war vollberechtigt, selbst sich dies Verdienst zuzumessen, sich zu bezeugen, daß der Aufenthalt in ihrem Hause überaus fördernd auf ihn eingewirkt habe und daß sie sein

kräftiges Aufgediehensein aus der hülflosen Verkrüppelung wenigstens zum größten Theil als ihr Werk ansehen dürfe. Dazu hatte unbedingt eine liebevolle Fürsorge nicht allein für sein leibliches Wohlbefinden, mehr noch für seine Gemüthsverlassenheit gehört; allerdings war sie dabei vielleicht ein bischen unbedachtsam verfahren, da ihrer immerhin doch schon etwas reiferen Lebenskenntniß die Vorstellung hätte aufdämmern können, es sei nicht gradezu undenkbar, daß sich aus solcher häuslicher Gemeinsamkeit im Herzen eines so jungen Mannes ein über Freundschaft hinausgehendes Gefühl zu entwickeln vermöge. Doch sie hatte sich wahrscheinlich um ihres Witwenstandes willen für eine derartige Möglichkeit als zu alt eingeschätzt und besaß wohl auch nicht genugsam Kenntniß von der Anziehungskraft, die ihre anmuthige Persönlichkeit auf männliche Augen und Empfindungen ausüben mußte. So war denn das eingetreten, was Stine Berens, wenn auch mit andersartigen Befürchtungen, von vornherein als unvermeidlich vorausgesehen hatte, und Bertrade Engemann konnte sich nicht wohl mehr einer Täuschung darüber hingeben, sie sei der Gegenstand einer Liebe ihres jungen Hausgenossen. In welcher Art sich ihr eignes Gefühl dazu verhalte, trat, wie gesagt, nicht klar erkennbar zu Tage; sicherlich war Gebert Norweg so, wie er sich verändert hatte und weiter fortzuschreiten versprach, nicht ungeeignet, ein weibliches Herz zu gewinnen, noch besonders, da sich's um etwas handelte, dem ein solches nicht ganz leicht Widerstand entgegenzusetzen vermag, um eine erste, schwärmerische Jünglingsliebe. Jedenfalls konnte nicht von Bertrade verlangt

werden, daß sie sich durch ihre Erkenntniß zu einem unfreundlich abweisenden Benehmen gegen ihn bestimmen lassen solle; sie that vielmehr das, was entschieden auch am klügsten war, als ob sie nichts von seinem veränderten Wesen bemerke, verblieb harmlos in gleicher Weise bei dem ihrigen und enthielt sich vielleicht nur ein wenig mehr als früher der Anlaßgabe zu körperlichen Annäherungen. Doch vermied sie natürlich auch, dies in auffälliger Art zu thun, wich deshalb einer vom Zufall oder dem täglichen Brauch herbeigeführten vertraulichen Begegnung ihrer Hand mit der seinigen nicht aus und hielt diese beim abendlichen Abschiednehmen wie vordem mit freundlichem Druck gefaßt. Ein Mädchen ihres Alters oder ihrer Jugendlichkeit wäre wohl schwerer fähig gewesen, das von solcher eigenthümlichen Lage Erforderte auch wirklich immer entsprechend zur Ausführung zu bringen, allein Bertrade Engemann genoß die vortheilhafte Unterstützung, eine junge Witwe zu sein, und wußte durch diese Beihülfe in ihrem Behaben stets genau das richtige Maß innezuhalten.

So ward's eine schöne Spätsommerzeit für Gebert, wohl manchmal von etwas zagendem, doch zumeist von glücklichem Herzklopfen erfüllt, das ihn keineswegs hinderte, sich auch mit Gedanken zu beschäftigen und sie allmählich in seinem Kopf weiterreifen zu lassen. Das Studium der Theologie hatte er zwar mit sicherem Entschluß aufgegeben, doch sich statt dessen bisher kein anderes vorgesetzt; jetzt erkannte er, ernstlich darüber rathschlagen zu müssen, und entschied sich mehr und mehr zur Wahl der Naturwissenschaft für seinen künftigen Beruf. Frei-

lich verband er keine recht deutliche Einsicht damit, ihm schwebte nur ungewiß vor, daß der Weg dahin wohl durch das Studium der Medicin führe; Matthias Harms konnte er darüber nicht befragen, der einzige für solche Auskunfterholung war für ihn der Herr Justizrath, so nutzte er eine Gelegenheit, bei diesem Aufhellung zu erlangen. Die ließ der Befragte ihm auch nach gewohnter Weise zu theil werden, vollkommen gleichgültig in Bezug auf seine geäußerte Absicht selbst, doch kurz sachlich die nothwendigen Bedingungen für sie erläuternd. Selbstverständlich seien die Geldmittel Geberts nicht ausreichend, um ihm von vornherein die Wahl eines naturwissenschaftlichen Faches zu ermöglichen, das jedenfalls erst in späterem Alter Aussicht auf eine Anstellung biete. Wenn sein Trachten nach einem solchen stehe, eröffne ihm allerdings nur die Medicin einen Zugang dazu; als Arzt könne er sich verhältnißmäßig früh in die Lage versetzen, seinen Unterhalt zu erwerben und bei etwaiger Begabung und Ausdauer vielleicht die Zeit erübrigen, ein ihn besonders anziehendes Fachstudium zu betreiben. Aus Wichart Libertus' Erklärung klang im übrigen wie immer, ob dieser Erfolg so wirklich erreicht werde, gehe seine Verpflichtungen nichts an, und der junge Fragsteller begab sich baldmöglichst aus der frostigen Luft der Studirstube des Arztes in seine kleine warme Heimathwelt zurück.

Eine neue Richtschnur zur Gestaltung seiner Zukunft brachte er zwar nicht mit, denn das vom Herrn Justizrath Vernommene hatte er sich so ungefähr schon selbst gesagt, nur eine Bestätigung dafür empfangen. Etwas aber war doch, als bisher von ihm nicht bedacht oder nicht


TAYLOR INST · OXFORD

gewußt, sich fest einhakend in seine Vorstellung gedrungen, daß die Arzneiwissenschaft ihm am raschesten zum eignen Erwerb seines Lebensunterhaltes verhelfen werde, und von seiner Erwägung stand damit sofort die Wahl der Medicin als Beruf sicher beschlossen. Denn zugleich kam ihm klar zum Bewußtwerden, der treibende Grund zu seiner Rathерholung sei eben das Verlangen gewesen, so bald als möglich durch ausreichende Einkünfte auf eignen Füßen zu stehn. Er veranschlagte, bei eifrigem Studium könne er dahin durch ärztliche Praxis in fünf bis sechs Jahren gelangen; dann war er in den Stand gesetzt, sein höchstes und einziges Lebensziel zu erreichen, Bertrade zu heirathen. Daraus erwuchs ihm ein ganz neuer Antrieb und Drang; eigentlich völlig interesselos hatte er den letzten Sommer hindurch dem Schulunterricht beigewohnt, keinen Zweck mehr im noch weiteren Erlernen des Lateinischen und Griechischen sehen können. Doch jetzt erkannte er, diese Vorbildung für seinen neuerwählten Beruf sei zugleich die Stufenleiter zu seinem Herzensglück, und er wandte sich dem höheren Emporklimmen auf ihr mit einem so achtsamen und fleißigen Bemühen zu, daß Matthias Harms fast täglich wieder in Erstaunen über den aufgeweckten Geist und die Fortschritte des bisher schlaffläſſigen und unbegabt erschienenen Schülers gerieth. Auch das hätte Bertrade Engemann sich mit Recht als ihr Verdienst anrechnen dürfen, erfuhr indeß davon nichts weiter, als daß ihr junger Hausgenosse mehr an Zeit als früher über seinen Aufgaben und Büchern verbrachte und kaum anders als beim Mittagstisch und abends mit ihr zusammensaß. Sie wunderte sich wohl

über diese zweite Veränderung an ihm, und auf ihr Fragen hielt er nicht mit der Mittheilung zurück, daß er den Entschluß gefaßt habe, statt der Theologie Medicin zu studiren und deshalb darauf bedacht sein müsse, sich genügend dafür vorzubereiten. Aber welchen Hauptzweck er dabei im Auge halte und daß die Triebkraft dazu von ihr ausgehe, gab er nicht zu erkennen, trug sein Ziel und Glückgefühl nur heimlich einem Talisman gleich in der Brust.

Durch weite Stoppelfelder und gelb werdende Blätter kündigte sich nun das mähliche Herannahen des Herbstes an, und um Gebert dehnten sich leere Koppeln und begann in den Holzungen das Laub zu rascheln, wenn er ständig am Nachmittag einen längeren Ausgang ins Freie hinaus machte. Nicht mehr nach der ärztlichen Vorschrift des Herrn Justizraths that er's, vielmehr aus eignem Bedürfniß, hauptsächlich um eine Zeitlang ganz allein mit seinen Gedanken und seinem Herzschlag zu sein. Dann sprach er in der Einsamkeit zuweilen laut vor sich in die Luft und zwar Schiller'sche Gedichte, von denen er bei jugendlich vortrefflichem Gedächtniß vom öfteren Lesen eine beträchtliche Anzahl auswendig wußte; manche deklamirte er so um ihres Bezugs willen, den sie zu dem Gefühl in seinem Innern besaßen, doch häufig auch solche der philosophischen Art, besonders die ‚Ideale', aus einem anderen Trieb. Mit ihrem Gedankeninhalt verband er kaum ein weiteres Verständniß, als daß ihn eine dunkle Empfindung von Schönheit aus ihnen anrührte, aber der Tonfall und Wohllaut der Verse übten bei ihrer lauten Wiedergabe eine wie berauschende Wirkung auf ihn aus.

Um den Heimkehrenden begann jetzt meistens schon das Zwielicht einzufallen, und die Abende waren länger geworden; dann arbeitete er noch eifrig in seiner Giebelstube bei dem kleinen Lämpchen und begab sich erst, wenn er zum Essen gerufen ward, hinunter, um ein paar Stunden lang den Lohn für seine Tages-Beschäftigung, ‚die nie ermattete‘, einzuernten; diesen Ausspruch der ‚Ideale‘ wußte er sich aus seinem eignen Thun zu deuten. Zu öfteren Malen versuchte er wieder, seiner Hausgenossin Schiller'sche Gedichte vorzulesen, vermochte jedoch für die philosophischen gleicherweise wie im Anfang, als er das Buch erhalten, auch jetzt kein Interesse bei ihr zu wecken; sie hörte nur stumm zu, ohne daß ihr nach dem Schluß eine Aeußerung darüber vom Munde kam. Dagegen wenn er sich ab und zu ein Herz faßte, ihr aus dem Gedächtniß die Gedichte an ‚Laura‘, ‚Minna‘ oder ‚Emma‘ vorzutragen, spielte ihr ein leichtes und reizvolles Lächeln um die Lippen, sie gab dazu ihrer Verwunderung Ausdruck, wie es möglich sei, so lange Gedichte richtig herzusagen, und fragte wohl mit einem schalkhaften Aufblick, ob er im stande sei, sich von den Genannten ein Bild vorzustellen. Entschieden aber befolgte Bertrade einen gefaßten Vorsatz, ihm durch keine achtlose Vertraulichkeit ein Zeichen ihrer Erkenntniß und Erwiderung seiner Liebe zu geben, das ihn ohne Wissen und Willen zu offenem Aussprechen derselben hätte fortreißen können. Allein mehr beim Auseinandergehen am Abend nahm sie kurz seine Hand mit den stets gleichen Trennungsworten: „Schlafe gut und träume Schönes!“ Das war ein vielfach bräuchlicher, nichts Ungewöhnliches sagender Gut-

nachtwunsch, doch durch seinen Ton drang er jedesmal Gebert beglückend ins Innerste und entschädigte ihn voll für ein etwa von ihr vorher beobachtetes kühleres Verhalten. Die Nacht erfüllte ihm den Wunsch, er schlief köstlich und erwachte mit der überschleierten Erinnerung an liebliche Traumbilder; so gingen die Tage und Wochen gleichmäßig hin, ihn zum Eifer an seinen Arbeiten spornend und beim Ruhen auf Wellen stiller Beseligung wiegend.

Draußen setzten nun die Aequinoctialstürme ein und erweckten in ihm eines Nachmittags, als der Wind sich aus Westen mehr gegen Norden gedreht, den Antrieb, einen Weg nach dem Strand einzuschlagen, um das hohe, schon von weitem vernehmbare Anrauschen der See zu betrachten. So kam er am Nußkrug vorüber, wo die heftige Luftbewegung Blätter und Früchte von den Zweigen abriß, daß die ersteren ringsum wie flatternde Vögel umherschwebten, und die Nüsse zu Hunderten, auf dem Boden aus der äußeren Schale springend, niederknatterten; Timm Ladegast und eine Magd waren emsig mit dem Einsammeln der für die neue Schnapsbereitung wichtigen, reichhaltigen Ernte in große Körbe beschäftigt. Der Anblick rief Gebert die Erinnerung an den eigenthümlichen dänischen Herrn, welcher der Kronprinz und zukünftige König gewesen, wach und durch Gedankenverknüpfung damit zugleich auch die an Gerda Ratlow; beider hatte er seit Monaten nicht mehr gedacht, die seinen Kopf und sein Herz einzig mit Bertrade erfüllt gehalten. Doch wie er jetzt weiterging, kam ihm das Bild von der Kirchenempore zurück, und er mußte während des letzten

Zeitverlaufs an Begriffsfähigkeit zugenommen haben, denn er fand plötzlich ein Verständniß in sich, das ihm damals noch nicht gekommen. Von Ebenbürtigkeit und ihrem Erforderlichsein für die Eheschließung eines souveränen Fürsten besaß er keine Kenntniß, so stand kein Hinderniß seiner augenblicklichen Aufhellung entgegen, die junge Baronesse lege es darauf an, die Gemahlin des Thronfolgers und künftige Königin von Dänemark zu werden. Diese gleiche Hoffnung und Bestrebung hatte nach einer dem Herrn Justizrath vom Mund gekommenen Aeußerung einstmals schon ihre Mutter in sich getragen, und nun wiederholte die Tochter jenes zu keinem Erfolg gelangte Haschen nach dem Königsthron. Ein Blendwerk äußerlicher Schönheit mochte sie ja dazu besitzen; völlig klar ward dem Nachdenkenden dies Trachten von ihr, stimmte ganz mit ihrem aristokratischen Hochmuth, ihrem inneren Wesen überein. Sie war seinem Gefühl zum gleichgültigsten Gegenstand geworden oder vielmehr vollkommen aus seinem Gedächtniß abgesunken, aber bei dieser Aufklärung über ihre Absicht bemächtigte sich seiner auf's neue der tiefste Widerwillen gegen sie. Er wußte, hatte seitdem erfahren, was Liebe sei, und nicht denkbar war's, daß ihr Herz solche für den Grafen von Wagrien, auch abgesehen von seinem Alter, in sich trage. Sie mußte ein im vollsten Sinne des Wortes erbärmliches Geschöpf sein, das darauf ausging, sich für den Glanz und Rang einer Krone zu verkaufen, und nicht einmal des Hasses, sondern nur der tiefsten Verachtung eines Menschenherzens würdig war, in dem die Liebe als das höchste, einzig wirkliche Lebensgut und -ziel ihren Thronsitz eingenommen.

Selbstverständlich betrat Gebert beim Weitergang nicht den Hohenkamper Park, sondern hielt sich seitwärts an diesem vorbei, suchte einen Fußsteig, der ihn ziemlich weit westlich entfernt an den Strand brachte. Hier traf ihm, als er aus dem Schutz eines Buschgeländes an's offene Ufer hingerieth, der Sturm mit voller Gewalt ins Gesicht, zunächst fast Auge und Ohr betäubend. Er hörte nur das hohle Brausen der See, sah ungewiß das weiße Geflacker hochanrollender, sich überschlagender, mit tausend Kieseln rasselnder Wellen, fühlte das Ansprühen ihm feucht entgegengepeitschten Gischtes. In solchem Aufruhr hatte er das Wasser noch niemals gewahrt, doch rasch wurden seine Sinne damit vertraut, empfanden es als etwas Köstliches, Wundersames, das ihm Leib und Seele wie mit einem Rauschgefühl umwob. Und willenlos trieb's ihn, mit seiner Brust und Stimme dawider aufzuwetten, daß er dem Luft- und Wogengetöse laut eine Strophe aus dem ‚Taucher' entgegenwarf.

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären."

Vom Munde war's ihm geflogen, die nachfolgenden Strophen wußte er nicht auswendig, doch der Drang in ihm war noch nicht gestillt und so fügte er eine vom Schluß des Gedichtes, die sein Gedächtniß bewahrt, hinterdrein:

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben."

Etwas närrisch hätte es vielleicht einem Zuhörer geklungen und sich ebenso auch angesehen, wie der junge Sprecher bei den letzten Versen seine Arme weit gegen die See ausbreitete, als stehe er selbst im Begriff, sich in das Schaumgewühl hineinzustürzen. Doch in der Strandeinsamkeit war niemand zugegen, und ihn hatte zum erstenmal ein rechtes Verständniß der Schiller'schen Dichtung angefaßt, so daß er in der über ihn gerathenen Rauschempfindung seiner neuen Gewöhnung lauten vor sich hinaus Declamirens nachgegeben. Dabei blitzte es auch ihm selbst aus den Augen, wie wenn er wirklich der Taucher sei.

Aber, wie er jetzt gegen einen heftigen Gischtschwall den Kopf zur Seite abwendete, hatte er doch unbemerkt einen Zuhörer gehabt, oder vielmehr eine Zuhörerin, die sich unweit entfernt hinter einer hoch zusammengeschwemmten Seetangbrüstung aus offenbar niedriger Sitzstellung aufgehoben und verwundert ihre Augen nach ihm gerichtet hielt. Er sah die schlank aufrechte weibliche Gestalt dastehen, ohne gleich ihre Erscheinung deutlich aufzufassen. Die starken Windstöße ließen ihre Kleider flattern und streuten halb verschleiernd gelöste feine Haarfäden über ihr Gesicht. So blickten zunächst seine Augen sie überrascht an, wie die ihrigen ihn; erst die goldartige Hellfarbigkeit ihres Haares brachte ihn darauf, es müsse die Baronesse Gerda von Ratlow sein. Trotzdem indeß blieb er noch in Zweifel, im Ausdruck ihrer Züge kam ihm etwas gegen früher verändert vor und die Farbe des Gesichtes blasser als sonst. Doch wie sie jetzt mechanisch sich mit der Hand das verwehte Haar von den Augen fortstrich, erkannte er klar, sie sei's.

Seitdem sie sich nachmittags dem dänischen Sprachunterricht bei ihrer Mutter einigemal durch ihre Nichtauffindbarkeit im Schloß und Park entzogen, hatte Gerda Ratlow sich daran gewöhnt, fast alltäglich um diese Zeit, am Strand entlang wandernd, bis hierher zu gehen und mehrere Stunden auf dem Tangsitz zuzubringen. Bei günstiger Witterung saß sie der See zugekehrt und über diese bis zum Herannahen des Dämmerlichtes hinausblickend; die junge Freiin bekundete darin eine neuartige Liebhaberei der Zeitverbringung, eigentlich in vollem Gegensatz zu ihren früheren Neigungen stehend. Auch das Eintreten der herbstlichen Stürme hatte sie von der Fortsetzung dieses Thuns nicht abgebracht, nur Windschutz an der Rückseite der Brüstung suchen lassen, und so war sie auch heute für einen unachtsamen Blick nicht wahrnehmbar gewesen. Nun aber sah und erkannte Gebert Norweg die Aufgestandene, und ihn überkamen gleichzeitig zwei ineinander fließende Vorstellungen. Er habe sich durch sein emphatisch lautes Declamiren gegen Wind und Wellen lächerlich vor ihr gemacht, und sie stehe im Begriff, dies ihm ihrem Wesen gemäß kundzugeben. Zwar waren keine Lakaien anwesend, und sie hätte ihn von dem nicht ihrem Vater zugehörigen Strandboden auch nicht gewaltsam fortjagen lassen können, doch zweifellos traf ihm im nächsten Augenblick ein hochfahrend höhnisches Lachen ihres Mundes ins Gesicht. Eine Weidengerte, sie dafür zu züchtigen, gab es hier am Sandufer nicht, auch hatte sie bewiesen, ihr Spottgelüst kenne keine Furcht, und außerdem war durch sein Zusammenleben mit Bertrade ein verfeinertes Gefühl in ihm zur Herrschaft ge-

langt. Ein Mann durfte einem weiblichen Wesen gegenüber seine überlegene Körperkraft nicht anwenden, auch eine Todfeindin nicht schlagen. Das war unter allen Umständen roh und nur die unreife Bedachtlosigkeit eines Knaben konnte sich dazu fortreißen lassen.

Sich hurtig verknüpfend, durchschoß es so seinen Kopf, zugleich aber auch mit dem Gefühl und Bewußtwerden, er müsse rasch ihrem Hohn zuvorkommen. Und aus dieser Erkenntniß flog ihm laut der Zuruf vom Mund: „Sehen Sie hier nach Dänemark hinüber, ob der königliche Freiersmann wiederkommt?“ Danach drehte er sich kurz um und ging mit großausholenden Schritten auf dem Fußsteig, der ihn hergebracht, zurück.

Eigentlich ganz ohne Denken war ihm etwas über die Zunge gerathen, das in seinem bisherigen Wortschatz nicht vorhanden gewesen; das Wort ‚Freiersmann‘ mußte aus einem Schiller'schen Gedicht in ihm haften geblieben sein und so unbewußt seiner Absicht zu Gebot gestanden haben. Doch empfand er es nachträglich als richtig angewandt und mit noch größerer Befriedigung die Ausführung des von ihm Gewollten. Ohne mannesunwürdige Handgreiflichkeit hatte er Gerda Ratlow mit treffenden Worten seine tiefe Verachtung ihres erbärmlichen Trachtens zum Ausdruck gebracht; als das wieder erreichte Buschgelände ihn verdeckte, drehte er einmal zurückblickend den Kopf um. Sie stand noch ohne Regung an der nämlichen Stelle, ob ihr Gesicht ihm nachgewandt sei, ließ sich aus der Entfernung gegen den Wind nicht mehr unterscheiden. Aber jedenfalls hatte er sie durch die Kundgabe seines Wissens, weshalb sie sich allein

drüben am Strand aufhalte, richtig getroffen, verdutzt und unfähig gemacht, ihr hochmüthiges Lachgelüst an ihm auszulassen. Allerdings mochte das laute Sprechen von Versen vor keinem Ohr in der Einsamkeit wohl ein bischen Befremdliches haben, für einen ungeahnten Zuhörer vielleicht sogar etwas unwillkürlich zum Lachen Reizendes darin liegen, doch Gerda Ratlows Trieb dazu entsprang aus Gehässigkeit eines hohlen, niedrigen Gemüths, und ihr war vollstes Recht durch die Geistesgegenwart seines Zurufs widerfahren. Der kurze Vorgang hatte Gebert doch in eine innerste Erregung versetzt, die noch nach einem Ausströmen drängte; trotzdem es nicht mit nüchterner Vernunft in Einklang stand, konnte er sich nicht enthalten, seine Brust nochmals durch lautes Reden zu dehnen, sprach jetzt eine Strophe der ‚Ideale‘ in den Wind hinaus:

„Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!“

Ja, er war ein Glücklicher, ging dem Glück entgegen, und Berauschendes überkam aus dem Klang den Sprecher der Verse. Auch ein Glück war's gewesen, daß der Herr Justizrath auf den Einfall gerathen, ihm die für ihn selbst werthlosen Gedichte Schillers zu überlassen; er fühlte klar, eine der Quellen seines inneren Auflebens sei aus ihnen entflossen und der kleine Band mit dem unverständlichen Schriftwort ‚Elsa‘ auf der ersten Seite

enthalte in Wahrheit dasjenige, wie er's in der im Gastzimmer des Arztes verbrachten Nacht geträumt, daß eine dunkelgekleidete Gestalt in die Stube hereingetreten und mit einer weißen Elfenhand das Buch als einen Schatz an das Kopfende seines Bettes hingelegt habe.

Wie er den Nußkrug wieder erreichte, hatte der Sturm noch so an Macht zugenommen, daß er nicht nur einen Hagel knatternder Nüsse, sondern von einem der hohen Bäume einen loskrachenden dicken Ast mit zu Boden schleuderte und zwar nur wenige Schritte vor Geberts Füßen, wäre er bereits um ein paar Secunden auf der Straße weiter gewesen, so hätte die schwerwuchtig niederschlagende Masse ihn getroffen und fraglos zerschmettert hingeworfen. Doch rührte diese Vorstellung ihn nur einen Augenblick und ohne jede Schreckeinflößung an; so hatte sein Leben nicht enden können, denn es lag noch, kaum erst wirklich begonnen, vor ihm, und als eine wunderthätige, allmächtige Fee hielt die Liebe ihre Schutzhand über seiner Zukunft. Ohne Anhalt das quer über den Weg gethürmte Zweiggewirr seitwärts umbiegend, schritt er eilfertig weiter; doch hatte der Zwischenfall seine Gedanken von der Begegnung am Strande abgelenkt, vielmehr die Erinnerung daran vollständig weggelöscht, und alles Trachten in ihm ging allein darauf hinaus, so schnell als möglich zu Bertrade nach Haus zu gelangen. Es begann schon leise zu dämmern, wie er an sein Ziel hinankam; dann spannten seine Augen sich einmal verwundert an, denn etwas Ungewöhnliches sah ihm entgegen. Auf dem schmalen Stadtrandwege vor dem Zu-

gang zur ‚Villa' stand ein kleiner Einspännerwagen, und daneben stehend hielt Meta Kienast ein Pferd am Zügel.

Auf den ersten Hinblick hatte er gemeint, es sei eine sonderbare Augentäuschung, doch stellte es sich keineswegs als eine solche heraus, denn die nett aussehende Chaise war vor kaum erst zehn Minuten an die Gartenpforte hingerollt, Christoff Wittkop von ihr abgestiegen und mit einem herabgenommenen ziemlich schweren Korbe in jene hineingetreten. Bertrade Engemann befand sich bei der milden Luft trotz dem heftigen Wind noch im Freien, um einige von ihrem Birnbaum heruntergeschüttelte Früchte aufzulesen, hatte zur Festhaltung ihres Haares ein rothseidenes Tuch über den Kopf geschlungen, das sich, den Schläfen entlang ihr Gesicht einrahmend, unter dem Kinn verknüpfte, und sah, von einem schnaubenden Ton des Pferdes aufmerksam gemacht, verwundert um, fast zugleich indeß auch schon den jungen Erbpächter auf sich zukommen. Er machte ein Gesicht, dem man ansah, daß ihm nicht recht auf der Zunge liege, was er sagen wollte, brachte dann jedoch hervor: „Sind Sie auch dabei, Birnen zu sammeln, Frau Lieutenant — die sind ja in diesem Sommer recht gut reif geworden. Ich bin heute wegen einer nothwendigen Sache zur Stadt gefahren, und wie ich wegfuhr, fiel mir ein — Meta kann ja wohl bloß einen Augenblick das Pferd halten — nein, wegen ihrer bin ich gewiß nicht hergekommen, das werden Sie mir auch nicht zutrauen, Frau Lieutenant."

Das tüchtige Mädchen beschäftigte seine neidenswerthen Hände mit bei der Obstsuche und begab sich, in Fuhrwerksangelegenheiten erfahren, sofort von selbst an

den Wagen hinaus, während die junge Witwe ein paar Augenblicke erwiderungslos dastand. Sie war sichtlich von der Ankunft des Besuches vollständig überrascht, schlug ein paarmal mechanisch mit ihren hübschgepflegten Händen einige an ihrem Rock hängen gebliebene halbdürre Blätter ab und gab dadurch dem Ankömmling Zeit, seinen ersten Begrüßungsworten noch nachzufügen: „So ein Tuch um den Kopf macht sich 'mal gut und das ist wirklich 'mal ein nettes Hauskleid, was Sie da anhaben, und steht Ihnen eigentlich noch besser, als das schwarzseidene Sonntagskleid, worin ich Sie das letztemal traf."

Nun aber hatte Bertrade Engemann sich von der Wirklichkeit seines vor ihr Stehens überzeugt, und auch ihr kam vom Mund: „Ja — ich dachte an ganz anderes und mußte mich erst ein bischen besinnen — aber jetzt, natürlich, Sie sind's ja, Herr Wittkop; das konnte ich freilich am wenigsten erwarten. Entschuldigen Sie das Kopftuch und mein altes Hauskleid, das ist allerdings nicht für Besucher eingerichtet und mag wohl danach sein, Spottlust wachzurufen. Doch in meinen Verhältnissen setzt eine bedachtsame Frau ihre besseren Anzüge bei solcher Gartenarbeit nicht dem Schadenleiden aus, und ich trage meine Kleider ja für mich, nicht für die Augen von Anderen, die bei derartigem Wetter nicht hierherzukommen pflegen. Sie haben zwar trotzdem wegen einer nothwendigen Sache, sagten Sie, zur Stadt fahren müssen — aber —"

Die Sprecherin hatte das letzte Wort hinzugesetzt, ohne einen offenbar damit begonnenen, ihr im Sinn liegen-

den Nachsatz dran zu schließen. Doch bedurfte es dieser Fortführung auch nicht, denn der Tonausdruck des ‚aber‘ gab deutlich genug zu verstehen, was sie aus Höflichkeitsrücksicht für sich behielt. Sie sei außerstande, zu begreifen, in welchem Zusammenhang die heutige unerläßliche Fahrnöthigung Christoff Wittkops mit seinem Vorkehren bei ihr stehe.

Beim ersten Athemzug fand er auch dafür nicht gleich die richtigen Erläuterungsworte, dann indeß kamen sie ihm, und er versetzte auf das von ihr nicht Ausgesprochene: „Die Sache ist nämlich so, Frau Lieutenant — nein, ein Spott war das mit dem Hauskleid wahrhaftig nicht von mir, da thun Sie mir weiß Gott Unrecht. Aber es konnte mir doch natürlich nicht angenehm sein, daß ich zweimal, ohne daß ich's gewollt hatte, bei Ihnen im Haus zu Gast gewesen war, und es mußte mir natürlich was dran liegen, mich gern einmal dafür, wie man sagt, zu revanschiren. Aber zu einem Mittagessen bei mir nach Buchenhorst wollten Sie ja nicht kommen, weil Sie wegen dem mit der Meta bös auf mich waren; das konnte ich Ihnen ja auch nicht verdenken, denn ich weiß selbst nicht, wie ich damals so dazu gekommen bin, thun hätte ich's ja nicht müssen. Weil Sie aber zuletzt sagten, einsehen dürfte ich darum doch 'mal wieder bei Ihnen — was Sie von ‚freuen‘ dazu sagten, war freilich nicht so gemeint — so fiel mir beim Wegfahren heute ein, daß die Birnen bei mir in diesem Sommer so gut reif geworden sind, wie ich's noch kaum je erinnere, und da dacht' ich, könnte ich Ihnen einen Korb damit vorreichen, denn gute Birnen ißt ja eigentlich jeder gerne.“

Er machte dazu den Deckel seines mitgebrachten Korbes auf, der sich mit einem ausgesuchten goldgelben Inhalt vollgefüllt zeigte, und die junge Witwe sagte draufblickend: „Das ist ja sehr artig von Ihnen, Herr Wittkop; die sind allerdings viel schöner als meine Birnen hier, und ich bin in der That eine Freundin von gutem Obst —“

Das veranlaßte ihn, einzufallen: „Daß ich Sie auch beim Birnensammeln treffen würde, konnte ich mir ja freilich nicht vorstellen. Das Obst gedeiht überhaupt in dem Jahr ganz vortrefflich, auch die Aepfel werden sehr gut — da ist es denn wohl besser, weil es mit den Birnen nicht recht gepaßt hat, daß ich Ihnen 'mal einen Korb Gravensteiner Aepfel vorbringe, wenn die erst reif geworden sind, denn revanschiren möchte ich mich doch gerne, das muß ja jeder begreifen. Es giebt so viel Aepfel dies Jahr, ich weiß noch garnicht, wo ich vernünftig damit bleiben soll, und habe mir schon halb gedacht, es wäre eigentlich garnicht unklug, sie öftermals in die Stadt herzubringen und zu sehen, ob sie sich hier verkaufen lassen, denn das Schicken bis nach Kiel würde sich doch wohl nicht eintragen. Ich möchte hier nur jemand wissen, der sich für den Absatz in den guten Häusern durch Empfehlung vielleicht ein bischen mit umthäte — natürlich denke ich nicht daran, daß er sich die Mühe umsonst machen sollte — aber ich bin wenig bekannt in der Stadt und weiß niemand dafür. Das ist ja wirklich ein arger Wind heute, ich glaube, er könnte Sie beinahe in die Luft aufheben, Frau Lieutenant, denn Sie sehen danach aus, als ob Sie nicht schwer von Ge-

wicht sein könnten — bei der Meta sollte er das wohl bleiben lassen, so gut wie bei einem Sack mit Mehl."

Das letztere bezog sich auf ein paar grade heftig hereinfahrende Luftstöße, von denen das je nach der Anschauung besonders nettstehende oder nicht für die Augen eines Besuchers eingerichtete Hauskleid Bertrade Engemanns zum Theil so fest um ihren Körper gepreßt wurde, daß die hübschen Formen desselben ausnehmend deutlich zu Tage traten, während anderntheils der Wind es auch so gewaltsam von ihr abzuwirbeln suchte, daß sie sich aus Schicklichkeitsrücksicht zu eiligem Festhalten ihres Rockes mit beiden Händen genöthigt sah. Daraus ergab sich in Verbindung mit dem ihren Kopf umschließenden rothen Tuch ein eigenartiges Bild, das nach dem Ausdruck des drauf hingerichteten Blickes Christoff Wittkops keineswegs einen abstoßenden Eindruck übte; ebensowenig jedoch schien er augenblicklich durch seine Vermuthung, daß der Wind mit Meta Kienast nicht so umspringen könne, dem nach anderen Hinsichten so tüchtigen Mädchen einen Vorzug zuerkennen zu wollen. Merkwürdig aber war seine ausführliche Mittheilung über die Reichhaltigkeit der diesjährigen Obsternte auf Buchenhorst gewesen, denn aus ihr ging hervor, die heutige Hierherkunft des jungen Landmannes sei eigentlich wohl von einem praktischen Gewinnzweck veranlaßt worden. Er hatte ins Auge gefaßt, seine Apfelfülle lohnend zu veräußern, dachte sie zu dem Behuf vermittelst öfterer Fahrten nach und nach in die Stadt zu bringen und sich für den Absatz hier eine nöthige Beihülfe zu gewinnen. Zur Erzielung einer solchen hatte er eben einen leise tastenden

Versuch gemacht, und so war die ‚Revanschirung‘ durch den Birnenkorb nichts weiter, als ein Deckmantel nach Vortheil trachtender Absicht gewesen. Das ließ sein inneres Wesen in einem neuen und keineswegs günstigen Licht erscheinen, bekundete eine Verschlagenheit, die dem behenden Auffassungsvermögen der Hörerin auch nicht entgangen war. Alle seine Aeußerungen über ihr Kopftuch und Kleid und was er sonst derartiges gesprochen, bestanden gewissermaßen nur aus eitel Dunst, um seine Gewinnsucht darunter zu verdecken und dieser eine günstige Aufnahme zu bereiten. Vollständig durchschaute die junge Witwe sein doch zu grob eingefädeltes Vorhaben, aber offenbar war eine von ihm beigefügte Bemerkung doch auch nicht ohne Wirkung auf sie geblieben, nämlich, daß er natürlich nicht daran denke, der, das hieß, die Betreffende solle sich ihre Mühe umsonst machen. Bertrade Engemann befand sich in Verhältnissen, die es ihr gleichsam als Selbstpflicht auferlegten, bei einem Menschen über die Kundgabe eines egoistisch listigen Charakters hinwegzusehen, wenn sein Zweck ihr die Ermöglichung eines redlich erworbenen Zuschusses zu ihren geringen Einkünften darbot, und von dieser besonnenen Erwägung geleitet, wies sie ohne verletzte Eitelkeit Christoff Wittkops halbverschleiert gebliebenes Angebot nicht mit verdientem Unwillen zurück, sondern erwiderte wie in völliger verständnißloser Unbefangenheit: „Es wäre gewiß schade drum, Herr Wittkop, wenn Ihre guten Aepfel, die sicherlich vielen sehr willkommen sein würden, ungenutzt verdürben. Zu einer Beihülfe bei ihrem Verkauf hier weiß ich freilich auch niemanden, aber — wollen

Sie nicht ins Haus treten, es ist wirklich mit meinen Kleidern nicht gut mehr außen für mich zu bleiben — wir könnten dann einmal die Leute in der Stadt durchgehen, die vielleicht geeignet —"

Weiter indeß gelangte die Sprechende nicht, denn in diesem Augenblick ging die Gartenpforte auf, Gebert Norweg trat heimkehrend herein, und abbrechend flog sie ihm mit dem Ausruf entgegen: „Gottlob, daß Du wieder da bist — ich war so in Unruhe um Dich, es könnte Dir bei dem Sturm etwas zustoßen."

Sie glücklich frohsinnig anlachend, fiel er ein: „Das wollte er vielleicht auch, aber durfte es nicht, weil ich lebend zu Dir nach Haus kommen mußte." Und kurz setzte er hinzu, wie am Nußkrug der dicke Baumast dicht vor ihm auf die Straße niedergebrochen sei und, wenn's um ein paar Augenblicke später geschehen wäre, ihn unfehlbar erschlagen hätte. Weiter lachenden Mundes sprach er's, doch Bertrade theilte seine übermüthige sorglose Stimmung keineswegs; ihr Gesicht zeigte, daß sie jählings ein heftiger, besinnungraubender Schreck übermannte, ihr Arm schlang sich angstvoll um seinen Nacken und zog seinen Kopf an den ihrigen, um sich zu vergewissern, daß sie ihn wirklich unversehrt wieder zurückerhalten habe. Diese andere Inanspruchnahme ihrer Hände benutzte der heimtückische Wind, ihren Kleiderrock zu fassen und bis an die Schultern hinaufzuwirbeln, so daß sie nach rückwärts bis zum Gürtel nur in einem kürzeren, doch schneegleich hellen Unterrocke dastand, der außerdem, ebenfalls nicht in ruhiger Verfassung belassen, sondern auf und ab flatternd, noch die Hälfte der weißbestrumpf-

ien, zierlich-kräftigen Unterbeine zur Schau stellte. Aber in der schreckvollen Erregung dachte sie jetzt nicht wie vorher an die Möglichkeit ihrer Darbietung eines derartigen, wenngleich eigentlich nicht anstößigen und noch weniger unangenehm berührenden, doch für junge Männeraugen entschieden ungeeigneten Anblicks, sondern zog eilends den ihr nur wie durch ein Wunder Wiedergegebenen mit sich in die erst vollkommene Sicherung des Hauses hinein. Hier überschüttete sie ihn auf dem offenstehenden Flur mit Fragen und zärtlichen Vorwürfen, die Anwesenheit Christoff Wittkops war ihr augenscheinlich völlig in Vergessenheit gerathen, sichtlich aber stand Gebert, hochrothen Gesichts, wie in halber Betäubung über den so überquellend liebevollen Empfang von seiner Hausgenossin, so daß sein Zustand ihr die Mahnung nöthig zu machen schien: „Ich seh' es Dir an, Du bist angegriffen und mußt Dich erst etwas erholen; geh in Deine Stube und lege Dich ein Weilchen zum Ausruhn auf's Bett." Von solchem Bedürfniß fühlte er zwar eigentlich nichts, dagegen verlangend das, ein wenig mit seiner herzklopfenden Empfindung allein zu sein, und so kam er, „Ja" antwortend und die Treppe hinansteigend, ihrem Geheiß nach.

Der junge Hofbesitzer war unbeachteter Augen- und Ohrenzeuge des unerwartet hereingebrochenen, höchstens ein paar Minuten andauernden Vorgangs gewesen und hatte mit erstem Antrieb eine Bewegung gemacht, die ihm zugetheilte Rolle eines überflüssigen Zuschauers aufzugeben und nach seinem Fuhrwerk zurückzukehren. Dann indeß änderte er offenbar seine Absicht, blieb, den Fuß

ruckhaft zurücksetzend, auf dem Fleck stehen und ging nun, wie Gebert nach oben verschwand, ebenfalls in den Flur nach. Hier stand Bertrade Engemann noch, sah ihm mit erstem Blick etwas ungewiß ins Gesicht und stieß danach aus: „Das war ein Schreck — nehmen Sie's nicht übel, Herr Wittkop, ich hatte ganz vergessen, daß Sie — mir zittern die Knie noch und ich muß mich — wenn der Ast um ein paar Secunden später heruntergebrochen wäre —"

Sie öffnete die Thür der Wohnstube und ließ sich auf einem Stuhl nieder, blickte dann, ihren Kopf aufrichtend, den nach ihr mit Hereingetretenen abermals an und sagte: „Wollen Sie sich nicht auch setzen, Herr Wittkop — mir kommt's jetzt ins Gedächtniß, wir sprachen von Ihren Aepfeln und daß Sie wünschten — aber ich sehe, Sie haben sich auch erschreckt und sehen ganz verändert aus —"

Das letzte traf allerdings in gewisser Weise zu, sein Gesicht nahm sich anders als vorher und überhaupt als noch jemals aus, denn es lagerte unverkennbar ein ernstlicher Unwille drauf. Das andre dagegen erklärte er als durchaus unbegründet: „Nein, erschreckt hab' ich mich garnicht, dazu hätte ich garkeinen Grund gewußt. Nein, ich danke, zu sitzen habe ich nicht mehr Zeit. Aber das müssen Sie mir schon zugeben, zu sagen, Frau Lieutenant, ich finde es nicht recht von Ihnen, wie Sie mit dem jungen Menschen umgehen und sprechen. Er ist doch auch, so zu sagen, nicht von Holz und Stein und kein richtiger Junge mehr und könnte sich dabei doch etwas einbilden —"

„Einbilden?“ wiederholte Bertrade Engemann begrifflos verwunderten Tons — „was sollte er sich einbilden?“

„Daß Sie in ihn — nun ja, wenn Sie ihm so den Arm um den Hals legen, da könnte er doch leicht einmal auf die Meinung kommen, Sie wären —“

„Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen, Herr Wittkop. Wenn man jemand lieb hat, ist das doch ganz natürlich, scheint mir. Das würde ich bei jedem, den ich lieb hätte und von dem ich wüßte, daß er mich auch lieb hätte und daß es ihm nicht zuwider wäre, ebenso thun.“

Sie sagte dies, leicht einmal mit dem Kopf dabei schüttelnd, als ob sie sich irgend einen nebenhergehenden Gedanken verneine; ihre ungewöhnlich weit aufgeschlagenen Augen hielten sich auf den vor ihr Stehenden mit einem Ausdruck gerichtet, in dem sich lesbar ein Mitleid kundgab, daß er nach seinen Aeußerungen nicht zu den solcher natürlichen, edlen und beglückenden Empfindungen fähigen Menschen gehöre und deshalb auch keine Aussicht habe, während seines Lebens jemals von irgend jemandem lieb gehabt zu werden. Das entstammte allerdings seinem eignen Wesen, das nach nicht anderem Verlangen trug, und war somit auch seine eigne Schuld; doch für ein reicher begabtes Gemüth blieb er trotzdem immerhin ein bedauernswerthes Geschöpf, dem durch einen Mangel an besserer Mitgift versagt worden, sich über das Niedrige seiner alltäglichen Lebensführung heraufzuheben. Deutlich sprach dies aus Bertrade Engemanns großgeöffneten Augen, die durch die jetzt grauer einfallende Dämmerung im Gegensatz zu dieser an Helligkeit zuzu-

nehmen schienen und einen wie von innen hervorleuchtenden, an Sternenschein erinnernden Glanz ausstrahlten. Mildes lag drin, das keine Mißachtung, nur eine Wehmut über die unglückliche, wenn auch zum Theil selbstverschuldete Veranlagung und Daseinsbestimmung eines Mitmenschen aussprach, und merkbar ward Christoff Wittkop von diesem schweigsam redenden Blick unheimlich überkommen. Er wich mit dem seinigen zur Seite und brachte etwas stotternd heraus: „Das wollte ich ja auch nicht sagen, Frau Lieutenant — ich dachte bloß, ob es füt den jungen Menschen nicht vielleicht — weiter wollte ich ja nichts sagen —"

Die mitleidbewegte junge Witwe hatte gesprochen und gethan, was weibliche Würde von ihr gefordert, in ihrer Absicht konnte nicht liegen, etwas Unmögliches vollbringen, an seinen unglücklichen inneren Mangel durch ein weiteres Eingehen darauf bessernde Hand legen zu wollen, sondern ihr blieb nur, ihn schonend aus seiner peinlich verlegenen Lage herauszuversetzen. Das führte sie mit der ihr zu Gebot stehenden Geschicklichkeit durch die jetzt von einem leichten Lächeln begleitete Erwiderung aus: „Doch, Sie wollten von einer nützlichen Veräußerung Ihrer Aepfel mit mir sprechen, Herr Wittkop — bitte, nehmen Sie Platz dazu."

Aber danach war's ihm, heut' wenigstens, entschieden nicht mehr zu Sinn, denn er antwortete hastig: „Nein, ich danke vielmals, Frau Lieutenant — ich kann Meta doch nicht länger bei dem Pferd stehen lassen, und es wird heut' Abend gewiß auch bald schon sehr dunkel, daß ich suchen muß, nach Haus zu kommen. Sie müssen ja doch

auch die Aepfel erst 'mal selbst probiren, ob sie wirklich gut zu empfehlen sind — vielleicht erlauben Sie, daß ich Ihnen bald 'mal einen Korb zur Probe vorreiche, und dabei könnten wir ja weiter — weil es doch für uns beide von Nutzen wäre —"

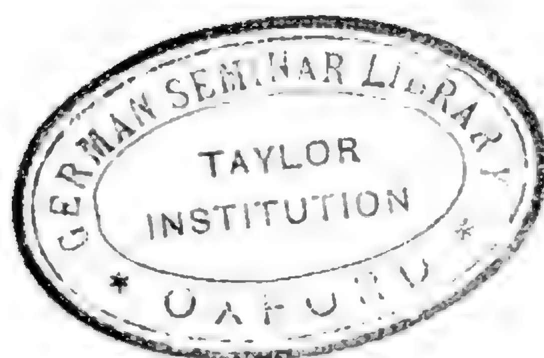
Er glaubte offenbar, schon mit ihr davon gesprochen zu haben, daß er sie bei seiner Absicht als Vermittlerin im Auge gehalten, und Bertrade klärte ihn auch nicht unnöthiger Weise über diesen Irrthum auf, sondern versetzte: „Wie Sie's für richtig ansehen, Herr Wittkop, das überlasse ich natürlich ganz Ihrem Bemessen." Da er merklich um der drohenden Dunkelkeit willen Scheu hegte, länger zu bleiben und durchaus aufbrechen wollte, überwand sie sich, ihn höflich auch bis an die Gartenpforte zu begleiten, wo er hastig nach seiner Geldbörse griff und Meta Kienast ein preußisches Thalerstück in die Hand drückte. Das war ein unverhältnißmäßig hoher Entgelt für ihre nur etwa viertelstündige Dienstleistung, sie riß vor sprachlosem Erstaunen den Mund fast bis nach beiden Ohren auf, und ihm kam die zu starke Veranschlagung ihrer Bemühung auch selbst zum Bewußtwerden, so daß er gewissermaßen entschuldigend hinzufügte: „Ich hab' grade nichts andres bei mir — aber ein Handgeld für Meta soll es nicht sein — nein, das soll es gewiß nicht bedeuten, Frau Lieutenant."

Dazu gelang's ihm, die Oberlippe ein bischen zum Lachen zu verziehen, doch eigentlich zu Muth war's ihm danach, wie er nun auf dem leichten Wagen davonrollte, keineswegs. Er war heute zwar nicht wie ein dummer Junge von hier weggeschickt worden, und die Frau Lieute-

nant hatte nicht spöttisch gesagt, ‚es werde sie nur freuen, wenn er wieder bei ihr einsähe‘, sondern aus Rechnung auf einen möglichen Vortheil ihm dies wirklich erlaubt. Aber er fuhr diesmal mit der Kenntnißbereicherung fort, daß er in ihrer Einschätzung ein mitleids- und bedauernswerther, aller natürlichen, edlen und beglückenden Menschenempfindungen unfähiges Geschöpf sei, das von niemandem auf der Welt lieb gehabt werden könne und selbst die Schuld daran trage, ein glückloses, in niedriger Alltäglichkeit vergehendes Leben führen zu müssen. Das war kein schmeichelhaftes Bild, vielmehr so ziemlich das häßlichste und beleidigendste, welches Einem von sich selbst vorgehalten werden konnte; doch Christoff Wittkop, der seine nothwendige Sache schon vorher in der Stadt abgemacht haben mußte, ließ heute keinen Verdruß durch die Peitsche an seinem Pferde aus, sondern überließ dies eigentlich dem eigenen Gutdünken und fuhr, in Nachdenklichkeit vertieft, ob das Bild der Frau Lieutenant wirklich so auf ihn zutreffe, durch den gleichmäßig fortdauernden Sturm nach Buchenhorst in seine Junggesellenbehausung heim.

Ende des ersten Bandes.

Pětzschke & Gretschel, Dresden


GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

G. 1. c. 38.

Unter der Tarnkappe

Zweiter Band

1117

Unter der Tarnkappe

Ein schleswig-holsteinischer Roman
aus den Jahren 1848–1850

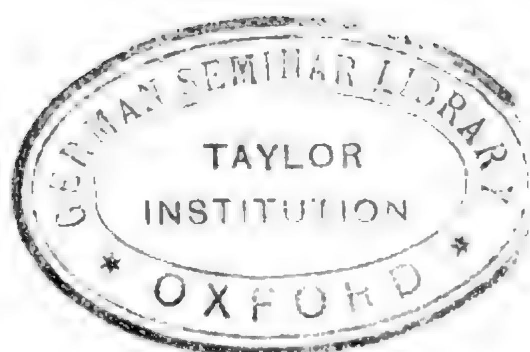
Von

Wilhelm Jensen

Zweiter Band

Dresden
Verlag von Carl Reißner
1906

H. T. GERRANS,
WORCESTER COLLEGE,
OXFORD.



VI.

Seit der kurz von der Pariser Julirevolution verursachten Erregung, deren plötzlicher Stoß wohl einige sich auf die Nachbarländer übertragende, doch bald wieder zur Ruhe gelangte Wellenschwingungen hervorgerufen, hatte über dem größten Theil Europas siebzehn Jahre hindurch ungewöhnliche, ereignißlose Stille gelegen, die einen Eindruck allgemeiner Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen erregte. In Wirklichkeit zwar bildete dies nur täuschenden Anschein der Oberfläche eines Gewässers, die mannigfach wallende Grundströmungen und auftreibende Quellen unter sich barg; besonders in fast sämmtlichen deutschen Staaten hatte sich bei der bürgerlichen Bevölkerung eine langsam mehr und mehr großgewachsene innere Auflehnung gegen Mißstände und Mißgriffe von Seiten der Regierungen angesammelt. Einem neuen Zeitgefühl zuwiderlaufende Bevorzugung und Vorrechte des Adels, polizeiliche Willkürmaßnahmen, fürstliche Begünstigung der orthodox-pietistischen Herrschaftsbestrebungen der Kirche machten einen Grundstock der Unbefriedigung aus; Verlangen nach nicht

nur berathender, sondern wirklicher Antheilnahme des Volkes an der Gesetzgebung zur Abstellung zahlreicher Schäden und Ungerechtigkeiten war gleichmäßig in vielen Köpfen der gebildeten Stände, wie der breiteren unteren Schichten entstanden. Doch äußerte diese Mißstimmung sich kaum anders, als in vertrauten Kreisen und Unterhaltungen an abendlichen Stammtischen, verstummte in der Gegenwart den staatlichen Behörden angehöriger Personen und erstreckte sich von den inneren Angelegenheiten nicht auf politische Gebiete weiter. Nur nach einer Richtung fand davon eine Ausnahme statt, traten im Lauf des Jahres 1847 auch da und dort größere öffentliche Versammlungen auf, bei denen eine Frage äußerer Politik laut und eindringlich beredet wurde. Die bezog sich auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und den ‚Offenen Brief‘ Königs Christian des Achten, durch welchen eine gewaltthätige Einverleibung jener in Dänemark bedrohlich zu erwarten stand. So wenig man sonst auch an die Möglichkeit einer Abänderung der kleinstaatlich ohnmächtigen Zerrissenheit Deutschlands dachte, war doch in auffälliger Weise ein Allgemeingefühl wach geworden, es widerstreite der deutschen Ehre, in geduldiger Unthätigkeit einer Rechtsverletzung der beiden Herzogthümer, ihrer Lostrennung vom deutschen Bundesgebiet zuzusehen, und fand allerorten ungewohnt energischen Ausdruck. Ein gewisser Zusammenschluß des deutschen Volkes nach einer bestimmten Richtung ward dadurch hergestellt, der mit einheitlicher Forderung eine von den schleswig-holsteinischen Ständen an den ‚Bundestag‘ in Frankfurt gerichtete Beschwerde über den drohenden Verfassungsbruch unterstützte. Sol-

chem Andrängen gegenüber konnte jener nicht wohl umhin, sich gleichfalls mit der volksaufregenden Rechts- und Streitfrage zu beschäftigen, doch zwischen zwei innerlichen Widersachern, Oesterreich und Preußen, als seinen Hauptbestandtheilen zerspalten, gab er nur eine unbestimmte Erklärung ab, in der zwar die Berechtigung der Herzogthümer zu ihrer Beschwerdeführung anerkannt, ein Eingreifen in den Weitergang der Angelegenheit indeß als zur Zeit nicht erforderlich erachtet wurde.

So lag diese im Herbst des Jahres in ungewisser Schwebe, und nun legte sich mit dem Beginn der kalten Zeit eine winterliche Stillstandsruhe nicht nur auf die verödeten Feldfluren, sondern, wenigstens scheinbar, ebenso auch auf die politische Betheiligung der Gemüther; das Leben zog sich mehr ins Haus, an den geheizten Ofen zurück, die Witterung machte Zusammenkünfte größerer Volksmengen seltener, wie kriegführende Heere nach altüberliefertem Brauch ein Winterquartier bezogen, begaben sich auch die Reden, Erwartungen und Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft Schleswig-Holsteins ziemlich zur Ruhe. In den deutschen Bundesstaaten geschah's derartig, und auch in den Herzogthümern selbst machte sich jedenfalls die Aufregung nach außen nicht mehr so stark, als während des Sommers bemerklich. Ein drängender Anlaß dazu von Seiten Dänemarks fand auch nicht statt, dort schien man ebenfalls eine Waffenruhe in dem Kampf eintreten zu lassen. Mindestens fehlte es an allen, auf das Gegentheil hinweisenden Nachrichten; im Decemberanfang kam nur einmal eine von andrer Art aus Kopenhagen herüber, die

allerdings mannigfaches Gerede veranlaßte. Der König Christian sollte sich eines Abends, von plötzlichem Unwohlsein befallen, aus einer Hofgesellschaft zurückgezogen haben. Er stand im sechzigsten Lebensjahr und es ging Gemunkel von einem leichten Schlaganfall. Doch eine alsbald nachfolgende officielle Zeitungsberichtigung erklärte dies Gerücht für absolut unbegründet, Seine Majestät erfreue sich des vollkommensten Wohlbefindens.

Naturgemäß bot das kleine wagrische Ackerbaustädtchen noch mehr als größere Orte Aehnlichkeit mit einer Winterschlafbefallenheit, aller Feldarbeit hatte frühzeitiges Schneetreiben schon im November ein Ende gemacht, der wenige Gewerbebetrieb vollzog sich jetzt unhörbar hinter festgeschlossenen Werkstattthüren, so konnte die Stille in den Straßen während der Woche zumeist mit der eines Dorfes wetteifern. Nur am Sonntagmorgen rollten wie stets die nun auch geschlossenen Kutschen der zum Geben eines Vorbildes für das Volk verpflichteten adligen Gutsbesitzer über das stoßende Pflaster an, Pastor Warmund Cordemanns Predigt versammelte eine je nach dem Wetter etwas größere oder geringere Anzahl andächtiger, überwiegend weiblicher Zuhörer in der Kirche, aus der die vornehmen Damen nachher in Pelzen, mit Boas und Muffs zur erwärmenden Vorkehr ins Pastoratsgebäude hinüber schritten, während die Herren sich der Erzielung gleicher wohlthätiger Annehmlichkeit bei den guten Bordeauxflaschen der ‚Stadt Hamburg‘ beflissen. Von jeher gaben sich der nämlichen sonntäglichen Beschäftigung auch einige bürgerliche, kleinere Hofbesitzer hin, selbstverständlich nicht im selben Raume mit

der Aristokratie, sondern in einer über die breite Flurdiele entlegenen Nebenstube, wo sie gewöhnlich dann auch die Mittagsmahlzeit einnahmen und sich danach zu einer L'Hombrepartie an den Kartentisch setzten. Durch eine zufällige Anknüpfung war auch der junge Buchenhorster Erbpächter zur Theilnahme an diesem Zusammentreffen veranlaßt worden, die winterlang dem Landmann aufgenöthigte Unthätigkeit mochte doch den Wunsch nach einer wenigstens einmal wöchentlichen Abwechslung seiner einsamen Lebensführung in ihm geregt haben. So hatte er sich in letzter Zeit gewöhnt, ebenfalls am Sonntag mit seinem leichten Einspänner zur Stadt zu fahren, doch machte der Offenheit seines Wesens gemäß kein Hehl daraus, daß er's nicht thue, um die Kirche zu besuchen. Dazu empfand seine Natur einmal kein Bedürfniß, und als Bürgerlicher fühlte er auch nicht die Verpflichtung, seinem Hofgesinde durch ein anspornendes Beispiel voranzugehen. Vielmehr traf er erst nach dem Schluß des Gottesdienstes in der Stadt Hamburg ein, um dort ein paar Stunden mit seinen Standesgenossen über dies und jenes des landwirthschaftlichen Berufs zu sprechen, sowie sich an ihrem gemeinsamen Mittagessen und einer guten Rothweinflasche zu betheiligen; einen unbedachtsam leichtfertigen Aufwand bedeutete dies für ihn nicht, da man seinen stattlichen Hof mit Recht allseitig als den einträglichsten in weitem Umkreis einschätzte. Dagegen verstand er sich auf das Kartenspiel nicht, blieb, wenn es begann, wohl noch ein Weilchen, der L'Hombrepartie zusehend, sitzen, verlor dann indeß begreiflicherweise doch das Interesse daran und kehrte,

da noch genug Tageshelle für die Rückfahrt vor ihm lag, zum Zeitverbringen in der ‚Villa‘ Bertrade Engemanns vor. Jedoch nicht deshalb allein, sondern auch aus geschäftlichem Anlaß; er brachte jedesmal ein Körbchen mit einer neuen Apfelsorte mit, über die ihm ein Geschmacksurtheil von ihr erwünscht fiel, denn er hatte unter ihrem Beirath seinen glücklichen Einfall verwirklicht und einen Krämerladen mit dem Verkauf seines überreichlichen Obstes betraut. Dies fand auch bei billigem Preisansatz, jedenfalls auf die Empfehlung Bertrades hin, stetige Abnahme, und Christoff Wittkop stellte sich am Sonntagnachmittag eben hauptsächlich zu dem Behuf ein, den Wochenerlös mit seiner Beihelferin zu theilen. Die allerdings nur unbeträchtliche Summe nahm die junge Witwe auch allmal als einen redlichen, ihren Verhältnissen zu statten kommenden Erwerb ohne Ziererei mit kurzem Dankwort in Empfang; sie wußte von seinem regelmäßigen Eintreffen bis auf die Stunde genau vorher, aber wandte deshalb nicht die Mühe auf, ihre gewohnte häusliche Wochenkleidung mit einer sonntäglichen zu vertauschen. Nur hielt sie Kaffee für sein Kommen bereitet, den er jetzt auch ohne ein Bedrückungsgefühl trinken konnte, da er sich durch die Gewinntheilung mit ihr doch gleichsam revanchirte; so verblieb er noch eine halbe, wohl auch eine ganze Stunde und stellte sich eigentlich etwas in einem gegen früher vortheilhaft veränderten Licht dar. Merkbar ging dies von einem Bestreben aus, der Frau Lieutenant vorzuhalten, das häßliche und beleidigende Bild von ihm, das ihre Augen vor sich sähen, stimme doch nicht völlig mit der Wirklichkeit überein. Und in der That war

nicht wegzuläugnen, daß ihm diese Absicht, sie eines ungerecht-vorschnellen Urtheils zu überführen, auch in gewisser Weise gelingen mußte. Er wählte ohne Frage nicht nur beim Sprechen die Worteinkleidung des Vorgebrachten sorglicher, ihn als nicht bildungslosem Stande Angehörigen kennzeichnend aus, sondern ließ auch ab und zu das Vorhandensein feinerer Empfindungen in seinem Inneren zum Vorschein treten. Ein so lediglich mitleids- und bedauernswerthes, allem edleren Gefühl unzugängliches Geschöpf, als welches Bertrade Engemann ihn eines menschlichen Verkehrs mit ihr durchaus unwürdig angesehen hatte, war er wohl doch nicht; sie zeigte zwar von einer Erkenntniß ihrer Uebereilung nichts, nahm ihr hartes Urtheil nicht zurück, doch wiederholte es auch nicht durch Worte oder Mienenausdruck. Das konnte sie freilich als überflüssig und nutzlos erachten oder mochte es für ihren pecuniären Vortheil unzuträglich halten; aber jedenfalls betrug sie sich während seiner Sonntagsvorkehr gegen ihn mit einer, wenngleich kühlen, doch artigen Höflichkeit, die nur allmal am Ausgang seines Besuches einen Abbruch erlitt. Dann war sie fühlbar weiterer Unterhaltung mit ihm überdrüssig geworden und gab dies deutlich dadurch zu verstehen, daß sie Gebert Norweg aus seiner Giebelstube herunterrief und ihm ausschließlich ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Wie sehr sie mit dem Herzen an ihm hänge, konnte sie sich nicht enthalten, auch in der Gegenwart des jungen Hofbesitzers durch mannigfache Zeichen der Vertraulichkeit mit Wort, Blick und Hand an den Tag zu legen; Christoff Wittkop mußte die Fortdauer seiner Anwesenheit nicht nur als überflüssig und störend,

auch als von unfeiner Lebensart zeugend, empfinden und griff hastig nach einem Vorwand, um die Nothwendigkeit seines schleunigen Fortgehens zu begründen. Ohne einen Laut der Aufforderung zu längerem Bleiben nahm sie's entgegen, gab durch ihr gleichzeitiges rasches Mitaufstehen zu erkennen, daß sie drauf gewartet habe. Ihr allein von der Berücksichtigung materiellen Vortheils eingegebenes Höflichkeitsbemühen hielt eben nur so lange stand, als ihr Hausgenosse nicht zugegen war. Sobald der im Zimmer erschien, ließ ihr Drang, mit ihm unter vier Augen zu sein, sich keinerlei Zwang mehr aufnöthigen. Entschieden lag etwas Demüthigendes für Christoff Wittkop darin, daß er beim Hereintreten eines noch so unreifen jungen Menschen gewissermaßen zu einem Nichts wurde, und er fuhr jedesmal nach Buchenhorst mit dem Vorsatz zurück, sich dem nicht wieder auszusetzen. Aber da er sich einmal an die sonntägliche Unterhaltung in der Stadt Hamburg gewöhnt hatte, die Fahrt also deshalb doch unternahm, verblieb ihm beim Beginn des L'Hombrespiels immer noch ungefähr eine sonst nicht recht hinzubringende Stunde, so daß er unversehens doch wieder auf den Weg nach der ‚Villa' gerieth. Und bei rechter Ueberlegung ward er dazu ja auch durch seine Schuldigkeit, der Frau Lieutenant ihren Erlösantheil einzuhändigen, verpflichtet. Denn der Aepfelverkauf dauerte in erfreulicher Weise an, ein altes, landesübliches Sprüchwort sagte, ‚wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht werth', und es war eine gute Idee von ihm gewesen, sich den Absatz durch eine nützliche Beihülfe zu sichern.

Dergestalt erhielt sich das einmal zum sonntagnach-

mittäglichen Brauch Gewordene doch gleichmäßig weiter, dagegen war mit Gebert Norweg langsam eine neue Veränderung vorgegangen, die erkennbar noch fortschritt. Er empfand dies selbst und wußte sich auch zu sagen, von wo und wann sie ihren ersten Anfang genommen, nämlich von dem Sturmtage, an welchem er nach dem Seestrand gegangen, dort Gerda Ratlow angetroffen und bei der Heimkehr wegen seiner Erzählung von dem dicht vor ihm niedergekrachten Nußbaumast von Bertrade mit so heftigem Schreck empfangen worden, daß sie besinnungslos ihren Arm um seinen Hals geschlungen und seinen Kopf fest gegen den ihrigen gezogen hatte. Seitdem war etwas ihm bis dahin unbekannt Gewesenes über ihn und in ihn gerathen, sich darin kundgebend, daß seine verheimlichte Liebe zu Bertrade ihn nicht mehr wie vordem mit dem schönen, stillbeseligenden Glückgefühl erfüllte. Vielmehr hatte sich, allmählich stärker anwachsend, eine fremde innere Unruhe seiner bemächtigt, sowohl im Gemüth, als körperlich, oft sich in heftigem Herzklopfen äußernd; nach dem abendlichen zu Bett Gehen fiel er nicht wie früher in köstlichen Schlaf, sondern lag stundenlang ganz- oder halbwach mit nicht selten plötzlich heißaufglühendem Kopf, bis allerhand Vorstellungen, die sich aus seiner Phantasie heraufgebaren, nicht in liebliche, sondern stürmisch erregende und durchschauernde Träume übergingen, aus denen er am Morgen eher ermattet als erquickt aufwachte. Damit verband sich eine eigenthümliche Scheu beim Zusammensein mit seiner Hausgenossin. Er vermied vollständig, ihr in die Augen zu sehen, als bange ihm davor, daß sie in den seinigen etwas lesen könne; nur wenn

sie's nicht wahrzunehmen vermochte, haftete sein Blick auf ihr mit einem sonderbar flimmernden Glanz. Blässe und Röthe wechselten manchmal jäh in seinem Gesicht und ein merkbares Zittern konnte seine Glieder befallen. Im geschlossenen Raum ward's ihm zu eng, er mußte mit versagender Brust aufspringen, um draußen im Freien tief nach Athem zu ringen, und lief stundenlang ziellos kreuz und quer auf verschneiten Wegen umher. Selbst aus der Schulstube trieb's ihn einigemal gewaltsam so hinaus; natürlich litt seine Aufmerksamkeit beim Unterricht, überhaupt sein im Sommer entflammter Lerneifer darunter, so daß Matthias Harms den wieder derartig Umgewandelten häufig verständnißlos kopfschüttelnd ansah. Zweifellos befand sich Gebert leiblich und geistig in einer nicht gesund-normalen Verfassung, sondern von einer Störung ergriffen, die wohl nicht plötzlich so entstanden, doch nach ihrem ersten noch unvermerkten Aufkeimen, unterlaßlos genährt, weiter um sich griff. Mit dem Vorschritt des Winters vom November zum December und jetzt dem neuen Jahr entgegen hielt offenbar auch eine gleichmäßige Fortentwicklung des Uebels Schritt.

Eine Veränderung an ihm war's, die dem Blick Bertrades nicht entgehen konnte, obwohl er bei einem Fragen jedes Fühlen eines Unwohlbefindens mit zur Seite gewandten Augen abläugnete, und ihre Fürsorglichkeit für ihn ließ sie auf Gegenmittel wider die nicht erklärbare Ursache seines ungünstigen Zustandes bedacht sein. Nach ihrer Ansicht hatte er sich seit seinem gefaßten Entschluß zum medicinischen Studium überarbeitet; sie empfahl ihm ein zeitweiliges Ablassen davon, möglichst lan-

gen täglichen Aufenthalt und Bewegung in der frischen Luft, öfteres Trinken eines Glases Wasser, Nichtbeschäftigung seiner Gedanken mit Zukunftsplänen und frühes abendliches zur Ruhe Gehen, um kräftigenden Schlaf zu gewinnen. Vielleicht schwebte ihr bei dem letzten Rath auch eine Empfindung vor, es könne dienlicher für ihn sein, das Beisammensitzen nach dem Abendessen etwas abzukürzen, doch eigentlich war dazu kein Grund vorhanden, denn sie mußte aus seinem Benehmen, dem Vermeiden seiner Augen, ihr ins Gesicht zu sehen, erkennen, die in ihm erwachte erste jugendlich-schwärmerische Liebe für sie sei aus seinem Gefühl wieder fortgeschwunden. Ob ihr das eine innere schmerzliche Enttäuschung bereite, war aus ihrem Verhalten nicht zu entnehmen, jedenfalls nicht aus einem Nachlassen ihrer ständigen Achtgabe auf das zu seinem Besten Erforderliche. Nur ließ sich nicht läugnen, daß die junge Witwe dabei ab und zu einmal ein wenig gedankenlos und dadurch unvorsichtig handelte. Bei ihren Erkundigungen nach seinem Befinden strich ihre Hand ihm dann und wann aus Theilnahme daran unwillkürlich das draußen vom Wind verwirrte Haar von der Stirn zurück, und andrerseits befliß sie sich nicht immer der für die Augen eines werdenden jungen Mannes vielleicht anrathsamen Beachtung ihrer äußeren häuslichen Erscheinung. Diese Vergeßlichkeit entsprang dem Umstand, daß sie zu Weihnacht und Neujahr die Anfertigung von Gesellschaftskleidern für zwei städtische Honoratiorendamen übernommen hatte, sehr dringlich damit beschäftigt war und die in der Herstellung begriffenen Taillen zu-

weilen einer Anprobe an ihrer eigenen Gestalt unterziehen mußte. Dabei versäumte sie leicht, die Thür ihrer Arbeitsstube abzuschließen, wozu auch eigentlich kein Anlaß vorlag, da sie sich nie in einem unschicklich zu nennenden Entkleidungszustande befand, und so geschah's hin und wieder, daß Gebert sie, da die Aermel noch nicht eingesetzt waren, mit fast bis zur Schulter entblößten zartfarbigen, doch schön ausgerundeten Armen, ein paarmal auch im weiten Hals- und Brustausschnitt der angepaßten Taillen betraf. Bertrade sagte dann lachend: „Eigentlich kann ich mich so nicht sehen lassen — habe ich vergessen, den Schlüssel umzudrehen? — Du mußt, so lange ich bei dieser Arbeit bin, erst anklopfen", und sie legte sich wohl für die Dauer seiner Anwesenheit im Zimmer ein Tuch über Hals und Schultern. Aber sie ward von keiner Ahnung angerührt, daß dieser Anblick auf Gebert Norweg nicht zuträglich wirkte, vielmehr jedesmal noch eine Verschlimmerung seines Mißzustandes hervorrief. Und das nämliche fand merkwürdiger Weise an jedem Sonntagnachmittag, augenscheinlich in einem Zusammenhang mit dem Besuch Christoff Wittkops statt. Nicht als ob Gebert von einem Widerwillen gegen diesen in Erregung versetzt werde, er sah im Gegentheil stets schon länger erwartungsvoll durch sein Fenster nach der Ankunft des jungen Erbpächters aus, harrte dann mit stürmischem Herzklopfen auf den ihn von oben herunterrufenden Stimmenklang seiner Hausgenossin und die sonst während der Woche ihm nicht zu Theil werdenden Liebesbeweise, mit denen sie sich nur um ihn bekümmerte. Offenbar konnte sie dann den Gegensatz zwischen ihrem Gefühl für ihn und

Christoff Wittkop nicht beherrschen, veranlaßte diesen durch ihre unverhohlene Gleichgültigkeit zum Weggang, doch trug so auch allsonntäglich ohne Wissen nicht zu einer Besserung, vielmehr zu einer stärkeren Schädigung Geberts an Leib und Seele zu.

Nah vor den Weihnachtstagen begegnete dieser einmal auf dem Schulrückweg dem Herrn Justizrath, bei dem er sich seit Monaten nicht mehr vorgestellt hatte. So besorgte er, von ihm deswegen befragt zu werden, und ihn trieb's außerdem heftig nach Hause, da ihm von einer gestrigen Aeußerung Bertrades her unablässig im Ohr lag, daß sie heut' Mittag die beiden fertig gewordenen Kleider noch einmal anprobiren müsse. Nur mit einem Ablüften seines Hutes suchte er deshalb dem Arzte rasch vorbeizugehen, ward indeß von ihm durch eine Handbewegung angehalten und danach auch angesprochen. Doch nicht in der befürchteten Richtung, seines völligen Ausbleibens während so langer Zeit that Wichart Libertus keine Erwähnung, schien dies völlig unbeachtet gelassen zu haben. Dagegen sagte er, ihn kurz mit ärztlich prüfendem Blick anschauend: „Deine Augen sehen wieder nicht so aus, wie sie's normaler Weise sollten, anders als im Frühling, eher als littest Du an Fieberanfällen. Bekommt Dir etwa die Luft und Kost an Deiner jetzigen Unterkunftsstelle nicht? Dann müßte ich nach der Verpflichtung, die ich auf mich genommen, eine andere für Dich ausfindig machen."

Sichtbarlich betraf die Anrede Gebert mit einem Schreck, plötzliche Röthe schoß ihm ins Gesicht und er

brachte hastig halb stotternd die Antwort hervor: „Nein, Herr Justizrath — ich bin ganz wohl und mit allem völlig zufrieden — und möchte nicht —"

„So? Wenn ich mich getäuscht habe, ist's ja besser und natürlich vortheilhafter, daß Du vor Deinem Weggang zur Universität nicht mehr wechselst, sondern bis zum Frühjahr noch dort bleibst. Aber ausgiebige Bewegung ist Dir jedenfalls nöthig, dazu giebt der Frost jetzt ja auch beste Gelegenheit. Eislaufen ist dem Körper und Geist nach allen Richtungen zuträglich, Du thust am klügsten, Dir drüben aus der Eisenhandlung gleich ein paar Schlittschuhe mitzunehmen."

Gebert versetzte unwillkürlich: „Darauf zu laufen, verstehe ich nicht", doch Libertus erwiderte: „Das lernt sich in Deiner Jugend bald, einigemal hinzufallen, schadet nichts und erzieht zur Geschicklichkeit. Es geht dabei, wie bei allem, daß man erst aus Erfahrung lernt."

Er machte Miene, seinen Weg fortzusetzen, doch der in den Kaufladen Hingewiesene sah sich genöthigt, nochmals etwas zu entgegnen: „Ich bin nicht — die Schlittschuhe müßten wohl bezahlt werden."

„Ja so, das müssen sie natürlich, man bekommt nichts umsonst in der Welt, darauf beruht sie." Der Arzt zog seine Börse hervor, nahm ein Goldstück aus ihr, das er Gebert hinreichte und setzte hinzu: „Laß es wechseln und behalte, was übrig bleibt. Du hast vielleicht noch sonst ein Weihnachtsbedürfniß, ich rechne Dir's von Deinem Vermögen ab. Gut wird's auch für Dich sein, täglich öfter ein Glas Wasser zu trinken."

„Ja, das hat mir Bertrade — die Frau Lieutenant auch gerathen —“

„So? Nun, die habe ich auch dafür angesehen, daß Du bei ihr richtig untergebracht wärest, und wenn sie Dir den nämlichen Rath giebt, thust Du jedenfalls gut dran, ihn zu befolgen. Daneben üb' Dich dann im Schlittschuhlaufen, so kommt eins zum andern, und Du nimmst Vortheil davon auf die Universität mit. Die Teichwasser sind dick zugefroren, hab' ich gestern auf einer Fahrt gesehn und wünsche Dir vergnügte Feiertage.“

Die letzte Aeußerung des Herrn Justizraths gehörte zu der Gattung derer, in denen sich kein wirklicher Wunsch ausdrückte, sondern die er nur als inhaltsleer bräuchliche Verabschiedungsworte anwandte; doch Gebert war froh, ohne weitergehende Fragen losgekommen zu sein, und trat in Anbetracht, daß der Davongegangene noch einmal umblicken könne, dem Geheiß folgend, in den kleinen Eisenhandlungsladen hinein. In diesem wurden ihm ein paar Schlittschuhe angepaßt, wobei der Verkäufer anmerkte, die würden in dem Jahr wohl viel zu brauchen sein, denn der harte Winter mache schier Miene, als ob er sogar die Ostsee ein gut Stück zufrieren lassen wolle; Geberts Gedanken waren indeß weder bei dieser Muthmaßung, noch bei seinem Einkauf, er begab sich so schnell als möglich wieder auf die Lange Twiete hinaus und seiner Heimath zu. Der Weg führte ihn an der ehemaligen Wohnung der Mutter Schlerbaum vorbei, und einen Augenblick rührte ihn die Erinnrung an, daß er einmal dort in der

dunklen Hinterstube oder eigentlich wohl viele Jahre lang von seinem frühesten Kinderdenken her gehaust habe. Doch ihm war's, als müsse das in einem anderen Leben gewesen sein, mit dem sein jetziges in gar keinem Zusammenhang stehe; wirklich angefangen hatte sein Leben erst mit dem Tage, an welchem der Herr Justizrath ihn plötzlich von hier weggeholt, und eine unausdenkbare Zeit war schon seitdem vergangen. Fast laufend ging er weiter, sein Herz schlug immer schneller, jemehr sein Heimweg sich verkürzte; beim Eintritt ins Haus öffnete er hastig die Wohnzimmerthür und traf Bertrade grade dabei an, wie sie vorm Spiegel eines der hergestellten Kleider angelegt hatte. Sie machte ihm keinen Vorwurf, daß er nicht geklopft habe, denn das Gesellschaftskleid war beinah vollständig fertig, nur an dem weiten Ausschnitt fehlte wohl noch ein Spitzenbesatz, so daß er ein wenig zu tief herabreichte, und, sich umwendend, fragte sie nur: „Findest Du, daß es gut sitzt?" Er stand, mit weitoffenen Augen hochrothen Gesichts drauf hinblickend, und antwortete stockend: „Ja — so — so schön habe ich Dich noch nie gesehen." Dazu lachte sie: „Du meinst, Kleider machen Leute, aber für mich passen solche nicht. Mich freut's aber doch, daß es Dir gefällt. Hast Du Dir Schlittschuhe gekauft?"

Die hielt er in der Hand und versetzte, ohne mit dem Blick von ihr abzulassen, der Herr Justizrath habe ihm eben unterwegs gerathen, viel auf dem Eis zu laufen. Dem pflichtete Bertrade nickend bei: „Das ist gewiß auch gut, mir kommt vor, Dir steigt in letzter Zeit das Blut leicht etwas zu Kopf. Nun bitte ich Dich, hinauszugehen,

denn ich muß dies Kleid ausziehen, um das andre auch noch zu probiren."

Er blieb indeß stehen und brachte verworren vom Mund: „Warum muß ich — darf ich nicht —?" merkbar wußte er nicht, was er eigentlich sagen wollte. Jetzt lachte sie wieder: „Nein, Du darfst nicht, Gebert — das Warum kannst Du Dir doch denken." Den Fuß vorbewegend, setzte sie hinzu: „Bist Du ein närrisch gedankenloser Mensch", und die Thür öffnend sagte sie mit drolligem Ton: „Bitte, Herr Norweg."

Nun verließ er wortlos die Stube, hörte, halb schwanken Schrittes die Treppe hinansteigend, daß sie hinter ihm den Thürschlüssel im Schloß umdrehte. In seiner Giebelstube setzte er sich, die Schlittschuhe noch in der Hand haltend, und starrte auf den Boden, fühlte, eine Betäubung drohe über ihn zu kommen. So stand er jäh wieder auf, ging geräuschlos auf den Zehen zurück, zum Flur hinunter und in den Garten hinaus. Hier versuchte er nach einem kurzen Zögern, nicht bemerkbar von der Seite herangenaht, durch das Fenster der Wohnstube hineinzublicken, doch Bertrade hatte die Vorhänge dran zusammengezogen, von dem, was sie drinnen that, ließ sich kein Schimmer erkennen.

Wie in völliger Geistesabwesenheit trug er immer noch die Schlittschuhe mit sich, nahm dies jetzt erst gewahr, und aus ihnen kam's ihm mit einem Antrieb oder vielmehr mit einer Deutung, wie er vielleicht dem schwindelnden Zustand seines Kopfes abhelfen könne. Die vom Arzt erwähnten Teichwasser wurden ihm im Ohr wach, er kannte sie, als in halbstündiger Entfernung von der Stadt

belegen, und obwohl das Mittagessen noch bevorstand, lief er blindlings in der Richtung nach jenen davon. Athemlosmachende Bewegung war das, was ihm noth that, und bei seinem Ziel eingetroffen, schnallte er eilig die Schlittschuhe an und versuchte, mit ihnen auf die Eisfläche hinauszulaufen. Das erheischte Kunstfertigkeit und mißglückte natürlich beim erstmaligen Unterfangen; er fiel hin, raffte sich auf und schlug wieder zu Boden. Doch dies schreckte ihn nicht ab, verstärkte eher seinen Eifer; er empfand, der Blutandrang nach dem Kopfe verminderte sich, und seine Sinne wurden klarer. Die Natur hatte ihn körperlich geschickt veranlagt; nach einer Stunde vermochte er sich bei langsamem Lauf einigermaßen auf den Füßen zu halten und sein Blick dabei die winterliche Umgebung aufzunehmen. Rings dehnten sich weite Schneegelände, da und dort von dunklen Waldrändern begrenzt; schwarz flogen vereinzelte Krähen mit einem krächzenden Ruf durch die trübe Luft, sonst war nichts von Regung und Leben in der todten Einsamkeit. Zum erstenmal befand er sich in solcher, oder wenigstens hatte sie ihn noch nie mit einem Gefühl wie heut' angefaßt. Auch so war die Welt schön, anders zwar als im Sommer, und im Vergleich damit traf das Beiwort vielleicht nicht das richtige. Aber sie sprach mit einem wundersamen Schweigen zur Seele, machte sie freier, wie die Bewegung des Schlittschuhlaufens die athembeengte Brust; der Rath und Antrieb des Herrn Justizraths war gut gewesen und ihm in der rechten, seiner bedürftigen Stunde zu theil geworden. Nicht nur eine leibliche Beruhigung durchfloß Gebert, auch eine des Gemüths; er fühlte sich befähigt,

die Eislaufkunst binnen kurzem zu erlernen und daß er an ihr eine Zuflucht und Beistand gegen unbeherrschbare Ueberwältigung seiner Sinne haben werde. Als er nach Hause zurückkam, begann der kurze graue Decembertag schon zu dunkeln; Bertrade empfing ihn nicht vorwurfsvoll, doch mit einem verständnißlos-verwunderten Kopfschütteln. „Du scheinst heute wunderlich mit dem linken Fuß aus dem Bett gekommen zu sein; erst redetest Du so närrisch, und danach läufst Du fort und läßt mich fast bis zum Abend mit Deinem Essen auf Dich warten." Er entschuldigte sich, daß er die Schlittschuhe probirt habe, die der Herr Justizrath ihm zu kaufen gerathen, und sie versetzte drauf lachend: „Dann haben wir heute ja beide einen Probirtag gehabt." Doch als sie ihm sein nachträgliches Mittagsgericht aufgetischt, das er mit einer seit Monaten nicht mehr bewiesenen Eßlust völlig verzehrte, sagte sie ernsthaft: „Du hast vom Eis besseren Hunger als sonst mitgebracht. Das ist gut und nöthig für Dich, da sorge nur dafür, daß Du ihn täglich so bekommst."

Bertrade Engemann trug entschieden ein aufgewachtes Verständniß in sich, was für ihren jungen Pflegebefohlenen nöthig sei, sowohl nach der Richtung des Thuns als des Lassens; sie hielt ihn jetzt durch tägliche Mahnung zum ersteren an und war in Bezug auf das letztere achtsamer als bisher bedacht, ihn dabei durch Vorsicht zu unterstützen. Erkennbar hing sein Mißzustand mit einer leicht aufgeweckten Erregbarkeit seiner Phantasie zusammen; so vermied sie beim häuslichen Tagesgang möglichst alles, was diese etwa mit unzuträglicher Nahrung ver-

sehen konnte. Günstig trug dazu bei, daß die angefertigten Kleider abgeliefert worden, aber auch sonst befliß sie sich einer Behutsamkeit im Handeln, Blicken und Worten, die dem nämlichen Zweck zu statten kommen mußte. Ihr schien aufgegangen zu sein, das Verweilen Geberts in ihrem Hause bis zu seinem Fortgang auf die Kieler Universität dauere noch ein Vierteljahr an, und dies sei eine zu lange Zeit, um nicht heilsame Vorkehrungen gegen eine noch stärkere Ansammlung von Schädlichkeit in ihm unerläßlich zu machen. Nur einmal wöchentlich gerieth der jungen Witwe diese besonnene Fürsorge aus dem Gedächtniß, oder vielmehr sie ward der Fähigkeit zur Ausübung derselben durch die Langeweile beraubt, welche ihr der Besuch Christoff Wittkops verursachte. Dann konnte sie sich nicht beherrschen, diesem deutlich vor Augen zu halten, welcher unvergleichbare Werthunterschied für sie zwischen seinem Wesen und dem ihres Hausgenossen bestehe, den jungen Erbpächter dadurch zum Weggang zu veranlassen, und als Folge zog dies nach sich, daß Gebert danach das Zimmer verließ, seine Schlittschuhe ergriff und im Dämmerungsbeginn noch davonlief, um stundenlang ein betäubend in ihm aufgefluthetes Blutwallen vermittelst stürmischen Umherjagens auf der Eisfläche zur Ruhe zu dämpfen. In dieser Fertigkeit hatte er's rasch zu völliger Sicherheit gebracht, da er die unterrichtsfreie Weihnachtswoche zur Uebung benutzen gekonnt; eine gewisse Leidenschaft für das Eislaufen war über ihn gekommen, machte ihm die Teichwasser, die sich kaum als winzige Landseen bezeichnen ließen, zu eng, schwellte in seinem Innern einen brennenden Wunsch an, auf einer

unabsehbaren Bahn ins Endlose hinausgleiten zu können. Doch mußte er sich mit dem einzig weit um die Stadt Vorhandenen begnügen und begann hier so auch das neue Jahr, an dessen Festtag Christoff Wittkop, wider seine Gewohnheit schon in der Frühe von Buchenhorst abgefahren, sich bereits am Vormittag zur Abstattung einer Gratulation bei der Frau Lieutenant eingestellt hatte. Diese Beeinträchtigung eines solchen besonderen Tages fiel der jungen Witwe merklich noch mehr als sonst zur Last; sie wandte ihr wirksames Mittel, Gebert herunterzurufen, dagegen an und empfing ihn, da sie seiner am Morgen noch nicht ansichtig geworden, nicht nur mit einer Handreichung, sondern auch mit einem herzlichen Glückwunschkuß zum neuen Jahr; zum erstenmal geschah's, daß ihre Lippen die seinigen berührten. Doch der Erfolg des sonst seinen Zweck erfüllenden Mittels versagte diesmal, denn er bestand nur darin, daß der so zum Jahresanfang Begrüßte vor dem Aufbruch des unliebsamen Besuchers plötzlich wieder aus der Stube verschwunden war. Und auch danach machte der letztere keine Anstalt, sich davon zu begeben, blieb vielmehr sitzen und ließ Bertrade Engemann schließlich nichts übrig, als aus Höflichkeit und Rücksicht auf ihren pecuniären Vortheil die Frage an ihn zu richten, ob er, statt im Gasthof zu Mittag zu essen, an ihrem einfachen Tisch theilnehmen möge. Das nahm Christoff Wittkop heute, ohne sich erst dagegen zu sträuben, an; es zeigte sich, daß für den Mittagstisch um des festlichen Tages willen doch etwas in besonderer Art vorgesorgt gewesen, und die junge Hauswirthin nahm an ihm mit ihrem unvermutheten Gast statt mit Gebert Platz,

der währenddessen in fliegender Hast zur Beschwichtigung seines ungestümen Herzschlags auf den einsamen Eisflächen der Teichwässer umherkreiste.

* * *

Ein altes Sprüchwort sagte: „Wenn die Tage längen, fängt der Winter an zu strengen", und der Beginn des Jahres 1848 bewährte die Richtigkeit dieser Erfahrung. Von einem Zunehmen der Tage war zwar vorderhand nichts bemerkbar, sie regten im Gegentheil eher den Eindruck, sich noch mehr zu verkürzen; dagegen steigerte sich in den ersten Januarwochen die Kälte täglich fühlbar, sichtbar und hörbar höher an. Ohren, Nasen und unbedeckte Hände verspürten es empfindlich, die Augen nahmen es an allnächtlich umfangreicher, bis zu Armesdicke anwachsenden Eiszapfen gewahr, und dem Ohr bekundete sich's durch den hochkreischenden Ton des sprödgefrorenen Straßenschnees unter den Wagenrädern. Man gedachte seit langem keines so harten Winters; die Himmelskundigen brachten zum Theil ihn mit dem Neumond in Verbindung, während ein anderer Theil weissagte, der Frost werde vielmehr nach richtiger Einsicht in die witterungsbedingenden Verhältnisse seinen höchsten Grad erst beim Eintritt des Vollmondes erreichen; übereinstimmend jedoch ging die Ansicht der Landleute dahin, ein so strenger Januar sei nicht schädlich, sondern sogar erwünscht, vernichte mancherlei Schädlichkeit auf den Feldern und lasse einen guten Frühling wie ebenso nachfolgenden Sommer mit reichem Ernteertrag erhoffen. Auf einen solchen, wenigstens im landwirthschaftlichen Sinne, konnte Gebert

Norweg für sich keine Erwartung setzen, doch auch für seinen Zustand erwies sich die große Kälte unstreitig als günstig, legte ihm gewissermaßen beständig einen kühlenden, Schädlichkeiten entgegenwirkenden Umschlag um Kopf und Glieder und fügte überraschend noch ein anderes gutes Beistandsmittel wider jene hinzu. Denn ein Morgen brachte die Nachricht, daß sich die ihrerzeit wohl nicht ernst gemeinte Prophezeiung des Eisenwaarenhändlers erfüllt habe, die Ostsee wirklich weit hinaus zugefroren sei. Das erfüllte auch ein Verlangen Geberts, ließ ihn am nächsten Tage mit seinen Schlittschuhen zum Strand hinübergehen, und wie er dort ankam, dehnte sich vor ihm in der That die See als festgewordene Masse scheinbar bis an den Horizont; die letzten Tage waren völlig windstill gewesen und das ruhige Wasser in eine fast spiegelglatte und -klare Eisfläche verwandelt worden, deren erkennbare Dicke schon ausreichende Tragkraft kundthat. Der Ankömmling befriedigte sofort sein Begehren durch hurtiges Hinausgleiten auf die wie aus Cristall geebnete Bahn; ganz anders ging der Flug über sie hin, als auf den schmalbegrenzten Teichen, doch erwies sich der erste Eindruck ihrer endlosen Ausdehnung als eine Täuschung. Der Blick unterschied zwar ihren Abschluß nicht, aber dem Ohr machte dieser sich schon aus der Entfernung durch ein eigenthümliches Geräusch bemerkbar. Grad' vor und gleichmäßig weit nach beiden Seiten fortgestreckt, erscholl ein unterlaßloses Geschrei, Geschnatter, Getöse von tausend und abertausend, dicht zu einem dunklen Gürtel zusammengedrängten Wildgänsen, -Enten und Tauchvögeln aller Art; dort mußte freies Wasser sein, in dem sie nach

Fischen haschten und sich lärmend ihre Beute streitig machten; große Möwen und Seeschwalben jagten, ebenso kreischend, über ihnen hin und her. Vermuthlich hatte eine Strömung das Gefrieren des Wassers weiter hinaus verhindert und das Eis lief drüben nicht, sich allmählich verdünnend, aus, sondern hörte, mit scharfem Rande abfallend, überall plötzlich auf.

So sah der Schlittschuhläufer sich auch hier eine Grenze gesetzt, doch immerhin war das ihm überlassene Gebiet unvergleichbar mit dem bisherigen, rührte, zumal als das Zwielicht einzufallen anfing, mit einem Gefühl der Schrankenlosigkeit an, und die Wirkung der weiten Einsamkeit erhöhte sich noch, wie am überwölkten Himmel allmählich der Mond heller hervortrat. Seine Scheibe war zu halber Ausrundung vorgeschritten und stand hoch im Südwesten, überfloß, schon ziemlich lichtstark, die leere Eisfläche mehr und mehr mit einem magisch-ungewissen Schein. Der übte nicht nur die gesuchte körperliche Beschwichtigung auf Gebert, ließ auch in seinem Kopf eine Erhellung, eine Erkenntniß aufdämmern. Als begriffen, trat zum erstenmal vor ihn hin, was während der letzten Monate in ihm vorgegangen, aus ersten unmerklichen Regungen zu einer überwältigenden Flut angeschwollen sei, die ihn leiblich und geistig mit einem Untergang bedrohe. Der mußte er durch Willenskraft einen festen Damm entgegensetzen, sie mit dem Aufgebot aller Entschlußstärke und aller Hülfsmittel in sich niederringen, um sein Verbleiben bis zum Abgang auf die Universität zu ermöglichen. Dann wurde er dem täglichen Zusammensein mit seiner Hausgenossin, ihrem Anblick, der

daraus beständig erneuten Gefahr entrückt, konnte zu dem, was ihn den Sommer hindurch mit heimlicher Beseligung erfüllt, seiner ruhig beglückenden Liebe für sie zurückgelangen. Die war durch das auf ihn Hereingestürmte so verwandelt worden, wohl etwas auch durch eine ahnungslose Unvorsichtigkeit Bertrades mit herbeigeführt; doch hauptsächlich war das Unheilvolle daraus entsprungen, daß er ganz allein, unberathen und ungewarnt, der unbekannten Gefahr überlassen gewesen. Erst aus sich selbst hatte er diese kennen lernen müssen, wie's der Herr Justizrath vom Schlittschuhlaufen gesagt, erst aus eigner Erfahrung. Dann nähme er Vortheil davon auf die Universität mit — das hatte sich gleichfalls auf das Eislaufen bezogen, doch unbewußt eine tiefergehende Bedeutung in sich geborgen. Denn von dem Eise her war ihm die heutige Erkenntniß der Nothwendigkeit seiner Willenskraft gekommen, um nicht der Erregung seiner Phantasie und seines Blutes vielleicht bis zu einem besinnungslosen Thun zu unterliegen. Doch wenn ihm gelang, über beide Herrschaft zu gewinnen, so nahm er in der That Unschätzbares für seine Lebenszukunft nach Kiel mit. Durch Erfahrung war er vor einer Bedrohung aus seinem eignen Innern gewarnt, angehalten worden, sich dagegen zu schützen; in der Entfernung wich sie von ihm ab, er konnte dort wieder alles Trachten ungeschwächt auf sein neugewähltes Studium der Medicin richten, in etwa fünf Jahren bis zum Examen vorrücken, so als Arzt das Ziel und den Zweck seines Lebens zu erreichen, Bertrade zu heirathen. Jetzt verband er mit dieser künftigen Gemeinsamkeit eine, wenn auch noch nicht bestimmt deut-

liche Vorstellung und fühlte eine Dankbarkeit in sich, daß er vor Gefahren, denen sein Aufenthalt auf der Universität ihn sonst wahrscheinlich schutzlos preisgegeben hätte, schon hier durch sein letztes Schuljahr gesichert worden sei. Daran hatte freilich der Herr Justizrath, als er ihn im Hause der Witwe Engemann untergebracht, nicht gedacht und ihm kam kein Dank dafür zu.

Diesen Ertrag brachte Gebert Norweg von seinem heutigen Eislauf im Mondlicht mit heim und nahm in den nächsten Tagen stets um dieselbe Zeit seine Zuflucht zur festerstarrten See, die einem Antäusboden gleich auch auf die festere Stärkung seines Vorsatzes wirkte. Niemand außer ihm befand sich zum Schlittschuhlaufen dort, mindestens nicht mehr nach dem Dämmerungsbeginn, nur wenige unter den jüngeren Stadtbewohnern fanden Gefallen dran oder besaßen die Fertigkeit dazu; auch die zwei Stunden des Hin- und Rückwegs durch den Schnee hielten davon ab. Obgleich Gebert meistens erst verspätet zum Abendessen nach Haus kam, zeigte Bertrade sich doch mit seinem täglichen Thun völlig einverstanden, ermahnte ihn sogar, nicht davon abzugehen; sie erkannte sowohl an seinem Wesen wie an seinem sich bessernden Aussehen eine bei ihm stattfindende günstige Wirkung, und ihr lag offenbar daran, diese weiter fortschreiten zu lassen; vielleicht mochte auch sie empfinden, durch Unbedachtsamkeit eine Mitverschuldung an seinem Zustand auf sich geladen zu haben, befürchtete, wie er, einmal ein besinnungsloses Handeln von ihm und trachtete entschieden jetzt danach, das leider rechtzeitig Versäumte noch möglichst wieder gutzumachen. So erfuhr er in Folge seines

abendlich langen Ausbleibens nichts davon, daß während seiner Abwesenheit neuerdings der junge Erbpächter von Buchenhorst ein paarmal auch an einem Wochentage in die Gartenpforte eingekehrt und über eine Stunde lang im Hause seßhaft geblieben war; beim erstenmal hatte er einen Grund angegeben, durch den er zu so ungewöhnlicher Zeit nach der Stadt genöthigt worden sei, aber so hell wie's jetzt am Abend werde, gehe es ja gut mit dem Heimkommen, von der starken Kälte, über die andre viel Rede machten, verspüre er merkwürdig in diesem Winter eigentlich gar nichts und stelle es sich nur hübsch vor, so beim Mondschein mit seinen Gedanken zurückzufahren. Dergestalt mußte Bertrade Engemann nunmehr auch in der Woche auf sein plötzliches Dastehen gefaßt sein, und ihr ging dabei das Hülfsmittel ab, ihren Hausgenossen herunterrufen zu können, um Christoff Wittkop dadurch zum Weggang zu veranlassen. Das gereichte entschieden für Gebert, im Hinblick auf die schädlichen Folgen, die es andernfalls für ihn nach sich gezogen hätte, zum Guten; allerdings mochte die junge Witwe selbst zu der Einsicht gekommen sein, daß unter den Umständen, wie sie sich herausgebildet, auch nach dieser Richtung ein behutsameres Verfahren von ihrer Seite zweckentsprechend-erforderlich geworden sei. Jedenfalls indeß mußte sie sich mit dem unbequemen Besuch, so gut oder mißlich es ging, ohne weitere Beihülfe als der ihr selbst von der Natur mitgegebenen abfinden und hatte darin auch wohl so viel Uebung erlangt, um eigentlich keiner Unterstützung mehr bedürftig zu sein. Sie wußte sich seiner stets, sobald ihr der richtige Zeitpunkt gekommen schien, mit Geschick zu

entledigen, bei ihrem Bildungsstand natürlich unter Beobachtung höflicher, nicht beleidigender Form. Denn ihre Wahrung derselben ward daraus erkennbar, daß Christoff Wittkop nach seiner Verabschiedung nicht mehr wie früher mißmuthigen Sinnes, sondern augenscheinlich mit hübschen Gedanken, wie er sie sich für die Heimfahrt im Mondschein vorgestellt hatte, gen Buchenhorst zurückkehrte.

Wenn aber der Eisenwaarenhändler, wohl von ihm selbst etwas unerwartet, zum Ruf eines verläßlichen Propheten gelangt war, so büßten dafür andere als wetterkundig Angesehene an der Glaubwürdigkeit ihrer Vorhersagungen einiges ein, nämlich diejenigen, welche den Höhepunkt der strengen Frostperiode als erst mit dem Vollmond zusammenfallend verkündigt hatten. Zwar geschah's seit Menschengedenken ab und zu, daß die Witterung sich sogar eine kleine Abänderung an den Vorschriften des hundertjährigen Kalenders erlaubte, doch einer so auffälligen, in den stärksten Gegensatz zu seinen Bestimmungen tretenden, wie in der dritten Januarwoche dieses Jahres, konnte sich kaum jemand entsinnen. Der Himmel bewahrte ein gleichmäßig wolkenloses Gesicht und ebenso nahm der Mond nach seiner regelrechten Weise zu, trotzdem indeß fingen eines Nachmittags plötzlich Nasen, Ohren und Hände an, nichts mehr von prickelnder Kältewirkung zu spüren, sondern von einem völlig entgegengesetzten angenehmen Gefühl berührt zu werden, und ebenso dauerte es auch in den nachfolgenden Tagen fort. Das diente selbstverständlich den Vertretern der Eigenschaft des Neumondes, die höchsten Frostgrade zu erzeugen, zu einem wohlberechtigten Triumph; sie weissag-

ten nunmehr den Eintritt einer länger anhaltenden Regenzeit, während Pastor Cordemann in seine Sonntagspredigt einen bewegten Dank für die allmächtige und allgütige Fügung des Höchsten einschloß, der stets im Augenblick der Noth hülfreich aller seiner Geschöpfe, nicht der menschlichen allein, auch der darbenden und frierenden Thiere und Vögel des Feldes gedenke und durch Sendung weicher Himmelslüfte ihren grimmen Feinden ein Ablassen von ihrem grausamen Verderbungsgelüst gebiete. Allerdings stellte der Justizrath Libertus bei einer ihm zu Gehör kommenden Aeußerung über die schöne Kanzelrede die nun einmal mit der Beschränktheit seiner naturwissenschaftlichen Anschauungen verbundene Frage, warum die Barmherzigkeit des Allwissenden denn nicht lieber das drohende Unheil schon vorgesehen und von vornherein am Eintreten verhindert habe, da nicht nur sehr viele Thiere und Vögel draußen bereits verhungert und erfroren seien, sondern auch arme Leute zahlreich in ihren schlechten Behausungen in Folge des Schutzmangels durch erwärmende Feuerung krank daniederlägen. Dadurch bewies der Arzt indeß nur seinerseits den ihm als längst bekannt anhaftenden Mangel an Einsicht in eine höhere, über seine medicinischen Fachkenntnisse hinausgehende Weltordnung, und die adligen Damen, denen seine gedankenlose Frage kund ward, zuckten nur bedauerlich über seine wieder offenbarte, zwar wohl aus bürgerlicher Abkunft und Erziehung sich erklärende geistige Unbildung die Schulter. Im übrigen erlitten die siegreichen Wetterpropheten eine kleine Triumphabdämpfung, denn der von ihnen angekündigte Regen trat nicht ein, nur die Be-

kämpfung des grimmen Feindes durch die ‚weichen Himmelslüfte‘, die von der Vorsehung aus Süden her entsendet wurden, hielt an; leise strich ein warmer Anhauch über die Felder hin und ließ, ohne Niederschlag zu bringen, die Schneedecke auf ihnen etwas zusammensinken. Dagegen zeigte sich eine andre, eigenthümlicher Weise häufig erst nach dem Uebergang großer Kälte in Thauwetter auftretende Erscheinung. Viele Leute, vorwiegend weiblichen Geschlechts, die im Winter leicht an Frostbeulen litten, wurden jetzt von solchen befallen. Wie sich voraussetzen ließ, blieb Bertrade Engemann davon frei, ihre zierlichen Hände wiesen keine leiseste Anwandlung einer Entstellung auf und wohl zweifellos verhielt sich's mit ihren Füßen ebenso. Meta Kienast dagegen unterlag der allwinterlichen, bei ihrer leiblichen Beschaffenheit im voraus zu vermuthenden Heimsuchung diesmal in besonders starkem Maße. Sie ging mit dickaufgeschwollenen, den Umfang ihrer Hände fast noch zum doppelten vergrößernden Fingern oder humpelte vielmehr mit einer Langsamkeit umher, aus der sich auf ähnliche Verfassung ihrer Zehen schließen ließ. Das hatte Christoff Wittkop bei seinem letzten Besuch mit bedauernder Theilnahme an dem tüchtigen Mädchen wahrgenommen und gemeint, es müsse nothwendig etwas geschehen, ‚damit nicht am Ende Metas Hände und Füße ganz zum Arbeiten nicht mehr zu gebrauchen sein würden.‘

So kam am Ende der dritten Januarwoche der den Vollmond bringende Tag heran, dem Gebert Norweg mit dem Wunsch, ihn beschleunigen zu können, entgegengeharrt. In Folge der zunehmenden Lichtstärke des Mon-

des hatte das Eislaufen allabendlich noch an Reiz gewonnen, der nun seine höchste Vollendung erreichen mußte. Das Aufgehen fand jetzt erst später statt, völliges Nachtdunkel begann schon um vier Stunden vorher, doch Gebert wartete mit dem Aufbruch, bis es von der Kirchthurmuhr Sechs schlug; Sternenschein und Schneerückglanz reichten aus, ihn den bekannten Weg sicher finden zu lassen. Beim Weggang sagte er zu Bertrade, es werde heut' wohl ziemlich spät bis zu seiner Heimkunft, bat sie, nicht darauf mit ihrem zu Bett Gehen zu warten, sondern ihm etwas zum Abendessen in seine Stube zu setzen; das nahm sie auch ohne Widerrede auf, begriff vollkommen, daß er diesen Abend recht lange draußen zu genießen beabsichtige, und wünschte, der Vollmond möge alles erfüllen, was er sich von ihm verspreche. Sie hätte ihn gern begleitet, doch verstand leider nicht, auf Eisschuhen zu laufen und mußte also allein im Hause zurückbleiben, unterzog sich dem indeß willig, da der Aufenthalt und die Bewegung im Freien jedenfalls für seine Gesundheit nützlicher sein werde, als das Sitzen bei ihr in der Stube; er habe sichtbar in der letzten Zeit schon erfreuliche Besserungsfortschritte gemacht. Sie gab ihm gewissermaßen als vorzeitigen Gutnachtgruß in einer Weise die Hand, aus der herzliche Gesinnung für ihn hervorsprach, und so ging er, durch die körperliche Berührung ihrer Hand wohl von Herzklopfen überkommen, doch mehr noch von der Kundgabe ihres Gefühls mit einer Glückseligkeit im Gemüth erfüllt, die ihm ein lohnreiches Zeugniß von Willenskraft in der Befolgung seines durch Nothwendigkeit gebotenen Vorsatzes ablegte.

Sein Weg führte im Anfang ein Stück weit auf der Straße nach Hohenkamp zu, und eine wundersame Nacht war's, im Gegensatz zu dem Schneeüberzug ringsum beinahe sommerhaft lind und lau, ungewiß, doch hinreichend vom Geflimmer der Sterne durchhellt. So unbewegt still, wie in den vorherigen Nächten, war dagegen die Luft nicht, ein säuselnder Ton, manchmal ein leises Fauchen klang aus der Höhe herunter, deutete draufhin, daß oben Südwind aufgestanden sei, und beim Nußkrug machte dieser sich, offenbar tiefer herabsinkend, auch in den Bäumen hörbar. Er konnte ihnen in ihrer jetzigen kahlen Entlaubung nichts weiter anhaben, als daß er ihr Gezweig zu leichtem Knarren brachte, doch rief dies Gebert das Gedächtniß an den Ast wach, den der Herbststurm hier dicht vor ihm auf den Boden niedergeschmettert hatte. Von dem, der Rückkehr nach diesem Vorfall, war die Verwandlung in ihm, die Erregbarkeit seiner Phantasie und seines Blutes ausgegangen. Darüber hatte er in schwerem Gegenkampf die Herrschaft erlangt, fühlte wenigstens, daß ihm gelingen müsse und werde, bis zum Fortgang auf die Universität sein Zusammenbleiben mit Bertrade nicht unmöglich zu machen; tief aufathmend indeß empfand er zugleich als ein Glück, daß die letzten Monate hinter ihm lagen und daß wohl keinem jungen Manne das Ueberstehen solcher von der Natur erlassen werde. Nun zweigte er am Krug links hin ab, auf den Steig, den er bei seiner ersten Wanderung nach dem Strande zur Umgehung des langgestreckten Hohenkamper Parkes eingeschlagen. Damals hatte der Wind ihm, wie sich seinem Weitergang widersetzend, ins Gesicht gestan-

den, heute traf er ihn im Rücken, als ob er seinen Fuß rascher vorwärts bringen wolle. Statt schäumende und gischtsprühende Wellen ans Ufer zu peitschen, hätte er jetzt das Wasser, wenn es nicht zu fest-unbewegbarer Masse erstarrt gewesen, vom Strande gegen Norden abgetrieben.

Noch ebenso wie das Land, lag die Eisfläche nur matt vom zwitternden Schein der Sterne angehellt, wie der zu ihr Hinangekommene auf sie hinauslief. Ihn rührte an, es sei heut' stiller drauf, als sonst, das unablässig rohrende Gelärm der zahllosen Wasservögel fehle; doch weiter nordwärts gelangend, erkannte er die Meinung als irrthümlich, vernahm die gleichmäßige Anwesenheit der gürtelbildenden Wildenten, -Gänse und Taucher. Ihr Geschnatter, Geschrei und Getöse war unverändert, nur trug der Südwind den Ton in die offene See hinaus, ließ ihn erst in der Nähe hörbar werden und kennzeichnete dadurch erst unweit vom Rande das Aufhören des Eises. Rechtzeitig genug aber erscholl noch die Warnung, um Gebert vor einer drohenden Gefahr ausweichen zu lassen; abbiegend kreiste er im Halbbogen zurück, und jetzt tauchte es am südöstlichen Himmelsrande wie ein gluthrothes, schnell höher anwachsendes, mächtiges Brandgeloder herauf. Der erwartete, mit seiner untadlichen Pünktlichkeit erscheinende Vollmond war's, hurtig sich zu einem gewaltigen Feuerball ausrundend, dann langsamer mit lichter werdender Farbe emporsteigend. Der Schlittschuhläufer hielt unwillkürlich an und sprach laut vor sich hinaus: „Bertrade — wärest Du bei mir, Bertrade, und unsere Augen könnten es zusammen so sehen —"

Dazu war Bertrade Engemann aber nicht in der

Lage, denn sie saß, fleißig mit einer hübschen Stickerei beschäftigt, bei ihrer Lampe zu Haus, doch hob um dieselbe Zeit ihren Kopf einmal auf, denn ihr klang's im Ohr, als ob draußen die Gartenpforte ihren beim Oeffnen leicht knarrenden Ton von sich gegeben habe. Vielleicht kam Gebert doch schon früher zurück, oder war's eine Täuschung gewesen, so setzte sie ihre Thätigkeit wieder fort; um ein bischen später indeß stellte sich heraus, daß beides nicht zutreffe. Denn es ward an die Stubenthür geklopft, das zeigte an, Gebert sei's nicht, und daraus drängte sich ihr halb die Muthmaßung auf, Christoff Wittkop warte draußen auf eine Antwort. Denn auf seinen plötzlichen Besuch auch zu unbräuchlicher Stunde mußte sie sich ja neuerdings gefaßt halten, ihr Mund erwiderte mit einem ‚Herein!‘, aber ihr Gesicht zeigte doch einen Ausdruck von starker Ueberraschung, als der junge Erbpächter wirklich eintrat. Oder vielmehr blieb er auf der Schwelle mit einem unsicher scheuen Blick stehen und brachte etwas verlegen hervor: „Es ist ja freilich schon ein bischen spät, daß Sie wohl keinen Besuch mehr erwartet haben, Frau Lieutenant, und Sie dachten wohl wahrscheinlich, es wäre Ihr Miteinwohner im Hause, welcher anklopfte.“

Nun hatte die junge Wittwe sich mit dem Gedanken der nicht abweisbaren Störung vertraut gemacht und versetzte aufstehend: „Sind Sie's, Herr Wittkop? So spät erwartete ich allerdings niemanden mehr und war im ersten Augenblick etwas noch von meiner Arbeit geblendet. Nein, Gebert konnte es nicht sein, weil er erst vor einer Stunde an die See auf's Eis gegangen ist.“

„Das wird bei dem Südwind wohl nicht lange mehr festhalten, er wird ja beinah wie ein Sturm heut' Abend. Ihre Hände müssen doch immerzu fleißig sein, das giebt gewiß ein niedliches Stickmuster für ein hübsches Kissen. Da sind Sie wohl ganz allein zu Hause, denn Meta ist ja wahrscheinlich auch schon drüben bei ihren Eltern weg."

„Ja, schon länger, um diese Zeit habe ich sie nicht mehr nöthig."

Die Antwortende sah ihn dabei mit einem verwundert-verständlich fragenden Blick an, was ihn eigentlich ‚um diese Zeit' hierherbringe, und es drückte sich darin ziemlich unverhohlen aus, daß sie gleichfalls keinen Besuch mehr nöthig habe. Davor machte er erst einmal seine Augenlider zu und sagte dann:

„Ich dachte mir, es wäre heute so hübsch, in der warmen Luft beim Vollmondschein nach Buchenhorst zurückzufahren und sich dabei vielleicht vorstellen zu können — nein, das hatte ja nichts mit meinem Herfahren zu thun und war nicht der Grund dazu, sondern ich dachte — mir that's nämlich vorgestern so leid, daß Meta mit ihren Frostbeulen so schlimm daran ist und am Ende ihre Finger bald garnicht gebrauchen kann. Sie sind ja gottlob so gut wie nur möglich dran, Frau Lieutenant, und bei Ihren Händen könnte man sich's ja auch garnicht anders vorstellen; ich glaube, die werden, wenn Sie 'mal graues Haar kriegen, immer noch ebenso hübsch aussehen, und das ist gottlob doch noch sehr lange hin. Aber bei Meta, meine ich, muß doch etwas geschehen, und ich habe mich deshalb nach einem guten Mittel gegen Frost erkundigt, die Mägde auf dem Hof leiden ja viel daran."

Bertrade Engemann kam es erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie die pflichtschuldigste Höflichkeitsvorschrift gegen den noch immer auf der Schwelle Stehenden außer Acht gelassen, ihn zum Hereintreten und Platznehmen aufzufordern, und sie erwiderte nun: „Das ist ja sehr menschenfreundlich von Ihnen, Herr Wittkop, darum noch so spät die lange Fahrt zu machen. Bitte, wollen Sie sich nicht setzen?"

Er folgte der Einladung, doch sprach nicht weiter, so daß sie, ihm gegenübersitzend, fragte: „Von welchem guten Mittel haben Sie denn erfahren?"

„Ja, das ist — eine von den Mägden kennt es — aber sie meint, wenn es richtig anschlagen soll, da müßte sie es selbst bei ihr anwenden und Meta deshalb für etwas nach Buchenhorst herauskommen."

In den Gesichtszügen der Hörerin sprach sich nicht recht deutlich Verständliches aus. Das letzte Ansinnen Christoff Wittkops legte den Verdacht sehr nahe, daß er seinen früheren mißglückten Versuch, des tüchtigen Mädchens für sich habhaft zu werden, mit verschlagenem Sinn erneuere und so auf andrem Wege zu erzielen gedenke. Doch die junge Witwe begnügte sich, ihm ohne ein äußeres Zeichen der Empörung darüber nur ruhig zu entgegnen: „Sie wissen, Herr Wittkop, daß ich mich von Meta nicht trennen kann."

„Ja das" — er drückte erst einmal wieder die Augen zu, ehe sich ihm die Worte zum Fortfahren auf der Zunge einstellten — „das wäre ja vielleicht auch nicht nothwendig — ich meine, wenn Sie vielleicht für so lange mit

Meta zum Besuch nach Buchenhorst kämen — zu lange könnte er für mich garnicht dauern —"

Diese Vorstellung aber wirkte auf Bertrade Engemann so drollig ein, daß sie darüber in ein lautes, indeß sehr hübsch klingendes Lachen ausbrach und dazu nur mühsam die Erwiderung vorbrachte: „Ich sollte zu längerem Besuch bei Ihnen auf Buchenhorst — bei jemandem, dem das ganze weibliche Geschlecht nur mit Ausnahme von Meta so schrecklich widerwärtig ist — das ist wirklich ein zu komischer Einfall —"

Danach mußte Bertrade noch wieder ebenso unwiderstehlich lachen und hob sich dabei, um freier athmen zu können, unwillkürlich vom Stuhl auf. Aber in ihrer belustigten Stimmung wurde sie von ihrer sonstigen achtsamen Geschicklichkeit bei allem Thun im Stich gelassen, denn sie stieß unvorsichtig an den Tisch und brachte dadurch die kleine Lampe drauf bedenklich zum Schwanken. Zwar griff ihre Hand schnell noch zum Halten danach, aber zu spät war's; zwar nicht umschlagend, losch die Lampe doch aus, und statt ihres Lichtscheines fiel in die plötzlich dunkel gewordene behagliche Wohnstube nur von draußenher durch's Fenster, wenigstens noch ein bischen Erhellung gebend, ein schmaler Strahlenwurf des aufgestiegenen Vollmondes herein.

*   *
*

In diesem, doch in seinem unbeeinträchtigt vollen Licht kreiste Gebert Norweg auf der weiten, nächtlich-einsamen Fläche umher. Ihm erschien's, als werde er von Flügeln mit Blitzesschnelligkeit getragen, nun hier und im Nu

wohl schon um tausend langsame Gangschritte fortgeschwebt, wenigstens so lange ihm der Wind im Rücken stand. Beim Umwenden gegen ihn freilich erlitt die Geschwindigkeit eine ziemliche Verminderung; der Süd nahm noch weiter an Stärke zu, fuhr dann und wann mit einem jähen Stoß daher. Ein ungewöhnlicher, an der Ostseeküste höchst seltener Wind war's; wäre er derartig aus andrer Richtung gekommen, hätte er das Schlittschuhlaufen unmöglich gemacht, so aber athmete sein Brausen mit der linden Wärme an, rief der Phantasie Vorstellung eines tropischen Landes, aus dem er herstamme, wach und erhöhte die Köstlichkeit der Nacht noch. Denn die ward immer wundervoller, je weiter der Mond aufstieg; er selbst goß seine Lichtfülle aus, doch der Boden gab sie ihm ebenso zurück; das spiegelglatte Eis warf überall die Strahlen glitzernd, blitzend und blendend wieder in die Höh'. Alles war ein Meer von Glanz, und so hell dieser die Nacht machte, verlieh er ihr doch zugleich auch eine Undurchsichtigkeit, umgab ringshin das Auge wie mit rieselnden silbernen Schleiervorhängen. Durch sie hin ließ sich nur auf unbestimmbare, aber jedenfalls geringfügige Entfernung etwas deutlich gewahren, oder hätte es thun lassen, wenn anderes als die gleichmäßige Eisebene und die glimmernde Luft drüber vorhanden gewesen wäre. Doch sonst war nichts; einmal hatte Gebert bei seinem Umherkreisen aus dem Flimmergewebe augenblickkurz einen Schatten hervortauchen zu sehn geglaubt, der indeß, schon im nächsten Moment spurlos wieder zergehend, sich nur als eine Gesichtstäuschung kundgegeben. Niemals aber war er noch von solchem Rauschgefühl über-

Digitized by Google

kommen worden, zu dem auch der weiche Wind noch verstärkend beitrug; unwiderstehlich trieb's ihn, zum erstenmal wieder zu thun, was ihm seit Monaten nicht mehr in den Sinn gerathen. Laut sprach oder rief er Schiller'sche Verse vor sich hinaus; unter ihm klang ab und zu ein knarrender und leis knackender Laut, wie ihn wohl kleine, durch Pressung im dicken Eise entstehende Zersplitterungen verursachten, ohne etwas an seiner Festigkeit zu ändern. Sonst kein Ton, als hin und wider der Rufschrei einer vom offenen Wasser herüberjagenden, flüchtig mit dem weißen Brustgefieder aufblinkenden Möwe.

Oder — war das möglich? Gebert hielt einmal aufhorchend an, durch die Luft kam ein Klang, dem andre gleicher Art folgten, und es konnte kein Zweifel bleiben; der Südwind trug Glockenschläge von der Stadt klar vernehmbar bis hierher, die Thurmuhr schlug elfmal.

Beinah drei Stunden waren ihm wie vorbeigeflogen, so ward's wohl Zeit, daß er sich auf den Heimweg begab. Bertrade saß doch vielleicht, bei ihrer Stickarbeit auf seine Rückkunft wartend, noch auf — wie leibhaft sah er durch das Strahlengespinnst um ihn ihr von der kleinen Lampe angehelltes Gesicht vor sich.

In der Wirklichkeit traf das freilich nicht zu, denn die Lampe war durch ihre Unachtsamkeit erloschen und Bertrade Engemann hatte sie nicht wieder angezündet, obgleich Christoff Wittkop seinen Besuch noch mehrere Stunden lang ausgedehnt hatte, so daß er jetzt erst von der ‚Stadt Hamburg' wieder nach seinem Hof abfuhr. Aber die Mondhelligkeit war in der behaglichen Wohnstube zur

Weiterbesprechung des Mittels gegen Meta Kienasts Frostleiden genugsam ausreichend gewesen.

Gebert Norweg lief dem Strande zu. Da schlug's ihm von diesem her wie ein Geknatter zahlreicher Flintenschüsse an's Ohr, und nun jäh hinterdrein gleich einem krachenden Kanonenschlag, donnerähnlich nachrollend —

Was war's gewesen? Ein Wintergewitter bei wolkenlosem Himmel und ungetrübt fortflammendem Vollmond? Das besaß nichts Glaubhaftes.

Instinctiv beschleunigte er seinen Lauf, und nun rührte ihn eine Empfindung an, als gehe unter seinen Füßen eine leichte gleitende Bewegung vor. Doch das mußte ein täuschendes Gefühl sein, was konnte sich bewegen?

Plötzlich schlug, vielleicht ein Dutzend Schritte weit vor seinen Augen, ein Sprühguß von silbernen Tropfen scheinbar aus dem Boden auf, und zugleich durchschoß, noch kein wirkliches Begreifen, doch eine dämmernde Vorstellung seinen Kopf. Ein Augenblick noch, da klang ein Geplätscher, jäh mußte er anhalten, offenes Wasser, leicht vom Winde gewellt, lag dicht vor ihm. Mit dunklerer Farbe dehnte es einen Gürtel oder eine klaffende Lücke zwischen seinem Standplatz und dem erkennbar nahen Strande entlang.

Das erklärte mit einem Schlage, was geschehen war. Die weiche Luft und Sonne der letzten Tage hatten am Ufer hin das dünnere Eis über dem seichten Vorgrund zermürbt, so daß es der pressenden Wucht des stürmischen Südwindes nicht mehr standgehalten. Von der festeren Masse abgeborsten, trieb es, in Stücke zersprungen, zwischen dem aufspritzenden Wasser. Das erste Durchschießen

von tausend Rissen und Sprüngen hatte ein Getöse wie Flintengeknatter erzeugt, dann war gleich danach mit kanonenschußartigem Gekrach der Losbruch des Ganzen gefolgt.

Nur etwa hundert Schritte mochten's hinüber bis zum Strande durch das hier wohl kaum erst knietiefe Wasser sein, doch Gebert kam der Gedanke nicht, diese Rückwegmöglichkeit zu benutzen; der nächste Antrieb ließ ihn seitwärts am Eisrande hinlaufen, um eine Stelle zu finden, wo die Verbindung mit dem Lande nicht zerstört sei. Schon nach kurzem aber mußte er wiederum plötzlich Halt machen, denn er gerieth abermals an einen klaffenden Spalt, der sich hier quer vor ihm von Süden gegen Norden erstreckte. Ungeheure Druckgewalt hatte, sich weiter fortpflanzend, auch die feste Eisdecke durchsprengt.

Ein Hinübergelangen war nicht möglich, ihm blieb nur, in die entgegengesetzte Richtung zurückzukehren, dort sein Suchen zu erneuern. Doch bald trat seinem Weiterkommen das gleiche Hemmniß entgegen, der nämliche Zerspaltungsvorgang hatte sich auch hier zugetragen und wahrscheinlich ebenso der ganzen Küste entlang. Es bestand nirgendwo mehr ein Zusammenhang mit ihr; er erkannte, daß er sich auf einem abgetrennten Stück der ringshin zertrümmerten Eisdecke befinde. Wie zuvor tragkräftig und von beträchtlichem Umfange mochte es sein, doch war eine schwimmende Scholle, die der Südwind gegen Norden vom Ufer abtrieb. Und jetzt ließ dies sich nicht mehr erreichen; die kurze Zeit des Hin- und Widerlaufs hatte genügt, den offenen Wassergürtel bis zum Strand wohl um das Dreifache zu verbreitern.

Sonst aber war für den Blick alles unverändert. Der Vollmond sandte seinen Glanz wie bisher herab, und glitzernd, blitzend und blendend spiegelten seine Strahlen rundum von der Eisfläche zurück. Nur war diese zu der einer treibenden Scholle geworden; Gebert verband noch keinen klaren Gedanken damit, was dies bedeute, lief nochmals in die Richtung zurück, aus der er gekommen.

Da tauchte unweit von ihm aus dem silbernen Flimmergewebe der Luft wieder der Schatten hervor, den er vielleicht vor einer Stunde einmal augenblickkurz wahrzunehmen gemeint hatte. Auch jetzt nicht genauer unterscheidbar und gleich wieder hinter den Schleiern zergehend; nur so viel war zu erkennen gewesen, daß es eine dunkelgekleidete menschliche Gestalt sein müsse. Auf dem Eise und zwar auf der abgelösten Scholle war doch noch ein zweiter Schlittschuhläufer vorhanden, der, vermuthlich in weite Fernen hinauskreisend, nur das eine Mal in die Nähe Geberts gerathen und ihm flüchtig zu Gesicht gekommen. Jetzt schien er seinen Lauf gegen den Strand hin genommen zu haben, wohl um auch zu suchen, ob sich noch irgendwo an ihn hinübergelangen lasse. Oder war's auch diesmal doch wiederum nur eine Täuschung, etwa vom Schattenwurf eines Wölkchens vor der Mondscheibe gewesen?

Einige Zeit verging, ehe Gebert Gewißheit darüber zu theil ward, dann jedoch brachte der Zufall sie mit sich, hatte ihn in eine Richtung geführt, welche den Schatten wieder und unerwartet nah vor ihm auftauchen ließ. In der That war's ein Mensch, der seine Schlittschuhe inzwischen abgelegt haben mußte, denn er stand ohne

Regung auf sicheren Füßen unweit vom Rande der Eisscholle und blickte über das nun schon höhere Wellen aufschwellende Uferwasser hin. Zum erstenmal erhellte sich's dem rasch Hinzugleitenden zu einem Begreifen, er befinde sich in dringender Gefahr, von dem Südwind in die offene Ostsee hinausgetrieben zu werden, er mit dem dort vor ihm Stehenden zusammen, und unwillkürlich rief er diesem zu: „Wir müssen durch's Wasser hinüber — hier ist's wohl noch so seicht, daß es geht —"

Der Angerufene wandte den Kopf um, die Mitanwesenheit eines Andern auf dem Trümmerstück der Eisdecke schien ihn nicht unerwartet zu überraschen, und von seinem Munde kam windverweht-halbverständlich, doch wie aus gleichmäßiger Ruhe hervor, als Erwiderung nur das Wort: „Wozu?" Gebert aber stutzte jäh zurück; er unterschied jetzt erst, daß die Gestalt vor ihm weibliche Kleidung trage und zugleich ließ ihr dem Monde zugekehrtes Gesicht ihn die Baronesse Gerda von Ratlow erkennen. Sie drehte den Kopf wieder ab und ging, nah dem Eisrande entlang, davon.

Von Kindheit auf im Schlittschuhlaufen geübt, hatte sie während der letzten Zeit stets, doch beim Tageslicht, mehrere Stunden auf der festgefrorenen Wasserfläche vor dem Hohenkamper Park, weit nach beiden Seiten hinausschweifend, zugebracht, von einem stärkeren Bedürfniß in diesem Winter, als in den früheren, dazu getrieben. Heute aber war sie von ihrer Mutter im Hause zurückgehalten und zu langandauernder Conversationsübung in dänischer Sprache genöthigt worden; dieser Mangel an gewohnter Bewegung hatte sich ihr mit einem Druck auf

den Kopf gelegt, ihr noch am Abend wie athemverengend auf der Brust gelegen, so daß sie, statt sich ins Bett zu begeben, ohne Vorwissen ihrer Eltern unbemerkt noch mit ihren Schlittschuhen fortgegangen und auf's Eis hinausgeglitten war. Es drängte sie zu sehr; seit dem letzten Sommer hielt sie's wie mit einem Zwang erfaßt, täglich Stunden hindurch unter jeder Witterung im Freien, beim Rauschen der Wellen allein in der Strandeinsamkeit zu sein, und der Vollmond wirkte heut' eine unwiderstehliche Zugkraft, wie auf Leute, die er in nachtwandlerischen Zustand versetzte, auf sie aus. Mit geschlossenen Augen war sie zumeist gelaufen, durch das Vernehmen des Gelärms der Wasservögel vor dem Aufhören des Eises gewarnt und mechanisch von dieser Bedrohung abbiegend; nur einmal schlug noch ein anderer Ton an ihr Ohr, der einer sonderbar laut gegen den Wind Verse sprechenden Stimme, die ihr kundgethan, daß sie nicht völlig allein auf der nächtlichen Bahn umherkreise. Ohne die Lider zu öffnen, war sie seitwärts vorübergebogen und dann nach einer Zeit gleichfalls von dem Flintenschüssen ähnlichen Geknatter mit dem hinterdreinkrachenden Donnergetöse überrascht worden. Dessen Ursprung hatte sie, mit allen Vorgängen an der See vertraut, sogleich richtig gedeutet und sich dem Ufer zugewandt, doch ohne ihre Laufgeschwindigkeit zu beschleunigen, diese eher vermindernd.

So befand Gerda Ratlow sich gegenwärtig zusammen mit Gebert Norweg auf der abgetrennt zwischen anderen nordwärts davontreibenden Scholle, und die erste Empfindungsregung in ihm, als er sie erkannt, war, ihr geschehe Recht, das was sie verdiene. Seit der flüchtigen

Strandbegegnung im Herbststurm hatte er mit keinem Gedanken mehr an sie gedacht, doch dies abermalige unerwartet-plötzliche Zusammentreffen rief in seinem Innern alle Erinnerungen an sie, mit dem, was sich daran knüpfte, seinen ganzen Widerwillen gegen sie wach, und ihn ergriff's gleich einem Triumphgefühl. Hier war die hochfahrende Baronesse, die künftige Königin von Dänemark in der gleichen Lage, wie er, konnte keine Lakaien herbeirufen, ihnen Befehle zu geben. Sie mochte ihre Stimme noch so laut anstrengen, sich Beistand zu schaffen, niemand hörte sie, nur das Eis, das Wasser und der Wind, und die ließen sich nicht von ihr gebieten. Was weiter geschah, mußte sie hülflos allein bestehen; ihr Rang und Reichthum, alles, was sie besaß und noch tausendfach mehr zu gewinnen dachte, nützten ihr in dieser Nacht nichts.

Jetzt hatte das Strahlengespinnst der Luft die Fortgeschrittene seinem Blick wieder entrückt, nur ihre abgelegten Schlittschuhe lagen, achtlos von ihr zurückgelassen, auf dem Eis; die waren allerdings unter den so verwandelten Umständen nicht mehr zu gebrauchen, im Gegentheil bei allem hinderlich, und mechanisch entledigte sich Gebert der seinigen ebenfalls. So jäh war alles gekommen und wieder fortgeschwunden, daß nur jenes triumphirende Gefühl in ihm lebendig geworden; nun tauchte, dies noch erhöhend, in seinem Kopf auch ein Gedanke, eine Vorstellung auf. Was Gerda Ratlow thun und versuchen mochte, blieb erfolglos; sie mußte, überall auf Wasser treffend, hierher zurückkommen, ihn um Beistand zu bitten. In ihrer Angst darum bei ihm zu bet-

teln — auf den Knien — mit den Augen der Phantasie sah er sie so zu Tode gedemüthigt vor sich.

Aufhorchend spannte sein Ohr sich, aus der Richtung, wohin sie davongegangen, ihr vergebliches Rufen um Hülfe nach dem Strand hinüber zu vernehmen. Doch kein Ton erscholl dorther, lautlose Stille, außer dem gluckenden Geräusch des Wassers, lag rundum.

War es ihr doch gelungen, weiter der See zu eine Stelle aufzufinden, wo noch ein Zusammenhang mit dem benachbarten Trümmerstück geblieben, und setzte dies sie möglicherweise in stand, sich dennoch ans Land hinüberzubringen? Eine Vorstellung war's, die mit einer Erregung über ihn gerieth, denn sie enttäuschte die andere, welche seine Einbildungskraft eben erzeugt hatte. Dann ging die Entkommene drüben in Sicherheit ihrem Schlosse zu, und seine Befriedigung, ihr werde in dieser Nacht nach Recht vergolten, war nur ein thöricht-eitler Wahn gewesen.

Unwillkürlich bewegte Gebert seinen Fuß vor. Mit verändertem Empfinden sagte er sich dabei im nächsten Augenblick, es sei ihm durchaus gleichgültig, ob Gerda Ratlow eine Brücke ans Ufer entdeckt habe, aber natürlich müsse er in der von ihr eingeschlagenen Richtung nachgehen. Wenn sie sich noch an den Strand geborgen hatte, so konnte er's durch Benutzung der Stelle, die sie ausfindig gemacht, gleicherweise.

Bald jedoch blieb dem suchend Fortschreitenden nicht Zweifel über den Sachverhalt. Die Zersprengung hatte der Breite nach die ganze Eisdecke durchquert, nirgendwo eine den Uebergang gestattende Verbindung gelassen.

Im Gegentheil erweiterte sich zusehends die Kluft zwischen dem Hier und Drüben, ließ kein Denken an die Möglichkeit eines Zusammenhanges mehr zu. Offenbar war alles in große und kleinere, sich fortbewegende und voneinander entfernende Stücke zerbrochen, deren Eis nur noch die vorherige Tragkraft besaß, aber wie zu einem Wettschwimmen vom Südwind nordwärts getrieben wurde.

Welchen Umfang hatte die Scholle, auf der Gebert sich befand? Sie mußte eine der größten sein, ihre Bewegung war langsamer, als die der benachbarten.

Darüber Auskunft zu erlangen, ging er ihrem Rand entlang weiter, den jetzt auch hier an der Seite die lärmenden Wasservögel zu umlagern begannen. Tauchend, flatternd, um Beute streitend, drängten sie sich in die rasch breiter werdenden Lücken zwischen den Schollen, dem Strand entgegen, hinein.

Da dunkelte durch das Strahlennetz der Schatten wieder vor ihm auf. Er hatte schon nicht mehr an die Anwesenheit Gerda Ratlows gedacht, nur suchend nach einem etwaigen Uebergang ausgeblickt. Sie stand jetzt am Nordende der Eisscholle vor der offenen See; ihr Gesicht war dieser zu abgewandt, für ihn nicht wahrnehmbar. Doch von nahem gesehn, bot es gegenwärtig in Wirklichkeit etwas von einem nachtwandlerischen Ausdruck; nur hielt sie die Augen geöffnet und blickte mit ihnen, unbeweglich dastehend, als komme ihr nichts von dem Vorgehen um sie her zum Bewußtsein, ganz reglos-ruhig über die Wasserfläche hinaus.

Gebert wich von ihr ab und setzte seinen Rundweg fort. Der Gedanke, der ihn bei ihrem ersten Erblicken

angerührt, war von ihm abgefallen. Er hatte vergessen gehabt, daß sie sich nicht von Furcht bezwingen lasse und ihr Hochmuth ließ sich augenscheinlich nicht zu einer Bitte um Beihülfe herab; außerdem, welche stände in seiner Macht? Ihm ebenso wenig als an ihr. Er dachte überhaupt eigentlich an nichts, als an seinen Zweck, den Umfang der Scholle auszukunden. Der stellte sich bei der Nachzählung in der Länge und Breite ziemlich gleichmäßig als einige hundert Schritte betragend heraus; das Vorwärtskommen ohne Schlittschuhe ward durch die Glätte des Eises schwierig gemacht, erforderte, um ein Ausgleiten zu verhüten, vorsichtig-langsames Gehen. So verrann trotzdem Zeit, bis er den geringen Umkreis ausgemessen, und während ihrer Dauer hatten sich die Dinge umher völlig verwandelt. Von benachbarten Eisflächen ließ sich nichts mehr wahrnehmen, die Scholle trieb allein und merkbar jetzt schneller im freien Wasser.

Daran dachte Bertrade nicht, war ohne Ahnung, in welche Lage er gerathen sei. Bertrade — vor seinen Augen gestaltete sich ihr Bild, wie sie ruhig schlafend lag, und alles Denken in ihm flog zu ihr hinüber. Morgen früh klang ihre Stimme umsonst zu seiner Stube hinauf, um ihn herunter zu rufen —

Da stand Gerda Ratlow wieder nah vor ihm, noch auf demselben Platz und ebenso regungslos; sie schien sich seit seinem Rundgang nicht bewegt zu haben. Eine Erregung anderer Art als vorher hatte sich aus der Vorstellung der letzten Minute seiner bemächtigt; von ihr gedrängt, lief er auf die dunkle Gestalt zu, und vom Mund

flog ihm fast ohne Wissen laut die aus seinem Innern auftreibende Frage: „Was können wir thun?“

Das junge Mädchen wandte den Kopf um und antwortete nur wieder mit einem gelassen-ruhigen Wort: „Untergehn.“

Plötzlich durchfuhr es Gebert Norweg daraus blitzgleich zum erstenmal mit einer klaren Erkenntniß: Das Eis mußte sich allmählich im Wasser verringern, zerlockern — sie trieben hülflos zusammen dem Untergang entgegen. Das übertäubte ihm die Besinnung, ließ ihn hervorstoßen: „Sterben — ich will nicht sterben!“

Mit gleicher Ruhe klang die Stimme Gerda Ratlows kurz noch einmal: „Fürchtest Du Dich davor?“

„Ich will zurück zu ihr — will leben — will mit Bertrade leben —“

Noch ebenso besinnungslos kam's ihm über die Lippen; nun machte ihre Schulter eine leicht zuckende Bewegung, danach bewegte auch ihr Fuß sich, sie ging wieder davon, und der Lichtschleier ließ sie verschwinden.

Jetzt erlangte Gebert seine verlorene Beherrschung zurück, doch sah ihr mit noch irr kreisenden Gedanken nach. In ihrer Frage hatte kein Ton des Hohnes gelegen, nur ein sicherer Gleichmuth — sie begab sich fort, weil seine Gegenwart ihr lästig war — sie wollte allein untergehen —

Noch jünger war sie, als er, und ihr bangte nicht davor, zu sterben. Jäh aufsteigend, überloderte ein heftiges Schamgefühl ihm roth die Stirn. Ein Mädchen war sie und er ein Mann, und er hatte Todesfurcht laut aus

sich herausbrechen lassen, sich schwächer als sie, feige und sinnlos erwiesen.

Ihre Stärke freilich beruhte jedenfalls auch nur auf hochmüthigem adligem Stolz, der sich zu scheinbarer Fassung zwang, kein äußeres Zeichen ihrer, sie innerlich durchrüttelnden Angst zum Vorschein gerathen ließ —

Nicht gleich einem Lakaien, wie im Hohenkamper Park, hatte sie ihn eben mit ‚Er‘ angeredet, sondern mit ‚Du‘, wie's ihr damals erst nachher, als er sie feige genannt, im Zorn vom Mund geflogen; er erinnerte sich augenblicklich daran. Doch aus Zorn war's jetzt nicht geschehen, so wenig als aus ihrer Stimme Mißächtliches geklungen. Die Frage war nur wie der laut gewordene Gedanke eines Nichtbegreifens gewesen, daß jemand sich vor dem Tode fürchte.

Als Todesgenossen befanden sie sich hier, und von solchen fiel Brauch und Form des Lebens als nichtig ab; natürlich war's für sie, sich in der Erwartung gleichen Unterganges so anzusprechen. Gebert empfand, nach seiner plötzlichen Erkenntniß des ihnen gemeinsam Bevorstehenden würde er ohne Besinnen Gerda Ratlow ebenso ‚Du‘ genannt haben. Sie war keine Baronesse und künftige Königin mehr, nur ein hülflos dem Verderben zutreibendes Menschengeschöpf, wie er. Eigentlich waren sie beide schon Todte.

Als Gedanken oder mehr als Empfindungen drängte sich's wechselnd so durch seinen Kopf. Dabei kam's seltsam über ihn: Er wollte nicht sterben, alles in seinem Innern trachtete nach Rettung, nach Weiterleben. Aber dennoch legte sich

ihm eine Beschwichtigung auf diesen ringenden Lebensdrang, und er fühlte auch, woher sie stamme und ausgehe. Von dem Muth, mit dem ein Mädchen, noch jünger als er, klagelos dem Tode entgegensah. Dem wollte er nicht nachstehen, oder vielmehr diese Fassung Gerda Ratlows zwang auch in ihm den Aufsturm des Lebensverlangens nieder. Und zugleich damit seinen Widerwillen, seinen Haß gegen sie; die schwanden ab, wie alle Bräuche und alle Unterschiede zwischen ihnen. Sie war eine mit ihm Sterbende; nur bis zum gleichzeitigen Geschlossenwerden sahen ihre Augen und die seinigen noch das nächtige Strahlengewoge um sie her, das Gewölbe des Himmels über sich. Dann fiel schwarze Finsterniß auf sie; beide waren sie nicht mehr, gewesen, und ausgelöscht, gleichgültig, was vorher gewesen. Zum erstenmal ging Gebert dies innere Erfassen der Bedeutung des Todes auf; aller Wille und Drang in ihm sträubte sich dagegen, doch er war ruhig geworden, wie Gerda Ratlow.

Sie hatte sich wieder von ihrem Standplatz fortbegeben, seiner Anwesenheit auszuweichen; das war nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, wohlbegreiflich. Sie wollte mit ihren letzten Gedanken allein sterben; daß dies unabwendbar sei, wußte sie, hatte ihr kurzes Erwiderungswort kundgegeben.

Zum gleichen trieb's auch ihn, in diesen letzten Lebensstunden mit sich allein zu sein. Sein Denken wandte sich wieder von ihr ab und zu Bertrade zurück. Nur ein schöner Traum war seine Zukunftshoffnung gewesen, den er jetzt zu Ende träumte. Wie glücklich wäre er mit ihr geworden; alles, was sein still-seliges Gefühl im Som-

mer seit dem Herbst mit stürmischen Wallungen überdrängt gehabt, war aus ihm weggeschwunden. Ganz füllte es seine Brust aus, wenn er jetzt noch zu ihr zurückkommen könnte, würde er nur seine beglückende Liebe, gegen alles andere gefeit, wieder mit sich heimbringen. Unverständlich war's, doch einen Augenblick lang rührte es ihn an, als sei auch diese Beschwichtigung aus dem Verhalten Gerda Ratlows über ihn gerathen.

Lebend stand das Bild Bertrades vor ihm, und mit dem vor Augen, dem letzten Gedanken an sie wollte er sterben. Mechanisch ging er über die Scholle hin und wider, nahm unbewußt mit dem Blick und der Empfindung auf, daß sie sich verändere. Die Glätte ihrer Oberfläche minderte sich, ab und zu erscholl ein Knacken, als ob sich Sprünge unter ihr bildeten, da und dort gerieth sie in eine leicht abgeschrägte Lage. Immer rascher ward sie fortgetrieben, rundum ging an den Rändern aufzischendes Wellengewoge; darüber stand der Vollmond jetzt beinah scheitelrecht, ließ erkennen, daß bereits zwei oder drei Stunden seit dem Losbruch der Eisdecke vom Ufer vergangen sein mußten. Der Schwarm der Wasservögel war verschwunden, dem freigewordenen Strande zugerückt; nur einige große Häringsmöwen kreisten mit weitklafternden Schwingen über dem Trümmerstück, hielten in der Luft an, als lauerten sie spähend auf eine ihnen nicht mehr entgehenkönnende Beute, und schossen zuweilen, scharf-widrig kreischend, bis nah auf das Eis herunter. Sie begleiteten dies, ihre Schatten huschten unablässig in geisterhafter Wesenlosigkeit drüber hin; sonst trieb es todeslautlos dem Untergang näher.

Den führte wahrscheinlich ein in kleine Stücke Auseinanderbersten der zermürbenden Masse herbei, und die Anzeichen häuften sich, daß dies nicht lange mehr warten lasse. Gebert sagte sich, es sei auch besser so, als weitere Hinausschiebung des unvermeidlichen Endes; ein Trieb sogar kam über ihn, es zu beschleunigen, drängte ihm den Fuß von der Schollenmitte nach ihrem Nordrand hin. Wenn der versank, war der Kampf am schnellsten vorbei; zur schlimmsten Vorstellung gestaltete sich ihm ein Durchbrechen mitten im Eise und hinterdrein folgendes instinktives Aufgreifen seiner Hände nach um ihn her schwimmenden Stücken, um sich noch minutenlang in vergeblichem Ringen an einen Halt anzuklammern. Der Gedanke ließ ihn nach vorn gehen, wo es in seiner Macht stand, dieser Bedrohung zuvorzukommen. Wenn er's that, vielleicht durch einen freiwilligen Sprung in die See, bewies er im letzten Augenblick auch Gerda Ratlow noch, daß er sich nicht fürchte, ihr an Muth nicht nachstehe.

So wandte er sich der Richtung zu, wo sie vermuthlich war, und unterschied jetzt schon die dunkle Gestalt seiner Todesgefährtin aus etwas weiterer Entfernung; wie die Glätte des Eises hatte, wohl durch die Vorneigung der Fläche, auch seine Rückspiegelung abgenommen und das Strahlengewebe war durchsichtiger geworden. In unveränderter Haltung sah er sie wieder abgewandt stehen; nicht zu ihr hin wollte er, nur gleichfalls an den Nordrand der Scholle. Doch wie sein Fuß im Begriff war, seitwärts abzubiegen, durchfuhr ein stark knatternder Ton unter ihm den Boden. Als eine Ankündigung klang's, das Eis bereite sich, auseinander zu klaffen, und unwill-

kürlich stand Gebert von seinem Vorhaben ab, schritt gradaus bis zu Gerda Ratlow hin und sagte: „Nun geht's zu Ende."

Kurz und nur halb den Kopf wendend, versetzte sie: „Ja", blickte dann wieder auf die mit Schaumkämmen anrollende See. Aus ihrer Stimme, wie aus ihrer Unbeweglichkeit sprach nichts als ruhige Erwartung. Nur eines war nicht in Ruhe, der Wind hatte ihr Haar losgerissen und warf es langflatternd um sie her; seine goldhelle Farbe ward vom Mondlicht zu einer silberähnlichen verwandelt.

Vom Munde Geberts klangen noch einmal Worte, wohl als letzte. Sie drängten sich ihm gewaltsam über die Lippen herauf, mehr für ihn selbst, als für seine Todesgenossin: „Wenn ich Dich retten könnte, thäte ich's."

Sie hörte oder verstand's nicht, erwiderte nichts drauf, und einige Augenblicke standen die Beiden ohne Laut nebeneinander. Nur Wind und Wasser sauchten und die Möwen über ihnen kreischten schärfer und näher.

Da — was für eine Riesenmöwe schoß von rechtsher dicht über den Wellen heran?

Plötzlich griff die Hand Geberts unbewußt nach Gerda Ratlows Schulter, und er stieß aus: „Das ist keine — ist ein Segel — siehst Du's?"

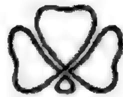
Sie fuhr, wie aus nachtwandlerischem Zustand aufgeschreckt, zusammen und ihre Schulter zog sich mit einem jähen Ruck unter seiner Hand fort, während aus seiner Brust jauchzend hervorbrach: „Wir sollen noch leben —!"

Nun rief er, so laut es seine Stimme vermochte: „Hier — hier — helft!" und jetzt deutlich erkennbar war's ein

Bootsegel oder ein größeres, das einer breitbauchigen Fischerschluppe, zwei kraftvoll hochwüchsige Mannsgestalten in Oelröcken und Südwestern standen drin. Sie hörten den Ruf, doch bedurfte es seiner nicht; ihre geübten Augen hatten schon die treibende Scholle mit dunklen menschlichen Schatten auf ihr wahrgenommen. Das Fahrzeug kam geschickt heran, ein Ruf in dänischer Sprache scholl und zwei Enterhaken flogen, das Eis packend, herüber. Von einer entgegengestreckten Hand gezogen, befand Gebert sich im nächsten Augenblick in Sicherheit; nun sagte einer der Fischer auf plattdeutsch: „Dat weer Tid, wa is de Anner?" Der Befragte drehte den Kopf, Gerda Ratlow war nicht neben ihm, und sein Beihelfer brummte: „Dat's jo en Döschkopp, hett he us nich sehn?" Mit einem Sprung sich über Bord schnellend, ging er vorsichtig auf dem Eis der Stelle zu, wo sich die Gestalt der Zurückgebliebenen unterscheiden ließ. Sie stand regungslos und der Fischer rief ihr unwirsch zu: „Na, wist Du mit oder wist Du mit de Fisch hüt' Nach Soltwater drinken?" Aber auch darauf hin rührte sie sich nicht, und jetzt knurrte er, nah herangekommen: „Dat's jo en Deern, bi de is dat meist nich richti in'n Kopp. Do mutt een ehr Föt inne Hann nehmen."

Ohne weiteren Umstand zu machen, schlang er die wuchtigen Arme um die scheinbar von Besinnung Verlassene, zu eignem Handeln Unfähige, hob sie auf und kehrte mit ihr an das Fahrzeug zurück, wo er sie dem Andern über den Bordrand hinreichte: „Do, nimm de lange Deern — dat is jo to'n Düwel Tid, dat Jis knackst as en olen Pott, de barsten will."

Das hörte und sah Gebert Norweg noch, doch nur noch mit halbem Bewußtsein. Nach der langen ungeheuren inneren Erregung hatte der jähe Uebergang aus der sicheren Todeserwartung zum Leben seine Widerstandskraft zum enden gebracht. Er sank in dem Augenblick, wie die Schluppe von der Scholle abglitt, taumelnd am Boden um und fiel sinnverlassen in schweren Schlaf.



VII.

Als er erwachend zu sich kam und die Augen aufschlug, war's ihm, er habe einen wunderlichen Traum gehabt, der noch weiterdauere. Nicht die Bodendecke seiner Giebelstube sah er über sich, sondern graues, fahl vom Morgenschein angehelltes Wolkengetriebe. Doch er wußte, die Sinnestäuschung rühre von seinem noch nicht völlig wachen Zustande her und Bertrade werde ihn gleich zum Frühstück herunterrufen, weil es Zeit für seinen Schulgang sei.

Statt dessen aber vernahm er nach einem Weilchen ein paar unbekannte Stimmen und empfand sein Bett heut' früh als ungewöhnlich hart, fast schmerzhaft die Glieder drückend. Sein Oberkörper richtete sich auf; der Traum hielt ihn immer noch umsponnen, denn er glitt auf einem Gewässer zwischen unweit entfernten, mit Schnee bedeckten Strandufern entlang; zwei breitschultrige Schiffer saßen vor ihm, Ruder einschlagend, auf einer Bank und bewegten das Fahrzeug, in dem zu sein er mit offenen Augen träumte, langsam vorwärts. Hinter ihnen, am Ende desselben, hob sich von einem um ein

wenig höheren Sitz noch eine dritte Gestalt auf, mit seitwärts gedrehtem Kopf nach dem Land hinblickend. Doch nun wandte sie einmal ein blasses, von verworrenem blondem Haar umrahmtes Gesicht nach vorn, und da war es zweifellos das Gerda Ratlows. Nur einen wörtlichen Augenblick kurz sah sie den halb in die Höh' Gekommenen an, dann kehrte ihr Gesicht sich, leeren Ausdrucks, wieder ab.

Damit zugleich indeß durchschoß Gebert Norweg auch ein blitzartiges Gedächtnißaufwachen und Erkennen. Mit einem Schlage begriff er, daß ihn kein Traum gefangen halte, stand das Bild der Mondnacht, alles in ihr Geschehene und Gewesene dicht gedrängt vor ihm da. Er war mit Gerda Ratlow auf einer losgebrochenen Eisscholle zusammengetroffen und dem Untergang entgegengetrieben. Den Tod erwartend, hatten sie zuletzt nah beieinander gestanden, als wohl unmittelbar vor dem Zerbersten des Eisstückes ein Segel aufgeblitzt und sie aufgenommen. Dann war er hingefallen und hatte bis jetzt in bewußtlosem Schlaf gelegen. Der späte Januarmorgen brach an, es ging kein Wind mehr, aber nach ihm war jetzt trüber Himmel herangerückt; die Schluppe konnte ihr Segel nicht mehr benutzen, sondern mußte gerudert werden. Netze in ihr zeigten, sie sei ein Fischerboot, das in der Nacht noch draußen auf der See gewesen, doch durch seinen kräftigen Bau sich gegen den stürmischen Wind und Wellengang zu halten vermocht. Gleichmüthig, aus kurzen Pfeifen dampfend, lenkten die beiden Insassen es ihrem Heimathsort zu, nach ihrer Sprache verschiedenen Volksstämmen angehörig, denn der eine führte

plattdänische, der andre plattdeutsche im Mund, doch verstanden sie sich offenbar genau wechselseitig.

So brachte die aufgeweckte Erinnerung Gebert jetzt zum Wissen und Begreifen der Wirklichkeit, dessen, was geschehen sei. Er und Gerda Ratlow waren nicht untergegangen, wie er's geträumt, sondern von den beiden rudernden Männern gerettet worden. Sie saß drüben auf einer Bank, aus ihrem Anblick hatte alles sich ihm erhellt.

Doch auch etwas Anderes noch. Das war nicht mehr seine Todesgenossin, die gemeinsam mit ihm aufhörte, zu sein. In dem Moment, der sie dem Leben zurückgab, hatte sie sich auch zurückverwandelt, und die drüben Sitzende war wieder die hochfahrende, nach einer Krone trachtende Baronesse von Ratlow, seine Todfeindin, so lange er sie vom Ansehn kannte. Jetzt bedurfte sie keiner Hülfe mehr, alles stand ihr wieder zu Gebot, ihre Lakaien, ihr Reichthum, das Nennen ihres Namens reichte aus, was sie verlangte, sogleich eifrig erfüllt zu sehn.

Der kurze Blick, den ihr Gesicht bei der zufälligen Umwendung nach dem seinigen gerichtet, hatte ihn voll darüber belehrt. Als an einem Nichts waren ihre Augen an ihm vorbeigegangen, an einem niedrigen, bürgerlichen Geschöpf, einem Menschen, dessen Mutter nicht verheirathet gewesen. Ein widrig in ihr aufsteigendes Gefühl schien sich drin ausgedrückt zu haben, daß sie ihn auf dem Eis einigemal der Erwiderung eines Wortes gewürdigt hatte.

Klar empfand und erkannte er diese, eigentlich selbstverständliche Wiederherstellung des alten Verhältnisses

zwischen ihnen, an dem ihr Zusammensein auf der Eisscholle ja nichts umändern gekonnt. Nur eines, den alten Haß gegen Gerda Ratlow regte seine Erkenntniß nicht mehr in ihm zum Aufschwellen; so mißächtlich ihr Blick ihn gestreift, so gleichgültig war sie ihm geworden. Und auch nur mit einem streifenden Gedanken hatte er ihre Umwandlung in sich aufgenommen, dann flog alles Denken und Fühlen in ihm jubelnd zu Anderem, zum Schönsten, Glückvollsten hinüber. Er kam lebend wieder zu Bertrade zurück.

Nach welcher Richtung mußte er sie suchen und wo, wie weit von ihr befand das Boot sich? Aufstehend setzte er einen Schritt gegen die Ruderbank vor und fragte, nach dem nahen Landstreifen zur Linken deutend: „Ist das die Nordküste von Holstein?"

Der plattdeutsche Fischer antwortete, kurz das Ruder anhaltend: „Nee, dat is Arrö. Hört Ji in't Holsteensche?"

Nur eine ungewisse Vorstellung verknüpfte sich Gebert mit dem Namen, ließ ihn wiederholen: „Arrö? Ist das nicht eine Insel, die zu Dänemark gehört?"

„Jo, dat schall't wul dohn. Dat uppe anner Sit is Langeland, do kamt wi hen."

Beim Stocken des Ruders war ein leichter Ruck durch die Schluppe gegangen und hatte Gerda Ratlow plötzlich in die Höh' fahren lassen. Ihre Züge schienen wie von einem jähen Schreck befallen; als sei sie von Bangen vor einer nochmaligen Gefährdung ihrer Errettung überkommen, so hielten ihre Augen sich dem Inselufer zur Rechten zugewandt. Gebert Norweg nahm nichts davon gewahr, er achtete nicht mehr auf sie, und wie mit einer

Welle war ein Wort über ihn hingeschlagen, das er jetzt nachsprach: „Langeland —"

Das Morgengrauen war mählich etwas heller geworden und ließ, nicht weit mehr entfernt, einen Kirchthurm unterscheiden, der sich nah am Strand über einer kleinen Zahl niedriger Dächer aufhob. Das Städtchen Rudkjöbing war's, der Hauptort der Insel Langeland, an Größe oder Geringfügigkeit ungefähr der Heimathstadt Geberts gleichartig.

Dort, auf der Insel Langeland, hatte der Herr Justizrath einmal gesagt, war er zur Welt gekommen, hatte er zuerst mit seiner Mutter gelebt —

„De Thorn kiekt all rut", sagte der Fischer; „dat is Rudkjöbing, do sünd wi to Hus."

Aus groß aufgeweiteten Lidern blickte er hinüber. Ihm war's, eine Erinnerung dämmere vor seinen Augen auf, den Thurm schon gesehen zu haben.

Oder das war wohl Täuschung — doch etwas Anderes trat ihm wieder deutlich vor den Blick hin. Der Strand lag mit Schnee bedeckt, doch er sah ihn nicht so, sondern mit gelblich weißem Sande daliegen. Darauf stand eine hochgewachsene schlanke Gestalt in dunklem Kleid, er selbst aber sprang als ein ganz kleiner Knabe hin und her, suchte nach Muscheln und Steinen und legte sie, zurücklaufend, in eine schmale, weiße Hand —

Gebert wandte doch einmal ruckhaft plötzlich die Augen nach dem Standplatz Gerda Ratlows. Ihm war's gewesen, als müsse die zum Strand hinüber geschritten sein und als die Gestalt mit der schmalen Hand dort gestanden haben. Zum erstenmal hatte seine von der Er-

innerung geweckte Einbildungskraft ihm auch, wenngleich verschwimmend, Gesichtszüge seiner Mutter hervorgebildet, und auch die hatten etwas Aehnelndes mit denen Gerda Ratlows gehabt.

Nein, diese stand ohne Regung dort neben der Schaluppenbank, ebenfalls nach Langeland hinblickend; eine Sinnestäuschung war's gewesen, von dem Bild hervorgerufen, das die Nacht ihm vor Augen gehalten, der hochschlanken Gestalt in der dunklen Kleidung, mit dem blaßfarbigen Gesicht und auch der langgestreckten weißen Hand. Wie er den Blick wieder nach dem Strand zurückwandte, war alles verschwunden, nur das Städtchen Rudkjöbing lag mit seinem Kirchthurm jetzt dicht herangerückt da. In winterlich-trübseligem Licht; die graue Wolkendecke drüber hing tiefer herab und Tropfen begannen aus ihr zu fallen. Oed streckte sich der Rand eines kleinen Hafens vor dem Ort hin, einzig ein paar Leute waren an der Ausbesserung einer heraufgezogenen Tjalk beschäftigt.

Der starke Wind hatte die Eisscholle gradaus nordwärts schon bis halbwegs gegen Langeland getrieben, als die vom Südrande der Insel Laaland hergekommene Schluppe die vor dem Untergang Stehenden aufgenommen; nun legte sie am Heimathsort ihrer Inhaber an und diese begaben sich mit den Geretteten ans Land. Der Tropfenfall verdichtete sich zum Regen, von der Thurmglocke Rudkjöbings scholl ein mattdumpfer Ton her, als hebe sie einen Stundenschlag an, doch ein Geläut setzte sich daraus fort, bei dem der dänisch sprechende Fischer seinen Kopf nach dem Thurm aufhob, der jetzt an halber

Höhe eine dunkelfarbig herabhängende Fahne unterscheiden ließ. „Hvad er?“ fragte der Hinschauende einen der an der Tjalk Arbeitenden und erhielt die Antwort: „Kongen er död.“ Kurz und gleichgültig klang's, von Gebert nicht verstanden, der an den andern Schiffer neben ihm die Frage richtete, was das heiße.

„De König is dot, seggt he, denn kümmt jo wul de anner anne Reeg un warrd dat in Kuppenhagen verdweer.“

Auch daraus sprach nur äußerst geringe Antheilnahme; Gebert war von einer Empfindung angerührt worden, daß sich kurz zuvor seitwärts von ihm etwas rasch vorbeibewegt habe, und sein mechanisch dorthin gekehrter Blick bestätigte den Eindruck. Gerda Ratlow war's gewesen, befand sich schon ein Dutzend Schritte entfernt und lief hastig gradaus vorwärts, augenscheinlich in Besorgniß, von dem stärker niederstürzenden Regen durchnäßt zu werden und nach einem Schutz suchend. Der bot sich ihr von den ersten Häusern des Städtchens her, und um ein paar Augenblicke später war sie verschwunden, wohl in eines von jenen eingetreten. In welches, hatte die schon auf geringe Strecke hin undurchsichtig gewordene Luft nicht mehr erkennen lassen; die Baronesse von Ratlow befürchtete natürlich, sich durch eine Erkältung zu schädigen, dachte allein an sich selbst und achtete ihre Lebensretter, Leute niedrigsten Standes, keines Dankwortes werth. Die hatten nur ihre Schuldigkeit gethan, und irgend welchen Anderen kam dies jetzt weiter zu. Wenn es ihr auch an ausreichender Fertigkeit zur dänischen Conversation gebrach, war sie doch der

Sprache so weit mächtig, verständlich machen zu können, was sie verlangte und befahl, brauchte in dem Hause nur zu sagen, wer sie sei —

Wer sie sei — gleichzeitig mit diesem Gedanken kam Gebert Norweg die Antwort darauf. Der König war gestorben und Gerda Ratlow dadurch in die Lage versetzt, ihr Ziel zu erreichen. Sie befand sich in Dänemark, ein eigenes Zusammentreffen hatte sie grade heut' auf den Boden des Landes gebracht, dessen Königin sie zu werden hoffte. Vielleicht war sie eben deshalb, nicht wegen des Regens so hastig gelaufen, um so schnell als möglich nach Kopenhagen zu gelangen. Gebert kam's nachträglich, in ihrem blindlings Fortstürzen habe etwas sie beherrschungslos Treibendes, wie vor Erwartung Zitterndes gelegen.

Im Schloß der dänischen Hauptstadt aber war am zwanzigsten Januartage in der That geschehen, was heute Trauergeläut und schwarze Fahnen überall im dänischen Lande verkündigten. Die officielle Zeitungsberichtigung, die im December das Gerücht eines plötzlich eingetretenen Unwohlseins Seiner Majestät für absolut unbegründet erklärt, hatte damals wie jederzeit ihre Aufgabe, die Wahrheit zu verdecken, erfüllt. König Christian der Achte war von Krankheit befallen gewesen, nicht wieder zur Gesundheit gelangt, sondern jetzt aus dem Leben abgeschieden.

Bleiernen Schalls setzte sich der Glockenklang vom Thurm Rudkjöbings fort, und bleiern lagerte sich immer schwerer die Wolkendecke drüber. Mit seinem Enden hatte der Südwind das von den Himmelskundigen schon früher

erwartete Regenwetter gebracht; auch am Langelander Ufer war das Eis während der Nacht gebrochen und völlig weggeschwunden. Gebert saß in der kaum sechs Schuh hohen Stube Henning Dörrbecks, des plattdeutschen Fischers, der vor zehn Jahren durch eine Erbschaft aus Nordschleswig hierhergekommen und verblieben war. Er hatte aus einem Wandschrank seinem Namen entsprechendes dürr-altgebackenes Brod und Stücke gebratenen kalten Butts hervorgeholt, für sich und den von ihm mit ins Haus Genommenen auf den Tisch geschoben, und beide stillten den Hunger, der sich auch bei Gebert jetzt stark geltend gemacht. Sein Wirth war weder gesprächig, noch wißbegierig, fragte nach dem Essen nur: „Wa wist Du denn hen?“ und versetzte auf die Antwort: „Denn mußt Du jo anne schleswigsche Küst, ick will mal sehn, ob hüt noch een do röwer geiht.“ Er ging fort, und der allein Zurückgebliebene trat ausblickend an das kleine Stubenfenster. Triefend und trübselig lag draußen eine Gasse zwischen ärmlich-niedrigen Häusern, fremd und nichtssagend; die hatte er nie gesehen, überhaupt war seine vermeinte Erinnerung nur von Einbildungskraft erzeugt gewesen. Der Regen machte ein Umhergehen in der Stadt unmöglich, doch ließ sich in ihr für ihn auch nichts auffinden und suchen. Von dem Namen Langeland war seine Phantasie plötzlich angeregt worden, und im vorigen Frühling hätte er keinen höheren Wunsch gekannt, als hierherkommen zu können. Aber jetzt besaß er seine Heimath im Hause Bertrades und nur das eine Verlangen, so schnell als möglich dorthin zurückzukehren. Vielleicht, sogar wahrscheinlich hatte er als kleiner Knabe mit seiner

Mutter garnicht in Rudkjöbing gelebt, sondern anderswo auf der Insel.

Henning Dörrbeck kam ziemlich bald zurück und sagte eintretend: „Do will en Kuff na Flensburg utlopen, mit de kannst Du röwer fahrn; ick heff mit em spraken, he töwt up Di.“ Etwas minder wortkargend als vorher setzte er hinzu: „De Deern weer jo wul wat Vörnehms un hett dat gau hatt; de is all glicks mit'n Boot dör den Regen afseilt. Hefft Ji denn nicht tosam hört? Ick dach, dat weer Din Süster, mi düch, dat harr so wat mit de Aehnlichkeit bi Ju.“

Gebert verneinte kurz: „Nein, wir waren nur zufällig auf dem Eisstück zusammengekommen und gehn uns nichts an.“ Unwillkürlich fügte er noch hinterdrein: „Ja, sie ist sehr vornehm und wird's wohl noch mehr, ist auf dem Weg dazu.“ Dabei kam's ihm mit einer plötzlichen, ihn froh berührenden Erinnerung; er trug noch das Geld bei sich, das ihm bei dem Schlittschuheinkauf von dem Goldstück des Herrn Justizraths übrig geblieben, und er konnte sich damit menschenwürdig-dankbarer als der mißachtende Hochmuth Gerda Ratlows erweisen. Eilig einen kleinen Beutel aus der Tasche ziehend, schüttete er dessen Inhalt auf den Tisch, sprach ein paar Worte dazu von Hülfe in der Noth und Bewirthung. Doch der Fischer schob mit der breiten Handschaufel die Silberstücke zurück und sagte: „Dat lat man sin, dat is bi us nich inne Mod, un Du hest dat ünnerwegens sülbn to'n Eten un Drinken nödig. Nu kumm man, dat em de Tid nich lang warrd un he ahn' Di rutlöppt.“

Der Sprecher hängte Gebert einen alten Oelrock zum Schutz gegen den starken Regen über, und sie gingen an den Hafen zurück zu ‚em‘; ‚he‘ war der Besitzer der zur Abfahrt nach Flensburg bereiten ‚Kuff‘, eines einmastig-yachtähnlichen, doch nach holländischer Art gebauten, in der Mitte wulstig ausgebuchteten Fahrzeugs, das in seinem Bauch eine kleine Kabuse enthielt. In die deutete der Schiffer dem Ankömmling nur, ohne überflüssige Beifügung eines Wortes, hinein; dieser wollte den Oelrock abziehn und zurückgeben, doch Henning Dörrbeck meinte: „Behol em man ünnerwegens, inne Nach warrd dat kold, he bringt em wedder mit trügg.“ So reichte Gebert seinem Lebensretter nur mit herzlichem Druck die Hand und die Kuff stieß vom Uferrand ab; der Wind hatte sich günstig westwärts gedreht, schwellte mit einer leichten Brise die aufgerollten Segel. Kurz ging's wieder neben der Küste von Langeland hin, die vor den Augen des nach ihr Blickenden in wörtlichem und geistigem Sinn verschleiert lag. Kein Verband bestand zwischen ihm und der Insel, nicht nur winterlich starr, wie wirklich todt sah sie ihn an, ließ sich nicht zum Leben erwecken; das blühte allein und erwartete ihn im Hause Bertrades. Dann verschwand Langeland, andre Strandufer fremd-namenloser größerer und kleinerer Eilande traten heran, zwischen denen die Fahrt hinging; die Kuff segelte eigentlich nicht wie andere Fahrzeuge, sondern glitt, der Bewegung eines Schwimmvogels gleich, über das Wasser fort, jetzt allmählich langsam-schwerfällig, denn der Westwind begann ihrer veränderten Richtung entgegen zu stehen. Der Schiffer und sein halbwüchsiger Sohn waren

lediglich ihre Sprache redende und verstehende Dänen, ein Anknüpfen mit ihnen ward dadurch für Gebert unmöglich, doch stand ihm auch kein Verlangen danach. Er hatte übergenug an sich selbst, wechselnd sich seiner Vorstellung vorüberdrängenden Bildern, an seinen eigenen, bald in die Vergangenheit zurück, bald in die Zukunft voraus schweifenden Gedanken. Stehend oder ein paar Schritte auf dem kleinen Deckraum hin und her machend, sah er die Kuff, oft zum Segelumlegen und rückwärts führenden Kreuzschlägen genöthigt, sich zwischen vielfältigen Inselchen durchwinden; als der kurze Januartag endete, gelangte sie, die Nordspitze von Arrö umbiegend, in freies Fahrwasser. Der Schiffer ging nicht an Land, er wußte, daß die Nacht trotz der Wolkendecke durch den Mond hell genug zur Fortsetzung der Fahrt werde, und hockte sich mit seinem Gehülfen wetterhart zu einem Halbschlaf zwischen einigen Fässern am Steuerruder nieder, während Gebert sich in der Kabuse auf einen mit Seetang gefüllten matratzenartigen Sack streckte und beim gluckenden Anschlag des Wassers dicht neben seinem Kopf bald in Schlaf fiel. Der war ruhiger und erquickender als in der Nacht vorher auf der Schluppe, ohne das Wogen und Erneuern der Vorgänge auf der Eisscholle in seinem Kopf; nur einmal kam er zu flüchtigem Wachen und ihm dabei zur Besinnung, er habe geträumt, daß er Gerda Ratlow in einer Straße Kopenhagens gesehn. Sie war auf ein großes Schloß zugelaufen, aus dem der Graf von Wagrien, jetzt in einem langen Purpurmantel, ihr entgegengekommen, sie mit dem Ausruf: „Gud fordömmig, da bist Du ja ßon, Du mußt ja ßatansmäßig ßnell gelaufen sein!“

an der Hand gefaßt und mit sich ins Schloß gezogen hatte. Nur waren seine Augen vorher noch kurz auf Gebert gerichtet gewesen und ihm dazu vom Mund gekommen: „Bist Du aug hier in Kjöbenhavn und willst jetzt Flügelmann bei meiner Garde werden? Da, zeig' erst, daß Du auf den Feind losgehn kannst, und trink' den Nußßnaps auf einen Zug aus! Skaal!"

Nur ein paar Augenblicke erinnerte der Aufgewachte sich dieses aus in ihm haften gebliebenen Eindrücken und Worten halb widerwärtig und halb närrisch zusammengeflossenen Traumes, dann wiegte das Wasserglucken ihn rasch auf's neu' in Schlaf, und beim Wiederaufheben seiner Lider sah er Tagesschein in die Kabuse hereinfallen. Die Bewegung der Kuff hatte aufgehört, sie lag still, und wie er klein zusammengebückt aus ihr heraustrat, dehnte sich nah vor ihm eine lange gegiebelte Häuserreihe an einem Hafenbollwerk entlang, er war in der Stadt Flensburg. Mechanisch sein Geldbeutelchen wieder herausziehend, reichte er dem Schiffer ein Thalerstück hin, das dieser nicht abwies, sondern als ihm zukommend mit kurzem „Tak" in die Tasche steckte. Dann stand Gebert am Lande und suchte zunächst eine Wirthschaft auf, um sein Hungerbedürfniß zu stillen. Durcheinandergemischt umtönte ihn drin dänische und plattdeutsche Sprache der Anwesenden, doch die erstere herrschte hier im Nordtheil der Stadt vor; die Hin- und Widerreden der von Schnapsgenuß Aufgeregten schienen sich um den Tod des Königs zu drehen und aus den dänischen Stimmen etwas zugleich Feindseliges und Frohlockendes zu klingen. Merkbar war er in eine Hafenschänke niedrigster Art gerathen

und begab sich rasch-möglichst wieder hinaus, doch von einem Gefühl der Dankbarkeit für den Besitz seiner Geldmittel begleitet. Wie es ihm ohne diese hätte gelingen sollen, heimzukommen, ließ sich kaum vorstellen, denn selbstverständlich ward überall für Speise und Trunk Bezahlung gefordert. Niemand bekümmerte sich um sein Weggehen außer einem noch ganz jungen braunhaarigen Mädchen, von dem ihm das bestellte Frühstück vorgesetzt worden. Sie wurde von den Gästen ‚lille Grete‘ gerufen, mußte eine Bedienstete in der dänischen Wirthschaft, doch eine Deutsche sein, denn bei seinem Fortgang vor der Thür stehend, sagte sie, ihn mit einem noch halben Kindergesicht ansehend und freundlich nickend: „Leb' wohl und kommen Sie gut nach Haus.“ Aus seiner Erscheinung mochte sie sich zurechtgelegt haben, daß er versehentlich in die Schänke gerathen sei und nicht nach Flensburg gehöre; ihm that's wohl, in der unbekannten Fremde einen derartigen antheilnehmenden Abschiedsgruß zu empfangen und, sich noch einmal umwendend, winkte er ihr ebenfalls freundlich mit der Hand zurück. Dann kam er, einer kurzen Quergasse gefolgt, auf die halbstündig lange Hauptstraße der fast nur aus dieser bestehenden, das Innenende des Hafens umziehenden Stadt, der größten und ersten anderen außer seinem Heimathort, die er sah. Der Regen hatte aufgehört, und er ging, die Häuser und Kaufläden anschauend, durch die für ihn ungewohnt von Menschen belebte Straße bis zum Südermarkt; schwerlich brachte das Leben ihn nochmals hierher, so wollte er die ihm dargebotene Gelegenheit, Flensburg kennen zu lernen, nutzen. Ueberraschend

Unbekanntes oder sonderlich Anziehendes gerieth ihm jedoch in der immerhin auch nur stillen und kleinen Provinzstadt nicht zu Gesicht, von deren sommerlich anmuthiger Lage der graue Wintertag keine Ahnung gewinnen ließ, und außer seinem Drang zur Heimkehr begleitete ihn eine Mahnung, mit seiner Baarschaft haushalten zu müssen. Von vaterländischer Geographie war freilich im Unterricht bei Matthias Harms nie die Rede gewesen, aber er beherbergte so viel an ungewisser Vorstellung in sich, daß sein Rückweg über Kiel führe und ihn wohl zweimal zum Uebernachten nöthigen werde. Im Hinblick darauf mußte er sparsam mit seinem Geldrest umgehen und möglichst rasch weiterkommen, wandte sich deshalb am Südermarkt mit einer Erkundigung nach dem Weg auf Kiel zu an jemand, der ihm als rathsamsten bei den winterlichen Zuständen die Landstraße am Dorf Idstedt vorüber nach Schleswig angab und ihn linkshin durch die städtische Hauptstraße bis ans Ende weitergehen hieß. Er befand sich schon in der einzuschlagenden Richtung und ließ, mit kräftigen Schritten ausholend, bald die letzten Häuser Flensburgs hinter seinem Rücken.

Ein tüchtiges Wegstück war's durch die Landschaft Angeln, die gegenwärtig nichts von der Vortrefflichkeit ihres Ackerbodens und dem Wohlstand ihrer dörflichen Bewohner verrieth; die Dämmerung nahte schon heran, als Gebert beim Gewahrwerden eines vor ihm aufsteigenden Kirchthurmes an einen entgegenkommenden Bauern die Frage richtete, ob das der Thurm der Stadt Schleswig sei. Doch der Angesprochene schüttelte den Kopf: „Nee, dat is erst Idstedt, bet na Sleswig to sünd dat

noch twee gode Stunn.“ Eine Enttäuschung für den Fragsteller war's, der schon weiter zu sein geglaubt hatte, und der Name Idstedt traf sein Ohr fast mit einem widrigen Klang; er war ziemlich gangmüde, aber das Dorf nahm sich unansehnlich und wenig einladend, wahrscheinlich auch keine Nachtrast im Krug bietend, aus. So setzte er seine Wanderung doch im Dunkel bis nach Schleswig fort, fand hier eine billige Unterkunft und brach am andern Morgen bereits vor dem Tageslicht wieder auf, um ebenfalls der Landstraße nach durch die Landschaften Schwansen und Dänischer Wohld wiederum erst am Abend Kiel zu erreichen. Trotzdem indeß traf er, schon besser an das Marschiren gewöhnt, in diesem weniger ermüdet ein, so daß er noch durch die holprichten, von schaukelnden, kümmerlich glösenden Laternen mehr verdunkelten als erhellten Straßen umherging. Hier war er also um ein paar Monate früher, als es ihm bevorgestanden, in der Universitätsstadt, zu der er bald wieder als angehender Mediciner zurückkehren sollte; in der ‚Dänischen Straße‘ erscholl aus einer Wirthschaft ein Liedgesang, und er trat, um sich etwas zum Essen geben zu lassen, in sie ein. Farbig bemützte Studenten saßen in der großen Gaststube, aus deren Gesichtern jugendliche Frische und zugleich eine unverkennbare Erregung sprach; sie hatten das vor einigen Jahren von dem jungen schleswiger Advocaten Chemnitz gedichtete Lied: ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen‘ gesungen und tauschten jetzt, doch zumeist mit gedämpften Stimmen, eifrige Reden aus; der Wirth ging mit schäumend aus einem Bierfaß gefüllten Deckelseideln zwischen ihnen auf und ab, warf unter schalk-

haftem Mundzwinkern humoristische Bemerkungen in die Unterhaltung hinein und klopfte ab und zu Einem, der lauter als die übrigen zu sprechen anfing, vertraulich leicht auf die Schulter. Gebert saß kaum bemerkt und unbeachtet in einer Ecke, die Mehrzahl der Studenten übte durch den lebhaften Ausdruck ihrer Züge eine anziehende Wirkung auf ihn. Nur einmal hielt einer, an ihm vorüberkommend, an und sagte: „Dich hab' ich noch nie gesehn, bist Du ein krasser Fuchs vom Herbst?" Der Befragte antwortete ein bischen befangen: „Nein, ich komme erst im Frühling von der Schule hierher." — „Dann komm nur wieder zu uns her, Leute von Deinem Schlag können wir gebrauchen. Herr Wichmann, ein Seidel!"

Der Sprecher ging an seinen Platz zurück, wohin der Wirth ihm das gefüllte Glas brachte; Gebert blieb noch kurze Zeit sitzen, dann begab er sich davon, seine Herbergsunterkunft wieder aufzusuchen. Was die Studenten in Erregung setzte, ward ihm nicht verständlich und ließ ihn auch völlig gleichgültig; er dachte nur an seine Heimkunft und wollte, um noch im Tageslicht anzukommen, sich noch frühzeitiger als heute auf seinen letzten Weg machen. Das führte er auch aus, der jetzt die ganze zweite Nachthälfte überdauernde Mond leistete ihm gute Beihülfe, zumal weil das Thauwetter sich in leichten Frost bei klarem Himmel zurückverwandelt hatte. So nahm der Tag, nachdem die Sonne aufgegangen war, mit ihrem weiteren Anstieg allmählich beinah etwas Vorfrühlingsartiges an, Wälder und Felder lagen zwar leblos, doch um Mittag lindwarme Luft über ihnen; Gebert

machte an einem zum Niedersetzen geeigneten Platze Rast, um seine aus Kiel mitgenommene Wegkost zu verzehren. Daraus wachte ihm Erinnerung auf, daß er bei seiner Wanderung nach dem Bungsberg an einer ähnlichen Stelle das gleiche gethan. Dort hatte er zum erstenmal einen Eindruck von der Natur empfangen, durch die am Feuchtrand des rieselnden Quellwassers aufgewachsenen kleinen Blumen von verschiedener Gestaltung und Farbe. Deutlich sah er sie wieder vor sich, obwohl hier aus dem Januarerdreich sich noch nichts regte und keimte, dennoch aber war schon Leben vorhanden. Durch die Luft kam wie damals ein großer goldgelber Schmetterling und gleich darauf noch ein anderer; sie mußten an geschütztem Ort in einer Scheune oder Hausecke überwintert haben und waren offenbar vom Sonnenglanz aus ihren Schlupfwinkeln ins Freie verlockt worden. Der Rasthaltende kannte beide mit Namen, den ersteren als Citronenfalter, der andere hieß ‚Kleiner Fuchs‘, Vanessa urticae, weil seine mit dornähnlichen Auswüchsen besetzte Raupe auf Nesseln lebte; er hätte auch den deutschen Namen ‚Brennesselfalter‘ tragen können. Aeußerst behend, leicht beweglich und hübsch war er, seine Flügel, die er beim Sitzen weit auseinanderschlug, zeigten ein buntes Gemisch von Farben, lichtrothe, gelbliche und schwarze, auch weiße und blaue Fleckchen schimmerten dazwischen; bei seinem hurtigen Umhertanzen konnte er in schnellem Wechsel bald dunkel, bald funkelnd erscheinen. Daneben hob sich der Citronenfalter in edler Schönheit ab, ein stärkerer Gegensatz ließ sich kaum denken; von ihm ging ein ruhig-einfaches Leuchten aus, wie von einem Sonnen-

strahl, während der andere kaleidoskopisch schillernd vor dem Blick gaukelte. Die beiden Falter gingen sich nichts an, nur Zufall hatte sie am selben Platz zusammengebracht, doch als das einzige Leben in der noch winterlichen Welt bewegten sie sich unwillkürlich, flatternden und schwebenden Flugs, ein Weilchen umeinander und verschwanden dann hierhin und dorthin im Glimmerlicht des Mittags.

Gebert hatte durch die letzten Tage Findigkeit gewonnen, seine Wegrichtung ohne vieles Fragen sicher im Auge zu halten, aber er blieb doch einmal erstaunt vor sich ausschauend stehn. Konnte es möglich sein, daß er die Entfernung von Kiel her so schnell zurückgelegt habe — war das schon der Thurm der Michaeliskirche? Die Sonne stand noch ziemlich weit vom Himmelsrande und volle Tageshelle lag umher. Doch die ihm von frühester Kindheit auf vertraute Gestalt des Thurmes konnte nicht täuschen und that's nicht; um kaum eine halbe Stunde später hatte er, auch noch in klarem Licht, seine Gartenpforte erreicht. Nicht als ob er sich vier Tage lang abwesend befunden habe, sah sie ihn an, sondern wie wenn er nur von nachmittägigem Schlittschuhlaufen zurückkomme. Unendlich dagegen mußte sich für Bertrade die Zeit in immer bangerer Sorge um sein unbegreifliches Ausbleiben gedehnt haben.

Mit beflügelter Hast sprang er zur Hausthür vor, doch sie ließ sich nicht öffnen, war verschlossen. Seine Hand riß an der Glocke, aber vergeblich; er klopfte, rief, es kam keine Antwort. Bertrade befand sich nicht im Hause, war ausgegangen, und er konnte nicht hinein.

Beim Abstehen von seinem nutzlosen Bemühen nahm er gewahr, daß die Rouleaux hinter den Fensterscheiben heruntergelassen waren; wie sein Fuß ihn halb unbewußt um die ‚Villa' herumführte, zeigten sich die Fenster überall gleicherweise verhängt. Das deutete darauf hin, es könne wohl noch Stunden dauern, bis sie heimkehre.

Wahrscheinlich war sie von ihrer Angst um ihn zum Herrn Justizrath getrieben worden, zu erfahren, ob der etwas von ihm wisse. Athemlos lief er davon, durch die Lange Twiete der Wohnung des Arztes zu; dann mäßigte er sich zum Schritt, die Leute sahen ihn verwundert an, und auch ein in ihm erwachendes Gefühl, daß seine erste Wiederbegegnung mit Bertrade in Gegenwart des Herrn Justizraths etwas peinlich Gezwungenes haben werde, ließ ihn langsamer gehen. Fast wünschte er, sie sei doch nicht dort; unten auf der Flurdiele traf er mit Stine Berens zusammen, rief ihr hastig die Frage zu, ob die Frau Lieutenant oben sei. Stine sah ihn aus weit aufgerissenen Lidern wie ungläubig an und stieß aus: „Büst Du wedder da? Ick dach, Du weerst öwern Harz. De Person schull mi hier in't Hus kam', de wull ick mit'n Schüerbessen rutfegen —"

Auf mehr hörte Gebert nicht, stieg, von der über ihn gerathenen Scheu befreit, die Treppe hinauf und klopfte an die Thür der Studirstube. Von drinnen rief's herein; Wichart Libertus saß vor seinem Schreibtisch, sprang, den Kopf umwendend, wie emporgeschnellt vom Stuhl in die Höh' und brachte, dem Eintretenden erst einen Augenblick wortlos ins Gesicht sehend, hervor: „Du? Ich glaubte, Du wär'st —"

Aus dem Ton seiner Stimme klang etwas ihr sonst Fremdartiges, doch schwand weg, wie er nach einem kurzen Innehalten fortfuhr: „Wo warst Du und von woher kommst Du?“

Der Befragte erzählte, in wenig Sätze zusammengefaßt, was ihm geschehen sei, daß er auf einer losgebrochenen Eisscholle in die See hinausgetrieben, doch von Fischern gerettet und nach Langeland gebracht worden, von wo er, zu Fuß von Flensburg aus gegangen, eben zurückkomme; Gerda Ratlows that er nicht Erwähnung, dachte garnicht an sie, vergewisserte sich nur während des Sprechens beruhigend vom wirklichen Nichtzugegensein Bertrades in der Stube. Am Schluß kam's ihm unwillkürlich, nachzufügen, wie erwünscht und nöthig für ihn der vom Schlittschuhkauf übrig gebliebene Geldrest gewesen sei, da er ohne den wohl kaum wieder hierher gelangt wäre. Der Arzt hörte die Mittheilung an und versetzte danach in seiner gewohnten Sprechweise: „So? Daran konnte ich natürlich nicht denken. Die Geschichte ist eine Mahnung für Dich, bedachtsamer zu sein; Du hättest Dir sagen müssen, das Eis sei nach den warmen Tagen und bei dem Südwind nicht mehr sicher; zur Strafe hast Du Deine Schlittschuhe dabei eingebüßt. Nach Langeland bist Du gekommen? Setz' Dich, von Kiel ist's weit her und Du wirst müde sein.“

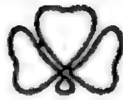
Er deutete auf sein altväterisch-hochbeiniges Kanapee und sprach, wie Gebert der Aufforderung Folge leistete, weiter: „Hier ist während Deiner Abwesenheit eine Veränderung vorgegangen, so daß ich genöthigt gewesen bin,

mich nach einer anderen Unterkunft für Dich umzuthun und Deine Sachen schon dorthin geschafft sind. Besonders schön ist die Stube nicht, aber es gab gegenwärtig keine bessere, und im Winter thut sich's; Du bleibst ja auch nicht lange mehr drin. Deine Hauswirthin hat sich nämlich mit dem Erbpächter auf Buchenhorst versprochen, ist vorgestern zum Besuch dahingefahren, und sie wollen bald heirathen, so daß sie wohl überhaupt kaum wieder hierher kommt. Ich soll Dich von ihr grüßen, wenn Du zurückkämest. Was ist? Hast Du Dich beim Gehen überangestrengt?"

Geberts Gesicht war plötzlich weiß wie Kreide geworden. Vor den Augen dagegen ward's ihm schwarz, er schloß sie zu und sank mit haltlos zurückgleitendem Kopf vom Bewußtsein verlassen auf dem Kanapee um. Ueberrascht und zunächst wie's schien verständnißlos blickte Wichart Libertus auf den Vorgang hin, dann mußte ihm eine Erläuterung desselben aufgehen; über seine Lippen geriethen halblaut die Worte: „War's so weit mit ihm?" und er nahm mit der Umsicht des Arztes zugleich ein Kissen herbei, um den Kopf des ohnmächtig Gewordenen darauf in bessere Lage zu bringen. Danach ging er wie zuwartend eine Weile im Zimmer hin und her, blieb einmal vor dem Sopha stehen und murmelte, wieder auf die reglosen, noch ebenso entfärbten Gesichtszüge Gebert Norwegs hinblickend: „So ist die Aehnlichkeit mit ihr da — vollständig —"

Der Ton seiner Stimme gab keinen Klang von menschlicher Theilnahme an dem Zustand des Besinnungs-

losen zu erkennen, jedenfalls aber auch keinerlei ärztliche Besorgniß. Nun trat er zur Thür, zog neben ihr zweimal am Glockenstrang und sagte, wie Johann Troll daraufhin erschien: „Jehann, bring mal ut'n Keller vun den Portwin rup, do warrd wul noch sin.“



VIII.

Die während der Abwesenheit Geberts für ihn vom Justizrath Libertus ausfindig gemachte neue Unterkunftsstelle befand sich im Hause des Tischlers Christian Lafrenz, eines noch jungen unverheiratheten Mannes, dessen Mutter ihm den Haushalt besorgte und gern erbötig gewesen war, zur Aufbesserung seines Arbeitsverdienstes einem Kostgänger eine unbenutzte Stube einzuräumen. Die lag nach rückwärts gegen eine kleine Hofstatt hinaus, nur wenig Licht fiel in sie ein, ihre Enge und Niedrigkeit erinnerte sehr an die Hinterstube bei der Mutter Schlerbaum. Doch eine bessere war im Städtchen zur Zeit nicht zu bekommen gewesen, der Arzt hatte deshalb vor der Abfahrt der Frau Lieutenant die Sachen ihres bisherigen Hausgenossen dorthin schaffen lassen, und es handelte sich ja auch nur um ein paar Monate seines Verbleibens in der Wohnung.

Gebert Norweg aber kam von ihrer Beschaffenheit kaum etwas zum Bewußtsein, denn sie beließ ihn vollständig gleichgültig. In der dumpfen Stube saß er in einem ebenso dumpfen geistigen und seelischen Zustande, gegenstandslos vor sich hinbrütend oder eigentlich ge-

dankenleer. Was ihn jählings betroffen hatte, war kein fortdauernder sinnverrückter Traum, er fühlte es als zweifellose Wirklichkeit, doch als eine von seinem Kopf und Herzen nicht begriffene. Er trug keine Erbitterung, noch Zorn und Haß gegen Bertrade in sich, nicht einmal eine Anschuldigung; dazu war jede Kraft in seinem Innern gelähmt. Nur eine Empfindung füllte immer gleich alles in ihm aus, sein Leben besaß keinen Zweck und kein Ziel mehr. Und aus ihr gestaltete sich der stetig wiederkehrende Gedanke, das einzige Glück wär's für ihn gewesen, nicht vom Untergang mit der Eisscholle gerettet zu werden, sondern in der Nacht von seinem Leben erlöst worden zu sein.

Dies auf irgend eine Weise noch jetzt selbst enden zu können, kam ihm indeß nicht zur Vorstellung; sie lag von allem, was ihn seit Kinderzeit umgeben, zu fremd ab, um sich seiner zu bemächtigen. Gewohnheitsmäßig setzte er das fort, was er vorher gethan, ging zum Unterricht bei Matthias Harms, ohne irgendwelches Interesse daran und ohne einen Zweck dabei vor sich zu haben. Aber er mußte etwas thun, um nicht vom Morgen zum Abend beständig in seiner Stube zu sitzen und dumpf in seiner Gedankenleere herumzuwühlen. Dagegen machte er keine Wege mehr ins Freie hinaus, fürchtete sich davor; in ihm war ein Gefühl, draußen würde er zu einsam und hülflos gegen Erinnerungen sein, die darauf lauerten, wie ein Wespenschwarm mit marternden Stichen über ihn herzufallen. Davon ward er freilich auch im Hause ständig bedroht, konnte ihnen nur durch die Anwesenheit Anderer entgehen, einen Beistand gegen sie

finden. Das ließ ihn manchmal plötzlich in seiner Stube aufspringen und in die Hofwerkstätte des Tischlers hinübergehn, um jemand zu haben, mit dem er eine Weile, ohne zu wissen was, sprechen und dessen antwortende Stimme er hören könne. Christian Lafrenz war ein frischer und hübscher, immer fleißiger und immer fröhlicher Mensch, der gern lachte, zumeist bei seiner Arbeit vor sich hinpfiff oder ein Lied trällerte. Das stand im vollsten Gegensatz zu dem gebrochenen Gemüthszustande Geberts, doch seine Hülfsbedürftigkeit fand bei dem jungen Tischler, dem schnurrenden Hobelgeräusch und dem Hammergeklopf eine Zeitlang den nothwendigen Beistand, eine kurze Ablenkung von seinem stumpfen Hinbrüten.

Sonderbar stellte sich ihm öfter ein Erinnerungsbild ein, ohne daß er begreifen konnte, warum. Aber er saß wieder an der Stelle, wo er auf dem Weg von Kiel her zur Einnahme seiner Mittagskost Rast gehalten, und sah alles im hellen Sonnenlicht deutlich um sich her liegen. Auch die beiden durch die Luft herangekommenen Schmetterlinge, oder eigentlich nur einen, von dem Citronenfalter kaum mehr als einen leichten goldartigen Schimmer. Der andere dagegen, der Brennesselfalter oder Kleine Fuchs, kreiste unablässig um ihn herum, schwebte ihm dicht entgegen, als wolle er sich auf seine Hand setzen, sie anreizen, ihn zu haschen, und bog mit behender Geschwindigkeit nah davor aus, um zu verschwinden, zurückzukehren und das Spiel ebenso zu erneuern. Immer dabei wechselnd, eine andere Farbe zeigend, nun rothfunkelnd und nun fast einem Trauermantel ähnlich dunkel,

dazwischen auch weiß und bläulich flimmernd. Ein anmuthig-reizvolles Flattern und Flügelausbreiten war's vor Geberts Augen oder von seiner Einbildungskraft wiederholt, doch wenn er drauf hinblickte, überkam's jedesmal bald seinen Kopf mit einem Schwindel und schmerzhaft betäubendem Druck, daß er die Lider zuschließen mußte, um einem Ohnmachtsanfall wie in der Stube des Herrn Justizrathes zuvorzukommen. Wovon diese Wirkung auf ihn ausgehe, wußte er sich nicht zu erklären und gleicherweise nicht, warum der zierliche Schmetterling in plötzlicher Erscheinung wieder so, wie greifbar, vor seinem Gesicht gaukle. Aber er fürchtete sich auch vor diesem Trugbild seiner Phantasie, und wenn es aus der Luft vor ihr auftauchen wollte, suchte er ihm durch schnelles Hinübergehen zu dem jungen Tischler oder dessen Mutter zu entrinnen. Beide sahen ihn als einen an Bildung und geistigem Vermögen weit über ihnen Stehenden an, empfanden einen gewissen Stolz darin, ihn im Hause zu haben, und hielten trotz seiner stetigen Schweigsamkeit große Stücke auf ihren Kostgänger.

Einmal traf er Christian Lafrenz in seiner Werkstatt so, hobelnd und dazu pfeifend und trällernd an, obgleich der Gegenstand, an dem er wohlgemuth schaffte, ein Sarg war. Auf den sah der Hereingetretene hin, und ohne Wissen gerieth der von dem Anblick in ihm aufgeweckte Gedanke laut über seine Lippen: „Ja, Sterben ist das beste.“ Darüber lachte der Mund des jungen Schreiners hell auf und sagte hinterdrein: „Starwen? Wadennig kann Een up dat kam! Dat is jo dumm Tüg,

Se möten mi't nich vor öwel nehm. Lewen un arbeiden, bet dat nog is, mit de Brud to Kark to gahn, dat is dat best. De Dod kümmt jümmer to fröh."

Das ließ heraushören, es müsse wohl jemand vorhanden sein, mit dem oder vielmehr mit der er über länger oder kürzer in die Kirche zu gehn beabsichtige und im Gedanken daran auch beim Sargfertigen nicht von seiner Fröhlichkeit verlassen werde. Gebert lag nichts ferner als Hochmuth, sich um seiner klassischen Bildung willen über dem einfachen Handwerker, der nichts weiter als Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, erhaben zu dünken. Aber in diesem Augenblick kam ihm doch mit einem bitteren Gefühl zum Bewußtwerden, wie überlegen er jenem, selbst als der ungefähr um sechs Jahr Jüngere sei. Nicht durch seine zwecklosen Schulkenntnisse, doch durch seine frühe Erkenntniß und Erfahrung der nichtigen Werthlosigkeit des Lebens, für das der Sarg die einzige wahre Wohlthat bedeutete. Davon besaß Christian Lafrenz keine Ahnung, trug lachend und singend die Hoffnung auf ein Glück in sich, eine Braut zu heirathen. Mitleid mit solcher Trugverblendung wandelte Gebert an; ihm drängte sich auf die Zunge, dem Sinne nach zu erwidern, für den Lebenskundigen sei das, was der jetzt heitersinnig weiter Hobelnde gesprochen und worauf er hoffe ‚dummes Zeug'. Doch sein Mund hielt die Antwort zurück; Rath und Warnung des Erfahrenen waren blinder Gläubigkeit gegenüber nutzlos, und er ging schweigend aus der Werkstätte fort.

Um ein paar Tage später, der Februar nahte jetzt seinem Ende zu, sah er auf dem vormittäglichen Rückweg

von Matthias Harms Wohnung eine beträchtliche Menschenanzahl, hauptsächlich Frauen, offenbar etwas erwartend, vor der Michaeliskirche versammelt, und im nächsten Augenblick bewegte sich, dieser zuschreitend, aus der ‚Stadt Hamburg‘ ein kleiner Zug hervor, an dessen Spitze Christoff Wittkop mit Bertrade Engemann schritt; mehrere Hofbesitzer aus der Umgegend von Buchenhorst und an weißen Schleiern als Brautjungfern erkennbare Angehörige des weiblichen Geschlechtes folgten ihnen nach. Der junge Erbpächter sah strahlend aus, doch ging feierlich in schwarzem Tuchrock mit einem Cylinderhut auf dem Kopf, während seine Begleiterin ungeachtet der linden Witterung, jedenfalls als Geschenk von ihm, einen kostspieligen, äußerst geschmackvoll ausgewählten und höchst kleidsamen Pelzmantel trug. So begaben sie sich in die Kirche, wohin die angestaute Menge nachdrängte; die Honoratiorendamen des Städtchens saßen schon drinnen vollzählig mit erwartungsvollen Gesichtern in ihren sonntäglichen Stühlen beisammen. Gebert Norweg wußte nicht, was seine Füße thaten, doch er befand sich, durch eine Rückthür eingetreten, plötzlich mit in der Kirche, in halbem Dämmergrau hinter einem Pfeiler verborgen. Nun kniete an der Seite Christoff Wittkops Bertrade Engemann vor dem Altar, doch hatte den Mantel abgelegt und warf, ganz in weiße Seide gekleidet, einen Lichtglanz durch den Raum; nur ein Myrtenkränzchen auf ihrem Scheitel hob sich grün davon ab. Das zu tragen war sie durch ihre Jugend, wie in Anbetracht des Umstandes, daß sie des Glücks ihrer ersten Ehe eigentlich kaum bewußt werden gekonnt, sondern nur ihren schon

kranken Mann treulich zu Tode gepflegt hatte, wohl berechtigt; ihre äußere Erscheinung zeugte von vortrefflichen Umständen, in die sie durch ihre zweite, jetzt wirklich den Namen verdienende Ehe gesetzt werde, doch fraglos brachte sie auch dem neben ihr Knienden durch das ihr von der Natur Verliehene eine hübsche, augenblicklich besonders reizvoll wirkende Mitgift zu. Pastor Cordemann war von der Sacristei her im Summar vor dem Altar erschienen und begann seine Traurede mit einem dem Höchsten zugewandten Dank, daß Er in seiner unerschöpflichen Fürsorge wiederum das Haupt eines trefflichen Mannes erleuchtet und ihm ins Herz gelegt habe, unter Tausenden sich die Einzige zur Lebensgefährtin auszuwählen, die er als für sich bestimmt erkannt, um mit ihr in christlicher Ehegemeinschaft hinfort der segensreichsten Lebensführung, die dem Menschen beschieden sei, theilhaftig zu werden. Und so habe Er ingleichem mit Uebermacht ihm ihr Herz zugewendet, daß ihre Bestimmung nicht dem Widerstreit ihres, man dürfe in diesem Falle wohl sagen noch jungfräulichen Zagens erlegen sei, sondern daß sie den Muth und die Kräftigung gewonnen, vertrauensvoll die dargebotene Hand dessen zu erfassen, der sie heut' an diese heilige Stätte hierhergeführt.

Vom Weitergang der im übrigen nicht langen Traurede faßte Gebert Norweg hinter seinem Pfeilerversteck eigentlich nichts auf, hörte nur einmal durch eingetretene lautlose Stille ein halbvernehmbares ‚Ja' des Bräutigams, dem ein kräftig tönendes der Braut nachfolgte. Dann sah er Frau Bertrade Wittkop aufgerichtet dastehen, doch nur ein paar Augenblicke lang, denn sie ver-

ließ unter dem einsetzenden Orgelspiel rasch am Arm ihres Mannes die Kirche, um mit ihrer Geleitschaft zum bereitharrenden Hochzeitsmahl in die ‚Stadt Hamburg' zurückzukehren. Auch Gebert war wieder draußen, wo Stimmen einer Anzahl von Honoratiorendamen an ihm vobeiklangen: „Sie sah ja soweit leidlich aus, nur die Putzmacherin merkte man ihrem Kleid gleich an." — „Wie die Rasmussen in Kopenhagen, die wird wohl von ähnlichem Schlag sein." — „Und den König wohl auch auf eine ähnliche Art drangekriegt haben." — „Den Myrtenkranz fand ich doch ein bischen stark, das sollte sie Einem doch nicht weismachen wollen; aber vielleicht ist so ein Pächter einfältig genug, dran zu glauben." — „Es ist gut, daß sie wenigstens so viel Klugheit gehabt hat, sich die Blamage zu ersparen und keine von uns zu ihrem Hochzeitsessen nach Stadt Hamburg einzuladen." — „Ob Er nun am Ende die Rasmussen auch heirathet? oder läuft ihr eine Andre den Rang ab?" — „Haben Sie gehört, daß die Ratlows vorhaben sollen, eine Reise nach Kopenhagen zu machen?" — „Ja, die junge Baronesse soll im Januar schon einmal, man sagt wohl incognito, dort gewesen sein."

Die Stimmen klangen am Ohr Geberts vorbei, der hastig, zuletzt fast laufenden Schritts nach Hause ging, doch nicht in seine dumpf-einsame Stube, wo er keinen Beistand gegen das wie mit Betäubung aus ihm Heraufdrohende fand, sondern in die Hofwerkstätte. Hier legte der junge Tischler grade mit fröhlichem Gesicht die letzte Hand an seinen vollendeten Sarg und sagte, den Hereintretenden begrüßend: „Nu is he farrig un kann en annern

anne Reeg kam, bestellt is he all. Allens kümmt anne Reeg; ick heff hört, inne Kark sünd Brudlüd tosam gewen, un ick weer geern dobi west, mal to sehn, as dat domit togeiht, harr blot keen Tid. Awers dat kümmt ok anne Reeg, ick denk, so wenn't Mai warrd, dat is jo ann' Enn ok de richtigste Tid davör." Dazu lachte Christian Lafrenz so vergnügt, daß es in seiner Gegenwart Gebert noch schlimmer als in der schutzlosen Einsamkeit seiner Stube zu Muth ward und er anwortlos-eilig doch in diese hinüberging.

Für ein paar Stunden hatte die Trauung der Witwe Engemann, besonders ihr Brautkleid und Pelzmantel Augen und Zungen im Städtchen etwas lebendiger angeregt, danach fiel dies wieder in seinen Winterschlaf zurück, und darin schien gleicherweise der ganze Erdtheil Europa dazuliegen. Nur die Stadt Kopenhagen machte nach den aus ihr herüberkommenden Nachrichten eine Ausnahme davon. Sie besagten, dort gehe es geräuschvoll zu und finde immer stärkere Erhitzung vieler Köpfe statt. Die verursache hauptsächlich ein von deutschen Eltern abstammender, doch zum Renegaten mit fanatisch dänischer Gesinnung gewordener vormaliger Rechtscandidat, jetziger Mitredacteur der Zeitung ‚Fädrelandet', des Namens Peter Martin Orla Lehmann. Der berufe große Versammlungen aus den unteren hauptstädtischen Volksschichten und halte zündende Reden, nicht nur die dänische weibliche Erbfolge müsse auch für Schleswig-Holstein zum Gesetz gemacht, sondern zugleich das Herzogthum Schleswig vollständig in Dänemark einverleibt werden. Dänemark bis zur Eider! laute seine täglich

wiederholte Forderung, in welche jedesmal die Masse der Zuhörer mit brüllendem Geschrei einstimme; seine Genossenschaft benenne sich danach die ‚eiderdänische Partei‘. Der gegenüber verhalte sich der neue König, von jeher plebejischem Umgang zugeneigt, wohl noch unschlüssig schwankend, doch stehe zu erwarten, daß sie ihn in ihre Macht bekommen werde. Besonders, da sie klug den auf ihn von einer früheren Putzmacherin und gegenwärtigen untergeordneten Schauspielerin Luise Rasmussen geübten Einfluß zu benutzen wisse; die sollte er zuerst bei einer nächtlichen Feuersbrunst gesehn haben, wie sie sich in sehr mangelhafter Bekleidung aus dem brennenden Hause geflüchtet, und durch diesen Anblick selbst auch wie in Brand gesetzt worden sein. Doch hieß es andrerseits, er sei ihrer bereits wieder überdrüssig und leidenschaftliches Verlangen in ihm nach einer Anderen von vornehmerer Geburt entflammt.

So schwirrten von Norden her mehr Gerüchte als Gewißheiten während des Februars über die Ostsee, die allerdings bei der Ankunft des zweimal wöchentlich zwischen Kiel und Kopenhagen verkehrenden Dampfschiffes im ersteren zahlreiche Leute in gespannte Erwartung auf die eintreffenden neuesten Nachrichten versetzten; in dem wagrischen Städtchen dagegen langten diese durch Vermittlung des ‚Wochenblattes‘ und Postwagens erst um mehrere Tage später schon ziemlich altbacken an, die Zeitung hütete sich außerdem vorsichtig, manches auf mündlicher Ueberlieferung Beruhende durch ihre Druckerschwärze weiter zu verbreiten, und die anderthalb Tausend Köpfe oder

sogenannten Seelen im Bereich des Schattenwurfes der Michaeliskirche ließen sich durch Gerüchte und Gerede nur wenig in ihrer Winterruhe beeinträchtigen. Und noch weniger die Landbevölkerung auf den Dörfern und Gehöften umher, ganz abgesehen von dem in vortrefflichstem Stand befindlichen Hof Buchenhorst, wo der junge Erbpächter Christoff Wittkop in täglicher Wiederkehr von sehr viel wichtigeren Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde, als sich um irgendwelche Vorgänge außerhalb seines hübschen Besitzthums zu kümmern. Nur auf den adligen Gütern ward bei Zusammenkünften ihrer Inhaber eine anwachsende Unruhe erkennbar; was in Kopenhagen geschah, konnte höchst bedenkliche Folgen für ihre Privilegien nach sich ziehen, zumal weil dort der ‚Pöbel' zur Herrschaft zu kommen drohte, und die Kundgebungen der holsteinischen Ritterschaft unter sich machten zweifellos, daß sie mit nur wenig Ausnahmen auf dem Boden energischer Vertheidigung des Verfassungsrechts der Herzogthümer stehe.

So endete der Februar. Da scholl an seinem letzten Tage mit unbegreiflicher Schnelligkeit, wie vom Westwind durch die Luft getragen, sogar bis in das Städtchen hinein eine Botschaft. In Paris sei am 24. Februar ein Aufstand losgebrochen, der König Louis Philipp und das Haus Orleans verjagt, nach England entflohen und wie im vorigen Jahrhundert Frankreich wieder zur Republik unter einer provisorischen Regierung erklärt worden.

Gleich einem krachenden Donnerschlag von heitrem Himmel nieder flog die Nachricht daher, im ersten Augen-

blick begriff fast niemand, was sie bedeute. Selbst bei den politisch Denkfähigen ging die Meinung dahin, nur eine Wiederholung der Pariser Julirevolution sei's, durch die nichts weiter geschehen, als eine Regierungsänderung in Frankreich.

Aber kurze Tage lehrten anderes; die Volkserhebung dort war ein sturmgepeitschtes Feuer, das mit Blitzesgeschwindigkeit nach allen Seiten um sich griff. Ueberall auch in deutschen Landen schlug schon in den ersten Märzwochen ein Gelober auf, begann zunächst im Süden, in Baden und Bayern, doch pflanzte sich im Nu über alle Grenzen, jeden Staat und jede größere Stadt erfassend, fort. Nur Schein war die auf Deutschland lagernde Winterstarre gewesen; es hatte wohl einem weiten, von ruhiger Eisdecke überzogenen Gewässer geglichen, unter dessen täuschender Oberfläche aber tausend aufdrängende Quellen und wallende Grundströmungen unsichtbar und unhörbar, ob auch ohne Verbindung miteinander, sich zu einer verhaltenen Gesammtkraft mit gemeinsamem Wirkungsziel angesammelt. Und wie die fesselnde Eismasse jetzt wie von einem jähen Erdstoß aus Westen erschüttert worden, brachen ungestüm alle gährenden Kräfte aus der Tiefe herauf, vereinigten sich und zersprengten die in allen Staaten gleichen Bande der Mißregierungen, ihrer althergebrachten Schäden und Rechtswidrigkeiten, der fürstlichen und junkerlichen, amtlichen und polizeilichen Willkürherrschaft.

Was diese allgemeine Bewegung erstreben wolle, wußte sie zuvörderst selbst kaum, mannigfach wichen auch ihre Forderungen da und dort nach der verschiedenen

Beschaffenheit der Uebelstände voneinander ab. Doch in Einem trat eine überraschende Einmüthigkeit zu Tage, die mit flammender Begeisterung einem gemeinsamen Hauptziel zudrängte. In Süd und Nord hatten Alle die ohnmächtige Zerrissenheit des beinah zu vierzig Landeszugehörigkeiten zerstückelten deutschen Volkes, das Jammerbild, den Hohn, die Hoffnungslosigkeit des deutschen Bundestags erkannt, und die Verschmelzung dieser kraftlosen Trümmerstücke des alten Reiches zu einer starken Achtung auf dem Erdrund gebietenden Einheit stand als erstes, höchstes, unerläßliches Gebot vor der einsichtigen Erkenntniß, wie vor dem verworrenen Gefühl da. Darin bestand nirgendwo ein Unterschied der Meinungen, und mit einem Schlage tauchte allerorten fast gleichzeitig ein Sinnbild dieses Einheitsdranges auf. Seit sechzehn Jahren war durch Bundestagsbeschluß das Führen von Fahnen, Tragen von Bändern und Cocarden mit anderen Farben als denen der Einzelstaaten bei schwerster Strafandrohung verboten gewesen, vor allem jede Zusammenstellung der Farben des alten deutschen Reichssturmbanners. Das hatte nach den Befreiungskriegen die neubegründete Burschenschaft der Studenten mit dem Roth der Fahnenstange, der Goldfarbe des Banners und dem Schwarz des kaiserlichen Adlers darauf wieder in Aufnahme gebracht, doch bei ihrer Verfolgung, den Verurtheilungen und Einkerkerungen vieler ihrer Mitglieder nach der irrsinnigen That Ludwig Sands waren in erster Reihe in allen Staaten die Farben Schwarz-Roth-Gold mit Acht und Bann belegt worden. Jetzt aber flatterten sie plötzlich in jedem deutschen Lande und Ländchen als Fahnen empor,

leuchteten Hunderttausenden als Bänder über der Brust, als Cocarden an Hüten und Mützen. ‚Schwarzrothgold‘ hieß das Losungswort der großen Einmüthigkeit, schwarzrothgoldne Fahnen wurden um die Mitte des März auf Barikadenbauten in den Straßen von Wien und Berlin, Dresden und Leipzig aufgepflanzt, als todverachtendes Siegespanier dem Kugelregen der Regierungssoldaten entgegen geschwungen. Hoch und niedrig, höchste geistige Bildung, wie die gedankenleer lärmenden Volksmassen, die Besten wie die Unwürdigsten trugen mit diesen Farben ihre Gesinnung zur Schau. Ein Rausch, hier von edelstem Wein, dort von Schnapsfusel erzeugt, verband alle; die großen und kleinen Throne wankten, Gewalt versagte gegen die Uebermacht der Erhebung des gesammten Volkes. Die Pariser Revolution war ein jäh hereingebrochener Frühlingssturm gewesen, der, über das ganze alte Europa brausend, die Geister aus langer Winterversunkenheit zu neuem Leben aufgerüttelt. Allerdings solche von jeder Art und nicht am wenigsten auch ein dichtes Aufwuchern aus verwildertem und versumpftem Boden zeitigend. Auf Märkten und Straßen, selbst Landwegen und Dorfplätzen wuchsen Drehorgeln aus der Erde, verkommene, doch mit schwarzrothgoldenen Abzeichen blinkende Storger und Strolche leierten auf ihnen von früh bis spät Gassenhauermelodien herunter, während krächzende Weiberstimmen dazu das ‚neueste Lied vom Völkerfrühling‘ sangen:

„Und ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah,
Und es springen alle Bande,
Und die Freiheit, die ist da!“

Das klang in deutschen Landen und dem Sinne nach ebenso auch jenseits der Ostsee. Noch mehr als irgendwo anders war in Kopenhagen der Boden für die aus Frankreich erschollene Verkündigung der Volkssouveränität bereitet gewesen, und die dortigen Demagogen gelangten um die Märzmitte vollständig zur Herrschaft. Der König Friedrich der Siebente sah sich, ob mit oder wider Willen, außer stande, ihre Forderungen zu verweigern, ernannte Orla Lehmann zum Minister und gab damit die Staatsgewalt in die Hand der Eiderdänen, deren Haupttrachten die Abtrennung Schleswigs von Holstein, seine Einverleibung in Dänemark bildete. Die zur Siedhitze gebrachte ‚dänische Nation' ließ nicht mehr in Zweifel, daß diese Gewaltthat unmittelbar bevorstehe.

Dawider konnte in den Herzogthümern jetzt niemand mehr die Augen verschlossen halten, und Abgeordnete der schleswigschen und holsteinischen Ständekammern hatten sich in der Stadt Rendsburg zu schleuniger Berathung nothwendiger Gegenmaßregeln versammelt. Sie faßten den Beschluß, eine Deputation zur Ueberreichung einer Adresse an den König abzusenden, in der sie gegen die Vergewaltigung ihrer Landesrechte bei dem Herzog von Schleswig-Holstein Verwahrung einlegten. Die Deputirten fuhren am 21. März, einem Dienstag, mit dem von Kiel nach Kopenhagen gehenden Dampfschiff ab, das nach seinem Fahrplan, am Donnerstag wieder auslaufend, in der Vorfrühe des Freitagmorgens zurückkehren und erste Nachricht über den Empfang der Abgeordneten mitbringen mußte.

Wind und Wetter zeigten sich am Donnerstag so günstig wie möglich, der Frühling des Jahres 1848 hatte überhaupt mit einer seit langem an der Ostsee nicht mehr gekannten Schönheit begonnen und fortgedauert. Eine dichte Menschenmenge drängte sich in der zweiten Nachthälfte des Freitags am Kieler Hafenrand, um erwartungsvoll der Ankunft, dem ersten Lichtschein des rückkehrenden Dampfschiffes entgegenzusehen. Doch das Morgengrau brach an, ohne es sichtbar werden zu lassen; es war in Kopenhagen zurückgehalten worden.

Auf dem Landwege, über die Inseln und Schleswig, aber waren von dorther um die Nachtmitte Botschaften eingetroffen, daß die Eiderdänenpartei unter Führung Orla Lehmanns die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen habe, der König in ihrer Macht und die Einverleibung Schleswigs beschlossen sei. Das Ausbleiben des Dampfschiffes bestätigte diese Nachricht.

Da erklangen plötzlich die Glocken vom Nicolaikirchthurm in Kiel, Kopf an Kopf füllte sich im Nu der große Marktplatz, und von der Brüstung des Rathhauses erscholl durch die Morgenfrühe eine laute Stimme. Sie sprach: Der Herzog von Schleswig-Holstein sei nicht freier Herr seines Willens, sondern in der Gewalt von Aufrührern, durch die Kopenhagener Volksmasse gezwungen, die Rechte der Herzogthümer von ihr mit Füßen treten zu lassen. Es bestehe in ihnen zur Zeit keine rechtmäßige Regierung, deshalb sei eine provisorische aus fünf Mitgliedern, einem Prinzen, einem Grafen und drei angesehenen Bürgern Kiels zur Vertheidigung der Grenzen und Aufrechterhaltung der Ordnung zusammengetreten,

Digitized by Google

die Rechte des Landes und die des angestammten Landesherrn, des Herzogs Friedrich gegen den unfreien König Friedrich von Dänemark zu wahren.

Als der letztere die Nachricht von dieser Proclamation erhielt, soll er höchst belustigt ein Glas Champagner mit einem ‚Skaal!‘ auf ‚seine tapferen Schleswig-Holsteiner, die für seine Rechte kämpften‘ ausgeleert und diesen Gesundheitswunsch später noch manchmal wiederholt haben, wenn seine eiderdänischen Minister ihm irgendwie einen Verdruß angethan hatten. Orla Lehmann dagegen sprach: „Wir wollen den Schleswig-Holsteinern mit dem Schwert den blutigen Beweis auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen sind.“ Und nicht nur lauttönende Worte waren's, sondern er ertheilte sogleich auch Befehl zum Einmarsch zahlreicher dänischer Truppen in Schleswig. Sie hatten schon bereit gestanden, und hauptsächlich, um davon keine Kunde herüber gelangen zu lassen, war das Dampfschiff zurückgehalten worden.

Auf dem Kieler Marktplatz aber beantworteten die Versammelten die Frage, ob sie mit der provisorischen Regierung einverstanden seien und zu ihr stehen wollten, mit einem tausendfältig einstimmigen: ‚Ja‘. Laut und entschieden, doch nach Landesart ohne hochtrabende Worte und lärmenden Beifall, nur mit ruhiger Festigkeit. Eilboten durchflogen sogleich nach allen Richtungen das Land und meldeten, was in Kiel am Frühmorgen des 24. März geschehen sei.

* * *

Die Landwirthe hatten Recht gehabt, gute Erwartungen auf den Frühling und Sommer des Jahres 1848 zu setzen. Der Winter mußte besonders günstig für die Vorbereitung des neuen Pflanzenlebens gewesen sein; frühzeitig trieb's aus allen Dauerwurzeln, keimten und sproßten alle Samenkörner. In der Stille hatten sie sich gerüstet, dem Weckruf des Lenzes sogleich Folge zu leisten und sich mit außergewöhnlicher Hurtigkeit zu entwickeln.

Gleicherweise wie mit den Pflanzen aber verhielt sich's deutlich erkennbar auch mit den Menschen. In ihrem anscheinenden Winterschlaf waren sie ebenfalls für den Weckruf des sonderbaren Frühlings bereitet gewesen, und bei seinem jähen Ertönen schossen die in den Gemüthern harrenden Triebe blitzschnell und kraftvoll empor. Das vollzog sich auch an der sonst schwer, nur langsam beweglichen Art der Bewohner Schleswig-Holsteins; sie dämmerten nicht allmählich aus Verschlafenheit auf, waren mit einem Schlage voll erwacht. Es konnte an den mythologischen Vorgang erinnern, der die Minerva plötzlich in voller Rüstung aus dem Haupt des Jupiter entspringen lassen. Doch hatte diese noch eine mit ihr zur Welt gekommene Zwillingsschwester besessen, von deren gleichzeitiger Geburt kein Bericht Kunde gegeben. Sie hieß Stultitia, hielt sich heimlich-unsichtbar überall Seite an Seite mit ihrer klugbedachten Schwester, und wo immer Minerva etwas Vernunftgemäßes ersonnen und auszuführen trachtete, war Stultitia eifrig geschäftig, es zu seinem Widerspiel, zur Thorheit zu verkehren. Was die Menschen mit einem merkwürdigen Mangel an bescheidener Einsicht Weltgeschichte benannten, offenbarte zu allen

Zeiten diese Unzertrennlichkeit der beiden Schwestern, die der 24. März vom Rathhause der Stadt Kiel auch zur Aufrechterhaltung der schleswig-holsteinischen Landesrechte berufen.

Am Freitagmorgen war's geschehen, und am Abend des Tages traf auch in dem wagrischen Städtchen die erste Botschaft davon ein. Doch ihr folgte am Sonnabend eine weitere Nachricht, in Kiel habe fast die ganze Studentenschaft sich bewaffnet, mit Primanern, Söhnen der vornehmsten Familien, von Professoren, Beamten, Bürgern, Handwerkern und Bauern eine gemeinsame Truppe gebildet, die unter dem Befehl des Prinzen von Noer, eines Bruders des Herzogs von Augustenburg, schleunig nach Rendsburg aufbrechen wolle, um sich dieser Landesfestung zu bemächtigen. Eine unbeschreibliche Begeisterung halte nicht nur die ganze Jugend, ebenso die höher Bejahrten, das Alter, Frauen aller Stände, junge Mädchen, selbst Knaben entflammt, die ihre Eltern mit Bitten bestürmten, für die Sache Schleswig-Holsteins mitkämpfen zu dürfen. Eine von den Dänen seit Jahren ausgestreute, verschwiegen wie regungslos verharrte, doch plötzlich gleich einem Wunder in Stunden hoch aufgeschossene Saat sei's, ein in Aehren wogendes Feld einmüthigen Sinnes und Willens, der Furchtlosigkeit und Entschlossenheit.

Bis zur einbrechenden Nacht brachte während des Sonnabends fast jede Stunde eine neue Meldung. Alle besagten, aus den Nachbarorten und der ländlichen Umgebung Kiels mehre sich der Zuzug mit Hieb- und Schußwaffen, alten Hellebarden, Beilen und Knütteln bewehr-

ter junger Männer in der Stadt unausgesetzt; dazwischen verkündete eine Botschaft, bereit gehaltene dänische Infanteriebataillone, Dragonerregimenter und Artillerie seien bei Kolding über die Königsau in Nordschleswig eingerückt.

So vieltönige Erregung war plötzlich in die kleinen Straßen unter der Michaeliskirche gerathen, daß auch das Ohr Gebert Norwegs in seiner stillen Hofstube sich nicht dagegen verschlossen halten konnte. Er vernahm's und hörte, welchem Anlaß es entspringe, doch ohne sich in seinem dumpfen Gedankentreiben darum zu kümmern; erst gegen Abend einmal ließen ihn ein paar draußen besonders laut erschallende Rufe mechanisch von seinen zwecklosen Büchern aufstehen und in die Werkstätte hinübergehn, um zu fragen, was das neue Gelärm bedeute. Dort traf er den jungen Tischler, doch nicht wie sonst mit Hammer und Hobel thätig, sondern er saß, eine alte verrostete Flinte putzend, die, von seinem Vater hinterlassen, unbenutzt und vergessen auf dem Hausboden gestanden. Verwundert kam Gebert die Frage vom Mund, was er damit wolle; Christian Lafrenz hielt in seinem Pfeifen und Trällern, das er auch bei dieser Beschäftigung nicht unterlassen, inne und antwortete: „Na Kiel! Hebbt Se noch nich hört, de dän'schen Soldaten sünd in Sleswig inmarscheert.“ Nun dämmerte dem Hörer ein Verständniß auf, das ihn unwillkürlich erwidern ließ: „Sie wollen von Ihrer Braut weg — in den Krieg — Ihr Leben auf's Spiel setzen?“ Aber mit einem Lachen flog dem Andern über die Zunge: „Min Brud? De schickt mi hen un wull nicks mehr vun mi weeten, wenn ick nich

mitgüng. Dat harr se mi nich to seggn brukt un verstunn sick wul vun sülbn, sünst harr ick ok vun ehr nicks mehr weeten wullt. Hebbt Se all en Gewehr un sünd parat?"

Gebert empfand, es sei wieder nutzlos, der Verblendung des Sprechers die Augen öffnen zu wollen, und begab sich in seine Stube zurück. Die Dämmerung hatte so stark zugenommen, daß ihm die Fortsetzung seiner Arbeit nicht möglich fiel; er stand im Begriff, die Lampe anzuzünden, doch ließ davon ab und blieb im Dunkel sitzen. Die letzte Frage von Christian Lafrenz klang ihm im Ohr nach, ob er auch ein Gewehr habe und bereit sei, mit nach Kiel zu gehen? Darüber mußte er nachdenken. In den Krieg? Weshalb und wofür? Für ein Recht Schleswig-Holsteins? Was ging das ihn an? Er hatte keine Braut, die ihn sinnloser Weise mißachtete, wenn er nicht mitging.

Der neue König von Dänemark mußte es sein, der seine Soldaten in Schleswig einrücken ließ. Vielleicht hatte Gerda Ratlow ihn dazu bestimmt. Wahrscheinlich wohl; ihre Mutter war eine Dänin, eine Jugendfreundin des Grafen von Wagrien, und sie selbst stand ihm noch näher.

Geberts Gedanken schweiften einmal nach einer Stelle hinüber, von der sie sich sonst bei einem Gerathen nach dieser Richtung stets hastig wegkehrten. Doch ihm drängte sich, nicht abweisbar, die Frage auf: Hielt auch der Hofbesitzer von Buchenhorst jetzt ein Gewehr in der Hand, um mit nach Kiel zu gehen? Gewiß nicht, dem kam's nicht in den Sinn, und wenn er's gewollt, so hätte seine

Frau dies nicht gelitten, ihm die Waffe weggenommen. Aber er wollte es auch garnicht, besaß ja das höchste Glück, das einem Menschen auf der Welt zufallen konnte, und das Glück machte feige —



Dem Nachdenkenden that's einen Augenblick lang wohl, Christoff Wittkop feige zu benennen. Das mußte ihn doch auch wieder in den Augen seiner Frau herabsetzen, ein feiger Mann war etwas Mißächtliches, und Liebe konnte eine Frau nur für einen muthigen Mann fühlen und bewahren.

Wenn er solchen Muth bewiese, mit in den Krieg ginge und sie davon hörte. Dann müßte sie empfinden, wie sehr sie sich in dem getäuscht habe, dessen Frau sie geworden — um wie viel männlicher und höher gesinnt der gewesen, dem sie untreu geworden — ihr Herz mußte bei dieser Erkenntniß heftig, bitter, reueschwer schlagen —

Gebert Norweg stand auf, er saß in nächtiger Finsterniß und ein verworrenes Kreisen ging durch seinen Kopf, das ihn noch ins Freie hinausdrängte. Klarer Himmel breitete vollgestirnte Decke über der kleinen Landstadt aus, doch lag nicht wie sonst um diese Abendzeit schweigsame Stille auf ihren Straßen. Vielfältig tönten Stimmen in ihnen, besonders laut aus der großen Gaststube von Stadt Hamburg, deren Fenster geöffnet waren, weil drinnen Versammelte fast Kopf an Kopf saßen und standen. Der Vorübergehende warf einen Blick in den hellen Raum hinein und sah drunter auch zwei seiner Mitschüler, die schwarzrothgoldene Bänder über der Brust trugen. Die schienen Anlaß gegeben zu haben, daß jemand herausvernehmbar sprach, das sei für Schleswig-

Holsteiner nicht das richtige Abzeichen, sie müßten die vereinigten Landesfarben der Herzogthümer Blau-Weiß-Roth tragen. Die Hörer stimmten dem Sprecher zu; Gebert wanderte die Lange Twiete hinunter, bog an ihrem Ende rechtshin auf den Feldweg ein und blieb vor der Gartenpforte stehn, durch die er mehr als tausendmal aus- und eingegangen. Zum erstenmal seit dem Nachmittag, der ihn von Kiel zurückgebracht, stand er wieder hier; das Haus dahinter lag stumm-verlassen, schattenhaft und leblos, nur in den Fensterscheiben seiner Giebelstube spiegelte sich der matte Glimmerschein einiger Sterne. Geisterhaftes rührte draus an, das einzige, was in dem ausgestorbenen Hause geblieben, und um ihn her lag eine todte Welt. Obwohl die Nachtluft milde war, durchlief's ihn mit Frostschaudern; sich abwendend, ging er schnell zurück. Auf der Straße war's stiller geworden, nur von ein paar ihm begegnenden dunklen Gestalten her vernahm er die Worte: „Wi wüllt töven, wat de Pastor morgen seggt." Dagegen klang's aus den offenen Fenstern von Stadt Hamburg noch lauter; ein altes Sprüchwort sagte: Holsatia non cantat, bewährte sich jedoch gegenwärtig nicht, denn alle dicht drinnen Zusammengestauten sangen jetzt, weit herausschallend: „Schleswig-Holstein meerumschlungen"; auch weibliche Stimmen nahmen dran theil; es erinnerte an einen Kirchengesang. Gebert begab sich nach Haus und, ohne an sein Abendessen zu denken, sogleich zu Bett. Er war zu Tode müd' und fiel in Schlaf.

Der Sonntagmorgen brach mit leuchtendem Sonnenaufgang an, zeigte im Städtchen das an ihm hergebrachte

Bild, und doch war's auch anders, denn fast in allen Gesichtern der zur Michaeliskirche Schreitenden, denen der Frauen wie der Männer, lag ein gegen sonst veränderter, lebhafterer Ausdruck. Von den adligen Gütern der Umgegend her rollten die Wagen der großen Grundbesitzer herzu; sie kamen wie immer und nahmen ihre Kirchenstühle ein; mit einer merkbaren Erwartung hielten sich während des Orgelspiels die Augen aller nach dem Stuhl der Hohenkamper Gutsherrschaft gerichtet, doch er war nicht besetzt und blieb auch bis zum Schluß des Liedgesanges leer. Dagegen hatte Wichart Libertus heute einmal die Zeit erübrigt, sich einzustellen, und ebenfalls war Gebert Norweg zugegen, zum erstenmal wieder, seitdem der Graf von Wagrien der Kirche die Ehre seiner Anwesenheit erwiesen; ein in ihm von seinem gestrigen Abendgang haften gebliebenes Wort hatte ihn halb unbewußt hergebracht. Nun bestieg Pastor Cordemann die Kanzel und begann mit seiner weichmelodischen Stimme die Predigt, die, von dem vorgeschriebenen Bibeltext des Sonntags ausgehend, in nichts vom Herkömmlichen abwich. Erst gegen das Ende nahm sie einen passenden Uebergang wahr, an eine Verwirrung und Verirrung anzuknüpfen, die sich in letzter Zeit vieler Köpfe in allen Landen bemächtigt habe. Davon seien sie verblendet und verführt worden, ihre beschränkte Einsicht höher zu achten, als die Erleuchtung derjenigen, welche Gott ihnen zu Führern und Leitern auserſehen und berufen, und wider die Vorschrift des Evangeliums finde an mancherlei Orten eine Auflehnung gegen die Gebote der von der Weisheit und Güte des Herrn verordneten Obrigkeit statt. Daß

solches zugleich sündhafte und thörichte Verfahren aber bei den frommgläubigen Gemüthern der Bewohner der theuren Lande Schleswig und Holstein nicht Anklang finde und Nachahmung erzeuge, vielmehr dem allgemeinen Unwillen und richtiger Erkenntniß begegne, sei mit fester, freudiger Zuversicht zu gewärtigen. Denn Sünde werde sonst dem Ungehorsam im Schuldbuche der Ewigkeit eingezeichnet und auch schwere zeitliche Bestrafung für jeden bemessen sein, der in Blindheitsthorheit vermeine, sich einer Uebermacht, die unter der Führung der Vorsehung einherschreite, widersetzen zu können. Darum erhebe er seine Stimme — und dies that der Sprecher jetzt auch in Wirklichkeit etwas — heute zu insonders inständiger Fürbitte für Seine Majestät den König und angestammten Landesherrn der hier andächtig versammelten Gemeinde, daß allzeit der Segen des Höchsten auf ihm ruhe und über ihm walte. Doch nicht minder auch flehe er zu dem Ordner und Lenker aller Welten, daß Seine Gnade alle Angehörigen der geliebten Lande Schleswig und Holstein erleuchte, sie vor sündhafter und thörichter Verblendung, ewiger und zeitlicher Verderbniß zu behüten. „Und so bitten wir in Gemeinsamkeit: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel —"

Mit etwas erhobener, doch innig bewegter Stimme hatte der Geistliche den letzten Theil seiner Predigt gesprochen, verließ die Kanzel, und die Orgel setzte ein. An dem Schlußgesang des Gottesdienstes nahm indeß heut' kaum jemand theil, alles drängte eilig nach dem Platz vor der Kirche hinaus, wo die Menge sich stumm aufreihte.

Durch sie hin schritt Pastor Cordemann, in gewohnter Weise hier und dort den Kopf zu freundlichem Gruß neigend, doch erwiederte fast niemand darauf, und selbst von den adligen Damen gab ihm keine das Geleit zum Pfarrhaus hinüber. Die Chocoladenkanne und die selbstgebackenen Kringel Frau Malwine Cordemanns warteten heute umsonst auf ihre Nutznießung und die ihnen zukommenden Belobigungen; wie auf etwas wartend aber stand auch die aus der Kirche hervorgekommene Einwohnerschaft des Ortes in beinah tonloser Schweigsamkeit. Nur einige weibliche Zugehörige der abgesondert, doch in unbräuchlicher Weise gleichfalls auf dem Platz verbliebenen Ritterschaft wechselten halblaut ein paar Aeußerungen hin und her: „Es schien eine Beflissenheit darin zu liegen, nicht von Schleswig-Holstein, sondern von Schleswig und Holstein zu sprechen.“ — „Ja, als ob man's von Einem der eiderdänischen Partei in Kopenhagen höre.“ — „Man könnte es wohl eine Danebrogpredigt benennen.“ — „Oder vielleicht die eines zukünftigen Hofpredigers.“ — „Wissen Sie, ob der Baron und die Baronin von Ratlow sich etwa nicht wohl befinden oder vielleicht von Hohenkamp abwesend sind?“ — „Noch wohl nicht, aber lange werden sie schwerlich mehr eine von ihnen geplante Reise aufschieben; dieser Frühling ladet außergewöhnlich dazu ein —“

Da auf einmal ward die Stille unterbrochen. Auf der von Osten herkommenden Landstraße tauchte um eine Häusergruppe ein kleiner Trupp verschiedener, altes Waffengeräth in den Händen schwingender junger Männer auf; an ihrer Spitze trug einer eine kleine, farbig

in der Sonne funkelnde schwarzrothgoldne Fahne, und aus einem Dutzend von Kehlen scholl, nicht grade sonderlich harmonisch, doch mit stürmischer Begeisterung der Gesang: „Schleswig-Holstein stammverwandt —"

Und nur ein Augenblick verging, als plötzlich wohl an tausend Stimmen auf dem Platz mit einfielen: „Wanke nicht, mein Vaterland!" Brausend wogte es wie ein im Freien nachgeholter Kirchen-Schlußgesang über die Dächer hin; Groß und Klein, Jung und Alt sangen es und begannen danach die nächste Strophe des Liedes. Außer den adligen Herren und Damen nahm allein Gebert Norweg nicht daran theil, und ein neben ihm stehender Handwerker drehte ihm den Kopf mit der spöttisch-unwirschen Frage zu: „Hörst Du ok to de Ridderschaft mit'n Slot vör't Mundwark?"

Nun stand der Führer und Fahnenträger der kleinen Schaar dichtumringt und antwortete lautstimmig auf Fragen. Ein junger Förster war's in der Tracht seines Berufs, mit einer Büchse an grünem Band überm Rücken. Er sagte: „Wir kommen von Blekendorf und aus der Gegend, wollen heut' bis Kiel. Pastor Claudius hat gestern Abend beim Sternenschein und Windlichtern auf der Straße vor der Kirche und seinem Haus eine Rede gehalten. Gottes Geheiß, hat er gesagt, wär's, Widerrecht, Gewaltthat und Schande nicht zu dulden, nicht wie blähende Schafe sich zu ducken, wenn sie von bissigen Hunden angefallen werden. Gaht mit Gott, Jungens, hat er gesagt, un brukt de Knakens, de ji vun em kregen hebbt. De Dän is de Fiend un sin Papen sünd de slimmsten. Nu wüllt wi noch Sleswig-Holsteen singn, as weer't inne

Kark. Denn slapt noch mal ut, un morgen fröh, wenn de Sünn upsteiht, treckt mit ehr los!“

Durch vielstimmige Zurufe drangen noch weitere Fragen auf den jungen Anführer ein, der auf eine davon erwiderte: „Die Fahne haben wir unterwegs gekriegt, von wem, weiß ich nicht, bloß daß es ein junges Mädchen war. Sie stand auf einmal an 'nem Waldrand da und hielt uns die Fahne hin, wir sollten damit gegen die Dänen. Gesagt hat sie's beinah garnicht, bloß mit zwei Worten, danach war sie wieder im Wald weg. Aber in ihren Augen stand's zu lesen, wir sollten den Dänen blaue Bohnen zwischen die Rippen jagen, daß keiner wieder zu uns ins Land käm', danach wär's ihr ums Herz.“

Auch in den Augen des jungen Sprechers leuchtete etwas auf, wie er von den Augen der unbekannten Fahnenspenderin erzählte, als sei eine Wirkung von ihnen ausgegangen, die noch in ihm weiterdauere. Von der Gruppe der adligen Grundbesitzer traten jetzt einige Herren auf ihn und seine Gefährten zu und redeten sie an: „Was Ihr vorhabt, ist recht und muß geschehn, wir stehen auch auf Eurer Seite. Laßt Euch gut einschulen und dann leistet tapfer Widerstand! In Schleswig-Holstein darf kein dänisches Pöbelregiment die Oberhand gewinnen. Kommt erst in die Stadt Hamburg, wir lassen Euch ein Frühstück vorsetzen, daß Ihr kräftiger weitermarschiren könnt. Gewiß, Schleswig-Holstein, wie es bisher gewesen, das muß für uns alle die Losung sein.“

Gebert hörte von dem letzten nichts mehr; der Bericht des jungen Försters hatte ihm die Erinnerung an den

Blekendorfer Pastor Ernst Claudius aufgeweckt, sein Bild greifbar deutlich vor Augen gestellt, und daraus, im Verein mit der allgemeinen begeisterten Erregung ringsum, war etwas über ihn gekommen, er wußte nicht, was. Nur die Erzählung von dem Mädchen, das den in den Krieg Ziehenden am Waldrand die Fahne gereicht, hatte er noch vernommen und seiner Phantasie sich eine Vorstellung bemächtigt, Bertrade sei's gewesen, die jeder Fremde nach ihrer Erscheinung noch für ein junges Mädchen ansehen mußte; dann war er fortgegangen, wohin es ihn treibe, wußte er ebenfalls nicht. Doch nach einiger Zeit sah er sich plötzlich in der Stube des Herrn Justizrath stehen, der ihn überrascht anblickte und fragte: „Was bringt Dich her? Hast Du etwas vor, die Predigt des Herrn Pastors Dir heute doch wieder Lust gemacht, Theologie zu studiren? Oder willst Du Dich etwa auch für die Dame Stultitia todtschießen lassen?"

Der Befragte stand sprachlos, nur ein Ruck ging bei den letzten Worten durch ihn hin, während der Arzt fortfuhr: „Man nennt sie freilich gewöhnlich Frau Justitia, aber der andere Name paßt richtiger für sie. Eine gründlichere Thorheit, als die klugen Leute in Kiel sie aus ihren Köpfen zuweg gebracht haben, ist wohl noch kaum zur Welt gekommen. Da steht ein Mann mit zwei Armen, wovon der eine König von Dänemark und der andere Herzog von Schleswig-Holstein heißt, und da sind sie auf den lustigen Einfall gerathen, sie müßten seinem linken Arm beistehn, zu verhindern, was sein rechter Arm thun will. Es giebt doch in der alten Weltgeschichte noch neuen Spaß."

Wichart Libertus kam dazu ein seinen Lippen fremdstehendes halbes Lachen vom Mund; erkennbar hatte er das eigentlich nur von ihm Gedachte nicht für den Hörer, sondern allein zu einer eigenen Genugthuung laut vor sich hin gesprochen. In Gebert aber klangen, ihn wie mit Wellenschwingungen durchfließend, die Worte nach: ‚Willst Du Dich auch todtschießen lassen?‘ und damit verband sich eine ihm jählings aufschießende Erkenntniß. Der Krieg ging gegen den neuen dänischen König, den er haßte — einen Grund dafür wußte er freilich nicht — doch der Graf von Wagrien war der einzige Mensch auf der Welt, gegen den sein Herz einen tiefen Haß in sich trug. Um wider ihn zu kämpfen in dem Krieg — unter der Fahne aus der Hand Bertrades von einer Kugel getroffen werden — ihr zeigen, daß er nicht feige gewesen sei, wie der, für den sie ihm untreu geworden —

Einen Augenblick verharrte er noch wortlos, doch brachte dann hervor: „Ja, ich möchte — mich soll keiner muthlos nennen dürfen — möchte nicht zurückbleiben, mit den Andern —“

„Wirklich?“ Mit einem sonderbaren Tone flog's dem Arzt heraus. „Du willst —?“

In Gebert stand der plötzlich aus seinem Innern heraufgeborene Entschluß fest. „Ja, ich will“, versetzte er jetzt mit sicherer Stimme.

Libertus trat, wie es schien von einem draußen aufgetönten Ruf veranlaßt, ans Fenster und blickte während der Dauer von ein paar Athemzügen hinaus; dann kam er zurück und sagte in seiner gewohnten Sprechweise: „Hast Du Dir Deine Absicht mit Vernunft überlegt?

Ich habe einige Verpflichtungen für Dich auf mich genommen, und mir liegt darunter auf, Dich vor Unbesonnenheit, die Dein Leben gefährdet, zu warnen. Was die jungen Leute in Kiel vorzuhaben scheinen, ist im höchsten Maße tollkühn und thöricht, sie sind jedenfalls nur mangelhaft ausgerüstet, verstehn nicht mit Waffen umzugehn, und die Dänen rücken zu Land mit zehnmal stärkeren, vortrefflich geschulten Soldaten heran, höchst wahrscheinlich auch schon zu Wasser mit ihren kanonenbesetzten Kriegsschiffen. Ihr werdet kein schweres Geschütz haben, und wenn Euch unvorsichtige Führung einem Gefecht gegen die Uebermacht aussetzt, bleibt mir kein Zweifel, wie der Ausgang sein muß. Das gebe ich Dir rechtzeitig zu bedenken und dazu auch, wofür Du eigentlich mitkämpfen willst. Nicht für das schleswig-holsteinische Landesrecht, sondern für die Vorrechte und oberste Stellung der adligen Grundbesitzer, die von der dänischen Volksmasse und den demokratischen Neigungen des neuen Königs ihre Herrschaft bei uns bedroht fühlen und deshalb mit auf der deutschen Seite stehn, obwohl die schwarzrothgoldnen Farben ihnen in tiefster Seele verhaßt sind. Das alles ziehe vorher noch reiflich in Erwägung; Du trägst kein vornehmes Blut in Dir und gehörst keinem bevorrechteten Stande an, sondern dem bürgerlichen Deines Vaters. Aber eine vormundschaftliche Gewalt, Dich von etwas abzuhalten, was Du Dir fest vorgenommen hast zu thun, besitze ich über Dich nicht."

Doch Mahnungsworte gleichgültigen Inhalts waren's nur für Gebert, ganz andere Gründe, Gedanken und Empfindungen hielten seinen Entschluß bestimmt. Ihm

fiel's nicht auf, daß der Herr Justizrath zum erstenmal gegen ihn seines Vaters Erwähnung gethan hatte, von dem er bisher stets keinerlei Wissen zu haben geschienen, und er erwiderte nur: „Ich habe alles bedacht und bin Ihnen von Herzen dankbar, Herr Justizrath, daß Sie mich nicht abhalten wollen. Nur — mir fehlt ein Gewehr — und ich kann es mir nicht —“

„Nun — wenn Du's willst, so habe ich gethan, wozu ich verpflichtet war. Ein Gewehr? Das ist sinnlos. Wenn Ihr keine andere Ausrüstung bekämt, als die Vogelflinten, mit denen die Leute ins Feld ziehn wollen, so wäre die Narrheit vollständig. Aber —“

Der Arzt trat an seinen Schreibtisch, aus dessen Geheimfach er einen gehäkelten, mit einer ziemlichen Anzahl von goldig durch die Maschen blinkenden holländischen Dukaten gefüllten Geldbeutel hervornahm. Neben diesem lag das kleine, auf Porzellan gemalte Brustbild des jungen Mädchens, das er an dem Abend betrachtet hatte, als Gebert nach dem Tode der Mutter Schlerbaum hier übernachtet und unerwartet aus dem Bett her noch einmal nur halbbekleidet ins Studirzimmer gekommen war. Kurz blickte Wichart Libertus reglos auf das schöne Portraitantlitz nieder, dann streckte seine Hand sich rasch nochmals in das Schubfach, ergriff auch den schwarz emaillirten Rahmen des Bildes und schob ihn in einen ihm genau angepaßten weichen Lederbehälter hinein. Nun kehrte er zu Gebert hin und nahm seinen unterbrochenen letzten Satz wieder auf: „Aber Du hast mich erinnert, daß Du anderes gebrauchst, als das zwecklose Gewehr. In der Börse befindet sich ein Theil Deines

Vermögens, Geld wird Dir nöthig sein. Und hier ist — ich sah's eben — ein Jugendbild Deiner Mutter, das aus ihrem Nachlaß mit in meine Hände gekommen ist. Es gehört natürlich Dir, die Natur giebt einem Kinde das nächste Recht daran, ich habe bisher versäumt, es Dir auszuhändigen. Dies ist auch wohl die richtige Stunde dazu; nimm es mit Dir und halte es gut in Verwahr. Nun geh, ich habe Nothwendiges zu arbeiten."

Er hatte Gebert die Börse und das kleine Ledeteretui hingereicht, trat wieder an den Schreibtisch und setzte sich auf den Stuhl davor. Aber nur flüchtig, denn wieder aufstehend kam er nochmals zurück, reichte dem noch Stehengebliebenen kurz die Hand hin und sagte: „Wenn ich Dich nicht mehr sehen sollte — doch ich hoffe es. Leb' wohl, Gebert Norweg."

Da befand dieser sich wieder draußen auf der Straße, in einem leiblichen und geistigen Taumelzustand. Er dachte nichts, in ihm kreiste alles um die Vorstellung: Gegen den Grafen von Wagrien — unter der Fahne aus Bertrades Hand — eine Schlacht — Sieg — dann eine Kugel grade ins Herz hinein —

Doch er war nicht allein, seine beiden Mitschüler, die er gestern Abend in der vollen Gaststube gesehen, liefen eilig an ihm vorbei der Stadt Hamburg zu und einer rief: „Gehst Du auch mit, Norweg, dann mach' schnell, sie wollen weiter!" — Ohne Wissen antwortete er: „Ja, ich komme —" Da griff ihm von rückwärts Christian Lafrenz unter den Arm: „Dat lett sick hörn un kunn jo ok gornich anners sin, Du hest dat jo doch ok richti inne Bost. Nu heet ick Di Du, vör uns' Land sünd wi lik un dat

anner güng mi nich mehr vun'n Mund. Denn kumm, min Brud heff ick all adüs seggt!"

Eine Viertelstunde später zog der von Blekendorf hergekommene kleine Trupp, im Städtchen zur doppelten Anzahl gewachsen, aus der Stadt Hamburg wieder davon, überall auf der Straße von Zurufen begleitet; auch Gebert Norweg ging jetzt mit hinter der schwarzrothgoldnen Fahne. Als er in der Richtung gegen Kiel nochmals an dem Hause des Arztes vorübergerieth, sah er danach hinauf, und ihm kam's vor, er habe durch das noch kahle Lindengezweig an einem Fenster des Studirzimmers das herunterblickende Gesicht des Herrn Justizraths wahrgenommen, doch war's jedenfalls eine Augentäuschung gewesen, da dieser Wichtigeres zu thun hatte, als einem Häuflein tollkühn und thöricht zum Kriegführen ausziehender junger Leute nachzusehen. Dieser Ansicht gab auch Stine Berens, vor der Hausthür stehend, laut Ausdruck: „Sunn Jungns wüllt Krieg maken, de schull een wat mit de Wichel up'n Blanken optelln, un den langen Bengel lett de Herr Stizrath ok mitlopen. In den sin Brägenkist warrd dat jümmer bullriger, na um den Jung is dat jo wider nich schad. Nu kümmt de Witwenperson, de em up ehr Geweeten hett, wul ok noch as Marketentersch achterna — was hat Er wieder zu grinen, Jehann, kann Er Sein Mundwerk nicht mehr zusammenhalten?"

Johann Troll stand natürlich auch, den Fortziehenden nachguckend, vor der Thür und antwortete: „Ick dach blot, Du schullst as Marketentersch mitgahn, Stine, denn würr se dat smecken, un wenn Du Din Tung mit bi Di hest, brukt dat gorkeen Knallen mit de Büssen, dat de

Däns vun sülbn weglopt. Awers ick glöv, vör den jungen Minschen is dat dat best, wat em passeeren kann, dat en orrigen Keerl ut em warrd, un de Herr Stizrath hett —"

Aber was Johann Troll meinte, was der Herr Justizrath habe, kam nicht zur Vernehmung, denn ein Knall der zugeschlagenen Hausthür wie von einem Büchsenschuß brachte ihm plötzlich zur Erkenntniß, daß Stine Berens verschwunden sei und er in leere Luft weitersprechen würde; zur Führung von Selbstgesprächen indeß verleitete ihn selbst seine hülflose Bildungsunfähigkeit nicht, sondern er grinte nur noch einmal vor sich hin und machte den Mund danach zu.

Auch die Wagen der großen Gutsbesitzer rollten jetzt von Stadt Hamburg fort; von den bis zuletzt verbliebenen adligen Herren tauschten zwei vor dem Einsteigen noch eine Verabschiedungs-Unterhaltung aus. „Diese schwarzrothgoldne Farce wäre zum Lachen, wenn's nicht doch immer sein Bedenkliches hätte, Kinder mit Feuer spielen zu lassen; aber ich hoffe, man wird von Berlin aus der Posse rasch ein Ende machen, und nach einem Brief, den ich heute erhalten, werden auch schon preußische Truppen zur Wahrung unserer Rechte gegen den Kopenhagener Pöbel zusammengezogen. Man müßte jenseits der Elbe blind sein, um nicht einzusehen, daß es sich bei unserer Widerstandsleistung gegen die Dänen um eine Sache aller conservativen Elemente in Deutschland handelt."

„Gewiß, darüber kann wohl kein Zweifel bleiben und ebensowenig, daß von diesen Gesangshelden — Herr Graf verstehen, ich meine diese Bevölkerungsschicht überhaupt — nichts Wünschenswerthes zu erwarten steht.

Der Sermon unseres Gemeindehirten heute war freilich etwas deplacirt, der gute Mann hätte seinen Verstand ein bischen besser zusammenhalten können, wenn's einmal brennt, nicht statt Wasser noch Oel drauf zu schütten. Aber unbegreiflich ist's mir, wie der Blekendorfer Pastor, der doch als einer der strenggläubigsten im Lande gilt und dabei ein kluger Mensch sein soll, eine derartig unpassende, man möchte beinah sagen, aufwieglerische Ansprache hat halten können. Auf welche Weise sind die Burschen eigentlich zu der Fahne gekommen, ich hab's nicht recht verstanden."

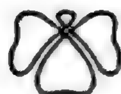
„Auf die Claudius ist nie Verlaß gewesen, lieber Baron, die sind von Hause aus verschroben, in ihren Köpfen wachsen Vernunft und Unsinn wie Korn und Quecken nebeneinander. Das haben sie von ihrem ‚Wandsbecker Boten' geerbt und sein Blekendorfer Sohn bei aller Strenggläubigkeit einen ganzen Unkrauthaufen mitbekommen; mir ist er unangenehm mit seinem Mundwerk und ich lasse mich nie in ein Gespräch mit ihm ein. Schade, wenn ein Mensch Tüchtiges leisten könnte und dabei bornirt ist, den Vortheil der Kirche und seinen eignen nicht zu begreifen. Mit der Fahne ist's übrigens eine drollige Geschichte. Ich habe mich noch einmal bei dem Anführer der Burschen in seinem Försterhabit erkundigt, und danach ist's mir klar geworden, daß die Fahne von Hohenkamp hergekommen sein muß. Entweder durch eine Magd von dort, oder nach der Beschreibung könnte die Ueberbringerin möglicherweise auch die junge Baronesse Gerda selbst gewesen sein. Die Sache ist nicht grade unverständlich; man vermied aus begreiflichen

Gründen auf Hohenkamp, heute hierher zur Kirche zu fahren und sich der Anwesenheit bei einer zu erwartenden Demonstration auszusetzen; aber andrerseits wollte man sich doch auch der gemeinsamen Angelegenheit der schleswig-holsteinischen Standesgenossen nicht ganz gleichgültig gegenüberstellen oder gar feindselig erscheinen und verfiel deshalb auf die Auskunft, die Abmarschirenden mit der Fahne auszurüsten. Das war klug gedacht, nur offenbar nicht ganz richtig ausgeführt, denn natürlich sollte wenigstens so halbwegs ruchbar und zu vermuthen werden, es sei ein Geschenk von Hohenkamp her; als lächerlich abläugnen konnte man's nachher jenseits der Ostsee selbstverständlich immer leicht genug. Aber die Ueberbringerin hat die Sache nicht geschickt anzustellen gewußt, nichts so durch einen Schleier durchahnen lassen und statt dessen nur dem grünen Jungen gewaltig in die Augen gestochen. Denn das sah man ihm noch bei ihrem Frühstück in der Wirthschaft an, ihm wär's, als ob irgendeine plötzliche Erscheinung vom Himmel herunter sie mit diesem schleswig-holsteinischen Danebrog begabt habe, und daraus bin ich auf die Idee gekommen, daß es die Tochter selbst gewesen ist. Eine ungewöhnliche Schönheit kann man ihr ja nicht absprechen und ist ihr ja auch allerhöchsten Orts deutlich zuerkannt worden; dort hätte sie jedenfalls auf den nöthigen Humor zum richtigen Verständniß des schwarzrothgoldnen Spaßes rechnen können, er wäre ihr vielmehr wahrscheinlich sehr vortheilhaft in Rechnung gesetzt worden. Aber ihr Alter ist noch nicht recht anstellig genug für die Ausführung eines solchen Auftrags, ihre Frau Mutter hätte es besser fertig

zu bringen verstanden. Adieu, lieber Baron, ein curioses Frühjahr. Haben Sie auch schon einen Drehorgler gehört: ‚Und ein Frühling ist im Lande, wie die Welt noch keinen sah?‘ Ich traf gestern einen unterwegs auf der Straße, warf ihm einen Sechsling in den Hut und schwippte beim Antreiben der Pferde ihm ‚aus Versehen‘ mit der Peitschenschnur über seine rothe Schnapsnase. So, denke ich, werden's Preußen und Oesterreich bald en gros mit den schwarzrothgoldnen Frühlingssängern machen, wenn die Schnapssechslinge versoffen sind. Guten Appetit und grüßen Sie Ihren ausgezeichneten Chateau Lafitte von mir!“

Die beiden Sprecher schlossen ihre Conversation, bestiegen die Wagen, die als die letzten von der Stadt Hamburg aus nach verschiedenen Richtungen auseinanderrollten, und der im Städtchen heut' etwas von der gewohnten Art abweichend verlaufene Sonntagsvormittag nahm damit sein Ende. Gebert Norwegs Voraussetzung traf zu; Christoff Wittkop befand sich nicht unter den nach Kiel Ausziehenden, und auch in der Kirche waren er und seine Frau nicht zugegen gewesen; der junge Erbpächter war zwar durchaus nicht feige, doch hatte auf seinem Hof Wichtigeres zu thun, als an das Landesrecht Schleswig-Holsteins zu denken, denn der schöne Frühling erheischte beflissene Thätigkeit zur Erzielung einer gesegneten Herbsternte. Den kleinen, unter lautem Gesang westwärts marschirenden Trupp kreuzte einmal ein Hohenkamper Gutswagen, in dem jedoch Gebert allein augenblickskurz die von einer Ausfahrt nach ihrem Schloß zurückkehrende Baronesse Gerda von Ratlow erkannte.

Seine Begleiter hatten das Fuhrwerk bereits hinter ihrem Rücken, so daß der junge Förster keine Auskunft darüber ertheilen konnte, ob ‚die Idee' des Herrn Grafen auf einer Wirklichkeit fuße und die im Wagen Sitzende die Darreicherin der Fahne gewesen sei. Für Gebert Norweg aber entstammte diese immer mehr zweifellos aus der Hand Bertrades, und er folgte ihrem farbigen Geleucht mit der seinen Kopf durchkreisenden Vorstellung: Gegen den Grafen von Wagrien — eine Schlacht — Sieg — dann eine Kugel grade ins Herz hinein!



IX.

Das von der Kieler Studentenschaft und den mit ihr vereinigten jungen Männern aller Stände gebildete Corps war, vierhundert Köpfe stark, bereits am Freitag unter der Führung des Prinzen von Noer vor Rendsburg eingetroffen und hatte die Festung ohne Schwertstreich in Besitz genommen. Die Einwohner der Stadt machten sofort gemeinsame Sache mit ihnen, und gleiches that die dortige Truppenbesatzung. Sie bestand aus schleswig-holsteinischen Landessöhnen, die ihren dänischen Offizieren den Gehorsam aufkündigten; den letzteren wurde auf ihr Ehrenwort, im bevorstehenden Kriege nicht gegen die Herzogthümer zu dienen, freie Rückkehr nach Dänemark gewährt. Allerdings hielten sie nachträglich dies Wort nicht, denn ihr dänischer Ehrenbegriff verstattete ihnen, davon Gebrauch zu machen, daß König Friedrich der Siebente als oberster Kriegsherr sie von einer Pflicht, ihr Gelöbniß zu erfüllen, entbunden erklärte. Zwei Volksstämme mit sehr verschiedenen Anschauungen und Wesenseigenschaften bereiteten sich zu einem Kampf, in dem sie zu früheren Zeiten, seit länger als einem halben Jahrtausend, schon oft gegeneinander gestanden hatten.

Doch auch mit sehr ungleichen Kräften rückten sie sich in diesen ersten Frühlingstagen entgegen. Dänemark gebot über eine geschulte, mit allem erforderlichen Bedarf ausgerüstete Heerkraft, sowie über eine verhältnißmäßig starke Kriegsflotte. Von beiden besaß Schleswig-Holstein gegenwärtig so gut wie nichts; was es ins Feld stellen konnte, setzte sich, außer den an Zahl nur geringen übergetretenen heimischen Soldaten, lediglich aus einigen Freicorps zusammen. Ihre Mitglieder, gebildete und bildungslose, Studenten, junge Beamte, Aerzte, Advocaten, Söhne von Guts- und Hofbesitzern, Bürgern und Bauern waren jugendlich kraftvoll, muthbeseelt und begeistert, aber allen gebrach's fast gleichmäßig an Kenntniß in der Führung von Waffen, wie an diesen selbst, denn das Zeughaus in Rendsburg vermochte sie nur mit geringwerthigen Musqueten in nicht einmal ausreichender Menge zu versehen. Dazu gesellte sich als schlimmster Mangel das beinah gänzliche Fehlen erfahrener, zur Leitung befähigter Offiziere; die ‚provisorische Regierung' selbst bestand aus fünf in militärischen Dingen völlig unwissenden Männern. Was aus allen Gegenden des Landes in kleinen Schaaren nach Rendsburg zusammenfloß, hätte vielleicht zur Vertheidigung der Festung gegen die anrückenden dänischen Truppen genügt, bis durch die allgemeine Bewegung in Deutschland stärkere Massen von Freischaaren herbeigeführt worden; statt dessen jedoch strebten die Befehlshaber danach, Hals über Kopf in fliegender Hast die ungeübten und ungegliederten Ankömmlinge soweit instand zu setzen, daß sie nordwärts den Feinden entgegenziehen könnten. Militärische Ver-

blendung führte zu dieser Maßnahme, aus politischer Verblendung entspringend; in ihren Köpfen hatte sich die Vorstellung festgesetzt, der um das Recht des Herzogthums Schleswig beginnende Kampf mache sogleich die Behauptung des schleswig'schen Bodens zum Gebot.

So geschah's, daß der kleine Trupp, dem Gebert Norweg sich angeschlossen, in Rendsburg eingetroffen, hier nur ein paar Stunden verblieb, da er den Befehl erhielt, nach seiner nothdürftigsten Waffenausstattung sofort, mit der Gesammtschaar vereint, weiter gegen Norden aufzubrechen. Eigenthümlichen Anblick bot diese in ihrer übergroßen Mehrheit dar; von einer Gleichartigkeit der Erscheinung war nicht die Rede, es gab keinerlei Zusammenpassung des Körpermaßes und der Kleidung. Alle marschirten, lang und kurz durcheinander gewürfelt, in Hüten und Mützen, verschnürten Studentenröcken und städtischen Anzügen, Turner- und Bauernkitteln, wie jeder eilfertig nach Rendsburg gekommen. An eine Uniform hatte nicht gedacht werden können; gleichmäßig nur trugen sie über den mannigfachst verschiedenen Kleidern Munitionstaschen und kurze Seitengewehre umgeschnallt, sowie die Musquete auf der Schulter. Die Colonnen erinnerten, wie sie der Landstraße entlangzogen, weniger an eine Kriegsmannschaft, als an eine große, fröhliche Jagdgenossenschaft; singend, sich zurufend und lachend, wanderten sie, ohne erlernten Schritt und Tritt und ohne eine Vorstellung, was sie erwarte, dahin. Das Commando über dies ungefähr dreitausend Mann zählende schleswig-holsteinische ‚Heer' führte ein Herr von Krohn, der in seiner Jugend einmal eine Zeitlang Offizier gewesen

und jetzt von kurzer Hand zum ‚General' ernannt worden war.

Als am längsten Aufgeschossener ragte Gebert zwischen den Köpfen um ihn, bei seinen Auszugsgenossen verblieben und belassen, auch die kleine schwarzrothgoldene Fahne flatterte, von der Hand des jungen Försters fortgetragen, dicht vor ihm auf. Seit dem Aufbruch aus dem Städtchen war er nicht aus seinen Kleidern und eigentlich nicht zu einer Besinnung gekommen, die Dinge unterwegs, dann Kiel und Rendsburg ihm an den Augen wie Traumbilder vorbeigegangen. Nun gleicherweise die Stadt Schleswig, und nur plötzlich gegen Abend beim Anblick eines Dorfkirchthurms besann er sich, daß er den schon einmal gesehen habe, auch so in verdämmerndem Licht. Fast zugleich traf ihm der Ruf ans Ohr, in Idstedt solle Nachtrast gehalten werden, und eine andre Stimme, die eines alten Bauern sagte unmittelbar danach: „Nee, dat is erst Idstedt, bet na Sleswig to sünd dat noch twee gode Stunn." Als sei's wirklich eben gesprochen hörte er's wieder neben sich; hier hatte er auf der Wanderung von Flensburg her im einbrechenden Dunkel den Thurm des Dorfes Idstedt für den der Stadt Schleswig gehalten. Unausdenkbar fern, obwohl es erst vor wenig mehr als zwei Monaten gewesen, lag jener Tag hinter ihm; mit wie anderen Gedanken, Erwartungen und Zukunftsplänen fur sein Leben war er damals auf dieser Straße gegangen. Rückkehrende Erinnerung hielt sich seiner fortbemächtigt, wie er am angezündeten Bivouacfeuer lag; die milde Frühlingsluft hatte ihn das Verbringen der Nacht unter freiem Himmel dem Lagern

auf einem Heuboden des überfüllten Dorfes vorziehn lassen. Zum erstenmal war ihm das Gedächtniß an die Vollmondnacht aufgewacht, die Eisscholle, auf der er mit Gerda Ratlow zusammen in die Ostsee hinausgetrieben und wie durch ein Wunder im letzten Augenblick gerettet worden, um im Morgengrau an die Küste von Langeland zu kommen. Da hatte er leben wollen, den Drang danach sogar in der Gegenwart seiner Todesgenossin nicht schweigend verhalten können, laut über die Lippen hervorgestoßen; jetzt zog er nordwärts, um den Tod als erwünschtes Ziel zu suchen. Die Holzscheite des Feuers verloderten, nur ab und zu knisterten noch einige Funken draus auf; die Mehrzahl der darumher Gelagerten schlief schon, von Müdigkeit überwältigt, doch Geberts Augen zogen noch die wechselnden Bilder jener Mondnacht vorüber. Da fragte eine Stimme neben ihm: „Denkst Du auch noch an was, Norweg?“ Der junge Förster war's, der seine Fahne, sorglich zusammengerollt, neben sich gelegt; er hieß Wilhelm Stolterfot, hatte schon dann und wann unterwegs mit Gebert einige Worte gewechselt und heut' Abend den Platz neben ihm eingenommen; alle Freiwilligen redeten sich ausnahmslos als selbstverständlich mit Du an. Der Befragte antwortete: „Nein, ich will auch schlafen“, doch der andre fuhr fort: „Das kann ich noch nicht, muß noch darüber nachdenken, wer's wohl gewesen ist, die mir die Fahne gegeben hat. Der stand der Haß gegen die Dänen in den blauen Augen, so schön hab' ich noch niemals welche in einem Mädchengesicht gesehen, im ersten Augenblick glaubte ich, sie wäre was Ueberirdisches, auch so viel größer als sonst andere.“ Nun

versetzte der Hörer: „Ja, wie vom Himmel muß sie Dir vorgekommen sein, aber blau sind ihre Augen nicht, das hast Du versehen, und besonders groß ist sie auch nicht. Gutnacht, ich bin müde.“ Das war er in der That und streckte seinen Kopf jetzt auf den Boden um; der junge Förster aber verstummte noch nicht, sondern sprach weiter: „Du war'st ja noch nicht bei uns und hast sie nicht gesehn. Darauf kann ich schwören, daß ihre Augen so blau waren, wie die ersten Nimmerwehblumen jetzt an den Quellen, die Männertreu, und ihr Haar sah aus, als hätt's eine Fee von einem Rocken mit Goldfäden heruntergesponnen. So lang' ich lebe, vergeß' ich's nicht wieder.“ Gebert hörte es noch und erwiderte drauf: „Nein, Bertrades Haar ist braun, das hast Du auch versehen“; doch gab er's nicht mehr mit dem Mund laut zur Antwort, that's nur mit einem letzten Gedanken, nach dem gleich der Schlaf über ihn kam. Wilhelm Stolterfot zog nun die Fahne so heran, daß er seinen Kopf auf sie legen konnte, machte ebenfalls die Augen zu, und über den Schlafenden lag die glimmernde Sternendecke der linden Märznacht gebreitet.

Doch noch ehe sie wegschwand, scholl die Wecktrommel und vor dem Morgendämmern schon ging der Marsch durch die Landschaft Angeln weiter, deren Roggenfelder in diesem Frühling seltener Art bereits mit spannhohen grünen Halmen flimmerten. Gegen Abend ward Flensburg sichtbar, vor dem der Oberbefehlshaber mit räthselhafter Strategie seine winzige ‚Armee‘ in zwei Hälften theilte, eine rechtshin nach dem Flecken Glücksburg an der Südseite der Flensburger Bucht als Reserve verlegte, wäh-

rend die andere in die Stadt einrückte. Sechs Tage erst waren seit der Proclamation vom Kieler Rathhause vergangen, und die wie vom Wind zusammengewehten Vertheidiger Schleswigs hatten bereits die fast zehn Meilen lange Entfernung von Rendsburg nach Flensburg durchflogen, dessen Hafen sich in unbestrittener Macht der Dänen befand. Eines ihrer Kriegsschiffe lief in ihn ein, und der ‚General‘ von Krohn legte eine erste Probe seiner Kriegskunst ab, indem er die von Kanonen starrende Fregatte mit einigen alten Musqueten beschießen ließ; dann zog er mit seiner gehälfteten, noch nicht zweitausend Mann erreichenden Schaar, die zum größten Theil aus dem Studenten- und anderen Freiwilligencorps bestand, den Feinden weiter entgegen. Diese standen in der Stärke eines Armeecorps von zehntausend Mann mit zahlreichen Reiterschwadronen und Geschützbatterien südlich von der Stadt Apenrade, während die Schleswig-Holsteiner mehrere Ortschaften etwas nordwärts von Flensburg, hauptsächlich das Dorf Bau besetzten, das durch die Bodenbeschaffenheit umher einen einigermaßen günstigen Halt bot; die Knicke der Koppeln behinderten eine Verwendung der feindlichen Cavallerie, wie die von schwerem Geschütz; Verschanzungen hätten die Stellung noch besser befestigt. Doch solche wurden nicht ins Werk gesetzt, obwohl eine Woche in Ruhe verging, während der sich nur der Hafen von Flensburg mit dänischen Kriegsschiffen anfüllte, deren Kanonen die offen liegende Landstraße von Bau nach der Stadt, die Rückzugslinie der ‚Truppen‘ des ‚Generals‘ von Krohn, frei zu bestreichen vermochten.

Beim Anbruch des neunten Apriltages war's, daß Gebert Norweg plötzlich ein Rasseln von Gewehrschüssen um sich hörte, im ersten Morgenlicht durch noch kahles Knickgezweig vor sich das Auftauchen rother dänischer Uniformjacken sah, zum erstenmal in seinem Leben das Krachen von Kanonen vernahm. Von dem Augenblick an verlor er jede Auffassung von Raum und Zeit, that mechanisch das gleiche, wie seine Genossen umher und weiter um ihn, schoß, lud seine Musquete und schoß sie wieder ab. Manchmal lief er, einen Zaun durchbrechend, vorwärts, dann mit den andern zurück, denn vor ihm flammten in Masse die rothen Jacken, die mit lauttönenden und zugleich spöttisch klingenden Hurrä-hurrä-Rufen über eine große Koppel heranstürmten. Kugeln pfiffen um ihn und Kartätschen fuhren über seinem Kopf fauchend und heulend durch die Luft. Keine Furcht rührte ihn an, doch auch der Wunsch, daß ihn eine Kugel treffe, war jetzt nicht in ihm; erst mußten die Dänen, die Soldaten des Grafen von Wagrien in die Flucht geschlagen, besiegt sein. Durch einen seichten Bach ging's, dessen Wasser wie ein Silberregen unter den Füßen aufspritzte, Anhöhen hinan und hinunter. Nur da und dort führte und feuerte ein Offizier eine Mannschaft an, scholl sein Commandoruf; weitaus die Meisten mußten auf eigne Hand Weg und Ziel suchen; wie's immer fühlbarer ward, je höher die Sonne anstieg, gegen erdrückende Uebermacht eines besser bewaffneten und geübten, unerschrockenen und siegesgewissen Gegners. Doch alle hielten stand, so lange es irgendwie möglich blieb, mit dem wanklosen Muth, der Todesverachtung in hundert Schlachten erprobter Sol-

daten. Das Land Schleswig-Holstein hatte seine besten Söhne aufgeboten, Unfähigkeit und Thorheit des Oberbefehls opferte sie nutzlos hin, doch sie ersetzten die Mängel ihrer Ausrüstung und Schulung, die Geringfügigkeit ihrer Zahl durch flammende Begeisterung, mit der sie kämpften, jählings umstürzten, den letzten Athem aushauchten. Ein Knabenspiel war ihre Vernichtung für die dänische Heermacht, aber ein Heldentod riß gleicherweise jeden Einzelnen aus der jungen Blüthe seines Lebens fort.

Da lag Einer auf dem Rücken in verschnürtem schwarzem Sammtrock am Boden regungslos lang ausgestreckt; eine Wunde war nicht an ihm zu sehen, doch sein blutlos weißes Gesicht zeigte zweifellos einen Todten. Gebert gewahrte und erkannte dies im Vorbeilauf; dem jungen Studenten gehörte es, der ihn in Kiel am Abend in der Wichmann'schen Wirthschaft angeredet und gesagt hatte: „Dann komm nur wieder zu uns her, Leute von Deinem Schlag können wir gebrauchen." Im Ohr klangen die Worte dem von einem Ruck Angehaltenen auf, er wollte sich bücken, durch Anfassen mit der Hand Gewißheit schaffen, daß es ein Lebloser sei. Doch da traf ihn seither ein andrer, wirklicher Ruf: „Ick heff mi verschaten, Norweg, giff mi Patronen ut Din Tasch!" Christian Lafrenz kam auf ihn zugerannt, und Gebert faßte nach seiner Munitionstasche. Aber auf einmal hörte er den jungen Tischler ausstoßen: „Min Brud —", sah ihn mit den Händen über sich greifen, taumeln und wie ein abgefällter Baumstamm niederschlagen. Ein aus der blauen Luft herabgeplatztes Granatensprengstück hatte ihm das linke Schläfenbein zerschmettert und wegge-

rissen; er strengte sich an, noch ein Wort herauszubringen, doch konnt's nicht mehr. Neben ihm hingekniet, hielt Gebert die Hand eines Todten.

In gesonderten Abtheilungen an verschiedenen Stellen um die Ortschaften Bau, Harrislev, Fröslev, Clues, Niehaus, Crusau kämpften die Schleswig-Holsteiner vergeblich gegen die vielfach zehnfältige dänische Ueberzahl; einige Tüchtige, bis zum letzten Augenblick Todesmuthige unter den wenigen Offizieren, der Major Michelsen, die Hauptmänner Jeß und Schmidt hielten ihre Leute zusammen, ihnen Deckung suchend, sie zum Angriff und zur Abwehr leitend. Doch alle drei fielen, von Kugeln durchbohrt; als die Sonne ihren Mittagsstand überschritten, mußte der Ueberrest des Kieler Studentencorps, rings umzingelt, die Waffen strecken, fiel unter tausendfachen dänischen Hohn- und Schimpfrufen in Gefangenschaft. Was nicht völlig zersprengt war, sich noch zusammenschließen konnte, suchte führerlos einen Rückzug nach Flensburg zu ermöglichen; unverwundet befand sich Gebert Norweg in dem treibenden Durcheinander und neben ihm ebenso der junge Förster Stolterfot. Dessen Fahne hatte er während der letzten Stunde wieder zu Gesicht bekommen und sich bei ihm oder eigentlich bei ihr gehalten; an zerbrochenem Schaft, von mehreren Kugeln durchlöchert, hing sie dem Träger jetzt über der Schulter. Dunkel lag's Gebert, ohne daß er wußte, woher, in der Empfindung, sie sei doch nicht aus der Hand Bertrades gekommen, aber von wem sie stammen mochte, galt ihm gegenwärtig gleich. Sie war für ihn wie ein Heiligthum geworden, so fühlte er sich von ihrem Anblick

berührt, trotz der schwersten Erschöpfung mit Kraft und Muth durchflossen. Auf die altehemalige Wallfahrtscapelle von Clues, der Klause, und das Kupferwerk von Krusau, nicht weit mehr vom Nordende der Stadt, richtete der Zug sich zu; drüben, jenseits der breiten Bucht stand bei Glücksburg die ‚Reserve‘ des Generals von Krohn, die Hälfte seiner Truppenschaar, Gewehr bei Fuß zur strategischen Beobachtung der in den Flensburger Hafen einlaufenden feindlichen Schiffe, ohne eine Ahnung von dem Kampf bei Bau, dem verhängnißvollen Ausgang desselben, als daß ab und zu windgetragen aus der Weite ein dumpfschütterndes Geschützdröhnen über die Wasserfläche herüberscholl.

Aber da plötzlich zuckten jetzt auch hundertfach Blitze und krachten Donner vom Wasser her am Nordrande der Bucht auf, langhingereiht überschütteten die dänischen Kriegsschiffe und Kanonenboote die auf die offene Landstraße gelangten Rückzügler mit Bomben und Kartätschen. Zwischen sie hinein fuhr's wie ein zerschmetternder Hagelschlag in dichte Halme; wer sich retten wollte, mußte seitwärts über die Feldknicke, hinter ihnen eine Deckung zu finden. Sprunggewandt schnellte sich der junge Förster an einem Wall empor und Gebert folgte ihm nach, doch im nächsten Augenblick stieß Wilhelm Stolterfot von den Lippen: „Die Fahne — hüt' sie!“ Seine letzten Worte waren's, über der Brust schoß ein Blutstrahl aus seinem Rock, und haltlos schlug er vornüber vom Knick hinunter. Doch vor seinem Niedersturz hatte Gebert mit blitzschnell zugreifender Hand die kleine Fahne gefaßt, riß in besinnungsloser Hast ihren Zeug-

stoff von dem Schaftrest und umschlang sich damit, während um ihn Kugeln den Boden aufrissen, eine Wolke von Erde, Gestein und Staub um seinen Kopf wirbelten. Blindlings von einem Impuls getrieben hatte er's gethan, doch einem alten Soldaten gleich, der das Wichtigste, die Fahne seines Regiments vor Feindeshand und Schimpf zu retten suchte.

Auf der Straße aber verwandelte sich der Rückzug in wirre Flucht dem Norderthor von Flensburg entgegen. Eine Häuserreihe begann jetzt die Fliehenden vor den Schiffsgeschützen zu decken, doch dänische Cavallerie jagte ihnen mit hochgeschwungenen Säbeln nach. Von der andern Seite her drangen die Feinde schon in die Stadt ein, deren im Nordertheil fanatisch dänische Bewohner aus den Fenstern auf die Flüchtlinge in der langen Schlauchstraße schossen. Ortsfremd irrten diese nach einem Schutz umher, liefen da und dort in die Häuser hinein, um von wilden Fäusten gepackt, inmitten triumphirenden Gebrülls überwältigt, auf den Boden geschleudert zu werden. Unter ihnen war auch Gebert Norweg, der wie die andern seine schwere Musquete als nutzlos, nur im Lauf hindernd, weggeworfen, doch seine schwarzrothgolden umwickelte Brust hatte die Wuth angestachelt und eine besondere Zielscheibe für die aus den Fenstern Feuernden geboten. Trotzdem war er auch hier nicht getroffen worden, wie wenn nicht er seine Fahne, sondern sie ihn geschützt habe; aber jetzt schien kein Entkommen mehr möglich. Nah hinter ihm donnerten die Hufschläge der dänischen Reiterei über das Pflaster, mechanisch bog er in eine kleine Quergasse ab, stürzte der offen stehenden Thür

eines Hauses zu, das in dem Getöse ringsumher lautlos dalag, wahrscheinlich von seinen dänisch gesinnten Inwohnern zu dem Zweck verlassen, sich mit Augen und Ohren an der Niedermachung der ‚tydske Insurgenter‘ zu weiden. Die neue Benennung der Schleswig-Holsteiner durch die Dänen und ihr Feldgeschrei war's.

Da plötzlich gewahrt Gebert am Eingang der Hausdiele ein Gesicht vor sich, das er schon einmal gesehen, das eines noch ganz blutjungen braunhaarigen Mädchens. Sie stutzt vor dem athemlos Herangelaufenen zurück, doch nur ein Wimperzucken lang, denn nun hat auch sie ihn wiedererkannt und ein halb freudiger, halb schreckvoller Ausdruck in ihren Augen zeigt, daß ihr zugleich eine zweite Erkenntniß aufgegangen ist. Blitzgeschwind greift sie nach seiner Hand, reißt ihn mit sich nach dem dunklen Hintergrund der Diele und weiter durch eine Rückthür auf einen länglichen Hof hinaus, an dessen Ende sie ihn noch ebenso hastig über enge Treppenstufen in einen kleinen verfallenen Hinterbau hinaufzieht. Von ihrem Mund ist kein Wort gekommen; nun steht er in einer niedrigen, schon halb von Zwielicht durchsponnenen, nur mit einem dürftigen Bett, Stuhl und Tisch versehenen Kammer. Im Kopf taucht ihm dunkel ein Namensruf wie ‚Grete‘ mit einem dänischen Zusatz davor auf, doch seine Kraft ist leiblich und seelisch bis zum letzten Ende erschöpft. Er taumelt um, fühlt nur noch, daß ein paar Hände ihn halten, auf das Bett niedergleiten lassen, und fällt mit auslöschendem Bewußtsein hin.

Als er, wohl nach langen Schlafstunden, wieder zu

sich kam, umgab ihn schwarze Nacht, ließ ihn im ersten Augenblick des Erwachens ohne eine Vorstellung davon, wo er sei. Dann jedoch empfand er, auf einer seiner Hände liege eine fremde kleine warme Hand, und mit einem Schlage kam ihm die Erinnerung und mit ihr zugleich auch ein Name, daß er ins Dunkel fragte: „Bist Du's, Grete?" — „Ja", antwortete es flüsternd neben seinem Bettrand; „aber sprich leise. Ich wollte Dich nicht wecken, Dir that's so noth zu schlafen. Doch nun ist's bald Zeit, daß Du fort mußt —"

Sonderbar trug sich's in seinem Kopf zu; er fiel nach ihrer Mahnung mit gedämpftem Ton ein: „Lille Grete — da hab' ich's wieder. Was heißt denn ‚lille'?"

„Lille heißt klein."

„Ja, groß bist Du ja auch nicht. Bist Du denn eine Dänin?"

„Dann hätte ich Dich nicht in meiner Stube versteckt — oder vielleicht doch. Hier in der Wirthschaft rufen nur die Leute und die dänischen Gäste mich so, meine Eltern zu Haus nennen mich Gretchen. Aber die wohnen weiter im Süd und sind arme Leute mit vielen Kindern, darum bin ich hier im Dienst. Mich freute es, daß Du deutsch mit mir sprachst, als Du weggingst, weißt Du's auch noch? Das dachte ich damals nicht, daß Du noch einmal und so wieder herkäm'st. Haben die Dänen Dir mit ihren Kanonen und Flinten garnichts Schlimmes gethan? Ich merkte es dran, weil Du so ruhig schliefst, und das machte mich auch ganz ruhig. Aber jetzt mußt Du nothwendig erst essen, es hat von der Kirche schon drei Uhr geschlagen. Setz' Dich auf — Licht darf ich nicht

anmachen — Du mußt sehn, daß Du das Fleisch und Brod im Dunkel richtig an den Mund bringst."

Wie noch von einer Kinderstimme gesprochen klang's, doch von der eines glücklichen Kindes. Gebert richtete sich auf, fühlte, daß ein Teller seine Hand berührte, nahm ihn und begann zu essen; dessen bedurfte er in der That vor allem, da ihm seit dem vorigen Frühmorgen keine Nahrung über die Lippen gekommen. Das hatte die ‚lille Grete' oder Gretchen in ihrem jungen Kopf wohlbedacht und Sorge dafür getragen; ihm kam's vor, der erste Name passe eigentlich richtiger und hübscher — nicht zu ihrem Gesicht, denn von dem sah er ja nichts — doch zu ihrer Stimme. In seinem Kopf ging's noch immer eigenthümlich zu; er dachte gegenwärtig mit keinem Gedanken an die gestrige Schlacht und was sich Schreckensvolles darin um ihn zugetragen, sondern nur, daß er geborgen hier in der Stube der kleinen Grete sitze, die ihn wiedererkannt, vor den dänischen Verfolgern gesichert habe, und daß es gar heimlich-schön sei, hier so im Dunkel zu sitzen und ihre Stimme zu hören; er konnte sich vorstellen, plötzlich eine Schwester bekommen zu haben, deren ganzes Sinnen allein darauf ausging, ihm zu helfen; eine solche Empfindung wie in dieser Nacht hatte sein Leben ihm noch niemals gebracht. Während seines Essens sprach sie weiter; was ihr in der Lichtlosigkeit vom Munde kam, ließ nicht daran denken, welchem Stand sie angehöre, nicht an Bildung oder Unbildung; Worte und Ausdruck von einfacher Natürlichkeit aus einem freundlichen Herzen waren's. Sie hatte einen Widerwillen gegen alle Dänen, der war ihr hier als Bedienerin in der Wirth-

schaft erst recht klar geworden, und wenn sie einmal jemand heirathe, so müsse es ein Deutscher sein, sonst keinen. Darum mache sie's so froh, daß sie einem Deutschen vor den Dänen habe weghelfen können, und grade ihm; heut' wäre der schönste Tag, den sie noch je erlebt habe. Sie fragte nach seinem Namen, von woher und was er sei, wo seine Eltern und Geschwister wohnten. Darauf gab er Antwort, und wie mit Bedauern streichelte ihre Hand leise über die seinige, daß seine Eltern todt seien und er garniemand auf der Welt habe. Auch wie er damals nach Flensburg gekommen sei, wollte sie wissen, so daß er ihr kurz von der Eisscholle erzählte, auf der er mit Gerda Ratlow zusammen in die Ostsee hinausgetrieben. Sie schwieg einen Augenblick, als er zu Ende gesprochen, und fragte dann: „Die hast Du wohl sehr gern?“ — „Wen meinst Du?“ — „Die vornehme junge Dame, mit der Du zusammen — ich hab' den Namen nicht behalten.“ — „Gerda Ratlow? Nein, früher habe ich einen Haß auf sie gehabt, aber jetzt ist sie mir ganz gleichgültig.“ — „Und hast Du überhaupt keine gern?“ — „Nein, garkeine.“

Merkwürdig war's, ihm kam im Augenblick bei der Antwort nicht der Gedanke an Bertrade, erst als er's gesagt, fiel sie ihm ein. Doch von der hätte er der lille Grete ja auch nicht sprechen, ihr nicht erklären können, wie sehr er Bertrade geliebt habe und warum jetzt nicht mehr; auch flog ihm rasch nach der letzten Erwiderung heraus: „Was ist? Was willst Du?“ Von der nur unweit entfernten Marienkirche auf dem Nordermarkt waren durch die Nachtstille vier Schläge herübergeklungen,

und das Mädchen hatte nach seiner Hand gegriffen, zog ihn daran hastig vom Bett in die Höh. Dazu klang ihre Stimme mit einem ängstlichen Ton, dem es wie Traurigkeit beigemischt war: „Du mußt hinüber — es war so schön — aber nun ist's die höchste Zeit, nach Fünf fängt's schon an zu dämmern.“ Verständnißlos fragte er: „Wo hinüber?“ — „Ueber's Wasser — warte, Du hast das Fahnenzeug noch um, das laß hier, dran könnt' Dich einer erkennen.“ Nun besann er sich und versetzte: „Die Fahne — nein, die darf ich nicht — die muß ich hüten.“ Ihre Hand hatte den Stoff von seiner Brust abgewickelt und ließ ihn etwas widerstrebend los, wie er die Fahne an sich zog; schnell faltete er sie zusammen und barg sie unter seinem Rock. Nun flüsterte die Stimme Gretchens nochmals: „Du mußt Deine Schuhe ausziehn und ganz sacht auf der Treppe auftreten“; als er dem Geheiß gefolgt, hielt die kleine Hand wieder die seinige und zog ihn behutsam durch's Dunkel aus der Kammerthür, die Stufen hinunter, über die er heraufgekommen und in den Hofraum hinaus. Doch von diesem nicht dem Vorderhaus zu, sondern weiter nach rückwärts, durch ein schmales Gartenstück schien's, denn er hörte, daß seine Führerin ein Pförtchen aufklinkte. Wasserluft kam ihm entgegen; er wollte eine Frage thun, doch beim ersten Laut legte sie rasch ihre Hand verschließend auf seinen Mund.

Dann fühlte er unvorgesehen ein Brett unter sich, saß auf einer Kahnbank und begriff erst jetzt, was seine Retterin weiter mit ihm ausführte. Er mußte über den Flensburger Hafen hinüber; auch auf das Mittel dazu war sie bedacht gewesen, hatte sich wahrscheinlich wäh-

rend seines Schlafs, der Gelegenheit in der Nähe der Wirthschaft kundig, eines Bootes versichert. Ganz sachte schlug sie nun Ruder ein, und der Kahn setzte sich geräuschlos gleitend in Bewegung; sprechen sollte er nicht und auch der Grund dafür ward ihm klar. Da und dort hoben sich gegen den Himmel über dem Wasser große schwarze Schatten, auf denen einzelne Lichter blinkten; das mußten dänische Kriegsschiffe sein, achtsam beflissen hielt die Rudernde ihr kleines Fahrzeug aus dem Scheinwurf der Schiffslaternen ab. Gebert sah auch jetzt nichts von ihr als einen leichten Schimmer der Hände; ihm war's traumhaft zu Sinn, das leise Wasserglucken weckte eine Erinnerung, eine Vorstellung seiner Phantasie, er fahre im Boot Henning Dörrbecks an der Küste von Langeland hin und auf der Vorderbank sitze Gerda Ratlow. Deutlich, mit jedem Zug sah er sogar ihr Gesicht vor sich, einen Augenblick lang wandte es sich nach ihm hin und gleich wieder zur Seite. Die Breite des Hafens bis zum gegenüber liegenden Fischerdorf Jürgensby war hier nur gering, auf dies hielt das Mädchen zu, doch legte nicht an, sondern ruderte in einiger Entfernung vom Ufer an diesem entlang weiter. Eine geraume Zeit hindurch, jetzt mehr gegen Norden, erkennbar ward's an einem ganz matten Schein, der im Osten den Himmelsrand zu säumen anfing. Dann klang einmal halblaut ihre Stimme: „Hast Du Deine Schuhe wieder angezogen?" Daran hatte er nicht gedacht, doch that's nun, und danach sagte sie: „Ich bringe Dich an Mürwiek vorbei, das ist das letzte Haus. Dann gehst Du immer am Strand entlang bis nach Glücksburg, da sind Deine Ge-

fährten, hab' ich gestern gehört." Ihr Sprechen ließ entnehmen, es müsse keine Gefahr des Gehört- und Entdecktwerdens weiter bestehen, und Gebert wollte wieder ein Gespräch mit ihr beginnen, noch mancherlei fragen; doch darauf gab sie keine Antwort mehr, führte nur schweigend die Ruder, und mit einem knirschenden Ton lief der Kahn nun bald auf den Strand. Als die beiden Insassen ausgestiegen, faßte der in Sicherheit Gebrachte die Hand seiner jungen Retterin, deren niedliches Kindergesicht jetzt eben unterscheidbar ward, und sagte ihr aus vollem Herzen Dank. Sie stand ein paar Athemzüge lang wortlos, versetzte dann nur: „Kommst Du noch einmal wieder?" doch wartete nicht auf eine Antwort, legte gleich danach ihren Arm um seinen Hals, hob sich an ihm empor und küßte ihn kurz auf die Lippen; aus der Art, wie sie's that, sprach etwas, der erste Kuß in ihrem Leben sei's. Dann scholl ihre Stimme noch einmal auf: „Leb' wohl!" aber gleich danach auch schon der Einschlag eines Ruders. Sie mußte den Kahn wieder abgestoßen haben und fortbewegen, zu dunkel war's noch, andres von ihm wahrzunehmen als einen ungewissen Schatten, nur für das Ohr klang von diesem das Glucken des Wassers wie leises Schluchzen eines Mundes her.

Gebert schritt, der erhaltenen Weisung folgend, auf dem weichen Ufersand entlang, von seltsam sich kreuzenden Empfindungen durchwogt. Körperlich mit voll wiedergewonnener Kraft, doch zum erstenmal brach jählings wie eine Sturmflut das gestern von ihm Durchlebte über ihn herein. Er sah seine Kameraden um sich stürzen,

die Todten blutüberströmt und fahlweißen Gesichts am Boden liegen — den Kieler Studenten — Christian Lafrenz — den jungen Förster — und er fühlte jetzt plötzlich, daß seine seelische Kraft erschöpft und Irrsinn im Begriff gewesen sei, sich seines Kopfes zu bemächtigen. Dagegen hatte ihn die lille Grete in ihrer Stube beschützt, nicht nur vor der äußeren Todesgefahr, sondern vor noch Schlimmerem, das sich grauenvoll aus seinem Innern aufgereckt, ihn mit dem Verlust seines Verstandes bedroht. Von der Nacht, der freundlichen Kinderstimme im Dunkel war er wundersam, wie von einer Fee behütet, wachen Sinn's in Vergessenheit gewiegt und vor dem geistigen Zusammenbruch gerettet worden; jetzt, wie alles Entsetzliche wieder vor seinen Augen dastand, geisterhaft-blutige Fänge neu nach ihm ausrecken wollte, hatte es seine Uebermacht verloren, konnte ihm nur das Innerste durchschaudern, doch keine hirnzerrüttende Wirkung mehr auf ihn üben. Die hatten die kleine warme Hand, das kindliche Geplauder der unsichtbar an seiner Lagerstätte Sitzenden zum Stillstand gezwungen, ihm zur wirklichen Rettung verholfen. Deutlich erkannte er's und sprach mit tiefem Dankgefühl laut vor sich hinaus: „Lille Grete."

Die Morgenhelle wuchs an, eine Stunde mochte er gegangen sein, als er einen alten Fischer antraf, der unbekümmert um den Krieg ein Netz zum Trocknen am Strand ausbreitete und auf die Frage, wie weit es noch nach Glücksburg sei, rechtsab weisend, antwortete: „Do, dör dat Holt. Wist Du to de Annern? Ick glöv, de hebbt sick all oppe Been makt." Ganz gleichmüthig klang's,

ein Deutscher war's, doch ihn ging nichts an, als sein Tagewerk; Gebert schlug den gedeuteten Weg durch ein hier bis ans Ufer herantretendes Gehölz ein, und nach einer Viertelstunde blinkte etwas im ersten Sonnenstrahl fast blendend Weißleuchtendes vor ihm auf, ein gedrungen-mächtiger alter Schloßbau, inmitten eines kleinen, rings von Wald und Baumkränzen umrahmten Sees emporragend. Das Schloß Glücksburg war's, in dem um sechzehn Jahre später an einem düstern Novembertag der König Friedrich der Siebente von Dänemark seinen letzten Athemzug thun und durch seinen Tod den Anstoß zu einer Umgestaltung aller Machtverhältnisse in Europa geben sollte; gegenwärtig befand er sich lebend mit seiner ‚Freundin‘, der ehmaligen Putzmacherin Luise Rasmussen, am Ausgang der Flensburger Bucht auf der Insel Alsen im alten Schloß von Sonderburg, wo einstmals sein Vorfahr auf dem dänischen Thron, König Christian der Zweite, zwölf Jahre lang in Kerkerhaft verbracht, ruhlos Tag um Tag um einen runden Tisch gehend, in dessen Steinplatte sein draufgepreßter Daumen zuletzt eine Kreisfurche eingehöhlt hatte. Jetzt aber wartete dort Friedrich der Siebente bei einer Champagnerflasche darauf, sich die bei Bau gefangen genommenen ‚tydske Insurgenter‘ vorführen zu lassen, die das Recht und die Selbständigkeit des Herzogs von Schleswig-Holstein gegen den König von Dänemark zu vertheidigen gesucht.

Als Gebert in den Flecken Glücksburg gelangte, war dieser auf die nächtlich eingetroffene Nachricht der Niederlage bei Bau von der ‚Reserve‘ des Generals von

Krohn bereits verlassen, er konnte sich nur noch einigen Nachzüglern zur Rückwanderung durch Angeln anschließen. Mit denen traf er nach drei Tagen wieder in Rendsburg ein, wo die Ducaten in seiner Börse ihm verstatteten, eine Gasthofstube in Besitz zu nehmen und zum erstenmal sich zu einem Ausruhen niederzulassen.

Da saß Gebert Norweg; kaum mehr als zwei Wochen waren verflossen, seitdem er mit plötzlichem Entschluß sein wagrisches Heimathstädtchen verlassen, doch als einen völlig Andren fand er sich jetzt hier. Er kannte den nicht mehr, der von dort ausgezogen, um den Tod zu suchen; das war ein thörichter Knabe gewesen, der einen kinderhaften Wahn im Kopf und Herzen getragen, ein Knabenspiel mit seinen Gedanken und Gefühlen betrieben. In der Schlacht hatte er nicht sterben, sondern leben wollen, den Tod kennen gelernt, von ihm mit Schauder angefaßt. Und mit herzklopfender Dankbarkeit, daß er lebte, saß er hier.

Bertrade —

Nach dem von ihm in den letzten Tagen Durchgerungenen waren seine Lippen außerstande, zu lachen, aber fast drängte sich ihnen ein Anreiz dazu auf. Was hatten seine Augen in ihr gesehn, sein Herz bei ihr empfunden, was hatte er dabei gedacht, sie heirathen, sein Leben mit ihr verbringen zu wollen? Scham befiel ihn, sich eine Antwort darauf zu geben, nicht Liebe, nur ein aus ihrem Anblick, dem Zusammensein mit ihr erwachter unbekannter Trieb, ein Verlangen der Sinne war's gewesen, nichtig, vom Ernst des Lebens ausgelöscht, von ihm abgefallen. Ohne jede Erregung dachte er an sie und auch

ohne Vorwurf; sie hatte sich nicht vorstellen können, daß ihr Behaben, zuweilen auch ihre Unbedachtsamkeit im stande seien, im Kopf eines kindischen Jungen derartigen Unsinn und in seinem Blut solches Unheil anzustiften. Wenn ihm einmal vom Mund gekommen wäre, er denke an nichts, als sie zu heirathen, hätte sie ihm hell ins Gesicht lachen müssen. Nicht an Jahren, doch an Einsicht und Vernunft war sie unendlich weiter vorgeschritten gewesen, als er, hatte garnicht auf einen so tollen Gedanken verfallen können, sondern selbstverständlich einen Mann genommen, der ihr gefiel, zu ihr paßte und vor allem die Mittel besaß, daß er heirathen und sie in vortreffliche äußere Verhältnisse setzen konnte. Das alles war so natürlich und ihrer Natur gemäß, lag so klar auf der Hand, auch dem Kurzsichtigsten hätte es aufgehn müssen. Aber er war so vollständig blind, noch so sehunfähig wie ein neugeborenes Thier gewesen und erst der Tod hatte ihm die Augen geöffnet, ihn gelehrt, daß er nicht sterben, sondern leben gewollt.

Ja, leben wollte er für einen neuen Lebenszweck, ein hohes, begeisterndes Ziel, für die Sache Schleswig-Holsteins gegen den Grafen von Wagrien und seine Soldaten. Den bei Bau Gefallenen, die vergeblich ihr Leben dafür hingeopfert, wollte er mit dem seinigen nacheifern, was sie umsonst erstrebt mit auszuführen trachten, ihren Heldentod rächen.

Auf dem Tisch vor ihm lag die kleine gerettete Fahne, er streckte die Hand nach ihr und faltete sie auseinander. Welch' unfaßliche Thorheit war auch sein Glaube gewesen, sie stamme von Bertrade her; die dachte nicht an Schles-

wig-Holstein, nur an ihren stattlichen Hof, auf dem sie mit ihrem Manne in zufriedenem Behagen saß. Gebert fühlte, nur ein Herz, das für Schleswig-Holstein schlug, konnte wahrhaft lieben und war werth, geliebt zu werden.

Aber auch das Vollgefühl empfand er, aus wessen Hand die Fahne gekommen sein mochte, sie war wie ein anvertrautes Heiligthum und ein Glück für ihn, sie zu besitzen. Er betrachtete die von mehreren Kugeln durchlöcherte; was hatte der junge Förster an dem Abend bei Idstedt gesagt, wie das Mädchen ausgesehen habe, das sie ihm hingereicht, mit ihr gegen die Dänen zu ziehn?

Darauf konnte er sich nicht mehr besinnen, nur daß ihm damals aufgegangen, sie sei nicht von Bertrade. Wie er sie vorgebückt wieder zusammenlegte, fühlte er einen leichten Druck an seiner Brust, faßte unwillkürlich nach der Rocktasche neben ihr und zog einen kleinen, viereckigen Lederbehälter heraus, auf den seine Augen verwundert hinsahen. Es dauerte ein Weilchen, eh' er sich besann, der Herr Justizrath habe ihm den im Augenblick seines Weggangs mit der Börse gegeben. Daran hatte er bis zu dieser Stunde nicht mehr gedacht, indeß nun wußte er's, ein Jugendbild seiner Mutter sei darin.

Er nahm den emaillirten schwarzen Rahmen aus der Schutzhülle hervor, doch da stutzte sein Blick. Ein Irrthum war's, nicht das vermeinte Bild, sondern eins von Gerda Ratlow. Der Herr Justizrath mußte es verwechselt haben, aber wie war er zu diesem gekommen? Er besaß keinerlei Zuneigung zu Gerda Ratlow, eher das Gegentheil, stand in keinem Verhältniß zu ihr.

Nein — nun erkannte Gebert, der erste Hinblick und

Eindruck habe ihn getäuscht. Das Bild stellte doch nicht Gerda Ratlow dar, nur in der Gesichtsform und wohl auch in den Augen und Lippen lag etwas Aehnelndes, an sie Erinnerndes. Aber das lichtbraun glänzende Haar machte jetzt zweifellos, es sei kein Bildniß von ihr, auch kein mißrathenes.

Doch ein solches konnt's überhaupt auch nicht sein, so lebenswahr, von seiner Treue überzeugend, sah es aus dem Rahmen an. In jedem Zug mußte die Dargestellte so gewesen sein.

Seine Mutter —

Geberts Augen senkten sich in das Bild hinein; ein Antlitz von so wundersamer edler und lieblicher Schönheit hatte er noch niemals gesehen. Fast wie etwas niedrig und inhaltlos Wegschwindendes gestaltete die Vorstellung daneben das Gesicht Bertrades.

Das war die dunkelgekleidete Gestalt seiner frühesten dämmerhaften Erinnerung, in deren weiße Hand er am Seestrand auf Langeland Muscheln und bunte Steine gelegt hatte. Deutlicher als noch je stand's vor ihm, denn auf dem Bilde war, vom gebogenen Arm gegen die Brust emporgehoben, eine der Hände mit dargestellt, und so klein ihre Wiedergabe auch nur sein gekonnt, blieb doch kein Zweifel, sie stimme genau mit der von ihm im Gedächtniß bewahrten überein.

Nun drehte er absichtslos-zufällig das Bild einmal um, und von der Rückseite der bemalten Porzellanplatte, wo der Rahmen diese in der Mitte frei ließ, sah ihm ein darauf geschriebenes oder wohl mit ganz feinem Pinsel ebenfalls gemaltes Wort entgegen, so klein, daß seine

Augen sich anstrengen mußten, die Buchstaben zu entziffern. Doch dann brachte er sie heraus, das Wort hieß: Elfrede.

War das der Vorname seiner Mutter gewesen? Er klang an etwas an, worauf Gebert sich erst ein paar Augenblicke besinnen mußte, was es sei, bis er's fand. In dem Bande der Schiller'schen Gedichte, die er vom Herrn Justizrath erhalten, stand vorn auf dem leeren Blatt vor dem Titel das Wort ‚Elsa' geschrieben.

Das war wohl nur ein Anklang ohne einen Zusammenhang, doch zum erstenmal im Leben kam ihm die Frage, wie seine Mutter als Mädchen mit ihrem Familiennamen geheißen haben möge.

Darüber gab indeß das kleine Portrait keinen Aufschluß, und es war auch ohne Bedeutung, wenigstens am heutigen Tage. Vor einem Jahre hätte Gebert Norweg sich keine höhere Wunscherfüllung vorzustellen vermocht, als das Gesicht über seinem Erinnerungsbilde des dunklen Kleides und der weißen Hand wahrnehmen zu können, doch über dies Verlangen hatte sich ihm die Knabenthorheit seiner Liebe für Bertrade gedrängt. Die war wesenlos weggeschwunden, aber an ihre Stelle seit der Schlacht bei Bau etwas Ernstes, ein hoher und heiliger Lebenszweck getreten, den der Name Schleswig-Holstein in sich schloß. Er verwahrte das Bildniß seiner Mutter wieder in dem Lederbehälter und verließ das Gasthaus, um auf den Straßen Rendsburgs in Erfahrung zu bringen, was für Anstalt von der provisorischen Regierung zur Fortsetzung des Kampfes gegen den dänischen König getroffen werde.

X.

Aussaat hatte der sonderbare Frühling des Jahres 1848 in den heimlich vorbereiteten Boden Europas gestreut, die überall zu seltsamer Ernte aufging und weiterschritt. Ein Ertrag war's von höchsten Erwartungen und bittersten Enttäuschungen, aus entflammter Begeisterung geborene Thaten und Vernichtung ihrer Erfolge durch klug während des tosenden Gebrauses in der Stille zuwartende nüchterne Berechnung. In allen Ländern und Staaten hatte der jähe Aufsturm der Volkserhebung scheinbar die alten Bollwerke der Bedrückung zerbrochen, die überraschten Fürsten und Regierungen genöthigt, ihren Forderungen nachzugeben. Doch nur ein Zurückweichen des gelähmten Willens, augenblicklicher Ohnmacht war's, die erkannte, daß sie zunächst nicht über ausreichende Gewaltmittel zum Widerstand verfüge, sondern langsam im Verborgenen erst Kraft zur Wiedergewinnung der alten unbeschränkten Herrschaft sammeln müsse. So taumelte in diesem Jahre und noch im folgenden der aus seiner Puppe geschlüpfte farbenbunte Freiheitsfalter auf lichtfrohen Schwingen auch durch die deutschen Lande, während still lauernd die Kreuzspinne an

ihrem Netz webte, ihn darin zu verstricken und seinen kurzen Flugrausch zu trübseligstem Jammer umzuwandeln. Und so entsandte das deutsche Volk in die Paulskirche zu Frankfurt am Main eine Ansammlung von Vertretern seines souveränen Willens, eine über alle Fürsten gesetzte Centralgewalt, welche die Neuordnung aller wichtigen und geringfügigsten Dinge in Deutschland vornahm, berieth und beschloß, Gesetze ausarbeitete und Decrete erließ, ohne einen Soldaten und eine Kanone zu Gebot zu haben, mit denen sie ihren Vorschriften Gehorsam erzwingen konnte. Ein Spiel großgewachsener, größtentheils edelstgesinnter, dabei ausnehmend gelehrter und redefertiger Knaben war's, das nicht anders, denn als ein groteskes Trauerspiel zu enden vermochte. Von realer Politik und ihren Bedingungen trugen sie keine Ahnung in sich, und ihre weitsichtig idealen Augen nahmen nichts von dem praktisch-bedachtsamen Netzweben der Kreuzspinne gewahr.

Für die Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein wider Dänemark aber brachte die allgemeine Volksbewegung zwischen den deutschen Seeküsten und den Alpen zunächst das unerläßlich Nothwendige. Sich in der erforderlichen Geschwindigkeit aus eigenen Kräften eine genügende Heermacht zu schaffen, waren sie zur Zeit nicht fähig, doch gleich nach der Niederlage bei Bau strömten aus allen Gegenden Deutschlands in dichtem Gedränge Freiwillige zu ihrer Unterstützung herbei. Die Mundarten aus Baiern und Oesterreich, Baden und Würtemberg, Thüringen und vom Rhein vermischten sich mit den niedersächsischen; zu einer Flut schwoll's an der Eider an, für deutsches Recht und deutsche Ehre ins Feld

zu ziehn. Nicht nur die Jugend kam, auch höher bejahrte, schon vom Leben gereifte Männer aller Stände gesellten sich ihr hundertfältig hinzu, in der großen Mehrzahl von reinidealem Drang getrieben; viele hatten während der letzten Wochen schon in den Straßen Berlins, Dresdens und Leipzigs auf den Barrikaden gestanden, dort für die Sache der Freiheit scheinbar mit den Sieg errungen. Unvermeidlich allerdings war's, daß sich hin und wieder andre Bestandtheile mit einmischten, Leute, die nichts auf der Welt zu verlieren besaßen, in einem Krieg nur Gewinnmöglichkeit vor sich sahen; vielleicht hie und da auch Einer, dem durch eigne Schuld vom Leben so übel mitgespielt worden, daß er die Verfehlung des seinigen lieber auf eine ehrenvolle Art von sich zu werfen, als weiter zu schleppen trachtete. Aus diesen zahlreichen Freischärlern konnten jetzt Bataillone einer neu erstehenden schleswig-holsteinischen Armee gebildet, einexercirt und mit tüchtigen gleichfalls vom Süden herzugeeilten militärischen Führern versehen werden; ein tausendfältig reges, von Tag zu Tag stärker anschwellendes Treiben erfüllte die Umgebung von Rendsburg. Die Glücksburger ‚Reserve‘ des Generals von Krohn, der in der Stille vom Schauplatz wegschwand, ward mit den deutschen Freischaaren vereinigt und Gebert Norweg einem neu errichteten ‚Jägercorps‘ zugetheilt.

Was jedoch vorderhand am dringendsten nothgethan, und der Sache der Herzogthümer die günstigste Aussicht zu eröffnen schien, war, daß jetzt der preußische Staat zu ihrem Beistand auftrat. Ob von seiner Bevölkerung, den inneren Verhältnissen gedrängt, oder aus Rücksichten

äußerer Politik, ließ sich nicht deutlich erkennen, wahrscheinlich trieben beide Beweggründe gemeinsam dazu an. Auch der noch fortbestehende Deutsche Bundestag hatte um die Aprilmitte einen Beschluß gefaßt oder fassen müssen, Befehl zum Einrücken eines deutschen Armeecorps von Hannoveranern, Oldenburgern und Mecklenburgern in Holstein zu ertheilen; zugleich erschienen preußische Truppen und der Oberbefehl über die Gesammtheit ward dem preußischen General von Wrangel übertragen. In umgekehrter Weise wie bei Bau standen bei der Stadt Schleswig jetzt die Dänen der Uebermacht entgegen; im Beginn der vierten Aprilwoche wurden sie aus ihrer festen Stellung am alten Wall des ‚Dannevirke' verdrängt, wichen, beim Dorf Oeversee trotz tapferer Gegenwehr nochmals geschlagen, weiter nordwärts zurück. Sie mußten Flensburg räumen, und im Verlauf des Monatsschlusses vollzog sich der Fortgang der Dinge mit so großer Schnelligkeit, daß am ersten Maitag außer der Insel Alsen ganz Schleswig in deutscher Hand war und der General von Wrangel, die Königsau überschreitend, bei Kolding in Jütland eindrang. Das schleswigsche Land lag von dänischen Soldaten befreit; mit diesem Erfolg zugleich aber hatte die ‚provisorische Regierung' der Herzogthümer ihre wirkliche Bedeutung und Machtbefugniß eingebüßt. Dem Namen nach leitete sie, nun vom Sitz in der Stadt Schleswig aus, die Angelegenheiten, jede wesentliche Bestimmung und Entscheidung dagegen ward in Berlin getroffen. Unter einem entschlußschwachen König befand sich die preußische Politik in schwächlichen Händen; trotzdem beabsichtigte sie gegen-

wärtig jedenfalls die Wahrung der Rechte Schleswig-Holsteins, ihre Sicherstellung gegen eine dänische Willkürgewalt. Doch wie das ungewöhnliche Jahr am Himmel frühzeitig dunkle Gewitterwolken ansammelte, so zogen sie sich rasch aus Westen, Norden, Osten und Süden, von London und Paris, Stockholm, Petersburg und Wien her auch über dem kurzen deutschen Waffenerfolg zusammen, und Preußen besaß an seiner Spitze keinen großen Friedrich mehr, um für etwas als Recht und als nothwendig Erkanntes dem Druck und der Drohung einer Vereinigung der Hauptmächte Europas Trotz zu bieten.

An diesen Kriegsgeschehnissen nahm Gebert Norweg keinen Antheil, weil sein junges Corps erst tüchtiger Ausbildung unterzogen ward; man hatte bei Bau schmerzlich erfahren, welch' verhängnißvollen Ausgang der Kampf auch einer aufs höchste begeisterten, todesmuthigen, doch ungeübten Schaar gegen sicher geschulte Soldaten nehme und unabwendbar nehmen müsse. Jetzt fanden die Einübungen der neuen Truppen unter blauweißrothen Fahnen statt, den festgesetzten Landesfarben; die Sache Schleswig-Holsteins unterschied sich von den schwarzrothgoldnen Freiheitsbestrebungen im übrigen Deutschland, war keine Auflehnung gegen innere Mißregierung, sondern gegen eine fremde Bedrückung von außen her und erheischte ein eignes, redendes Abzeichen des von ihr erstrebten Zieles. Unter seinem neuen kleidsam dunkelgrünen Uniformrock trug Gebert auf der Brust noch, einem Talisman gleich, zusammengelegt das ihm von Wilhelm Stolterfot beim letzten Athemzug zur Weiterbehütung übergebene Fähn-

chen, doch auch für ihn war das Losungswort jetzt ‚Blauweißroth‘ geworden. Wer ihn seit einem Jahre nicht gesehn, hätte den jungen Jäger kaum mehr erkannt; im Ausdruck der Züge wie in der Haltung war er männlich geworden, ein auf sich selbst Ruhen sprach aus seinem Wesen. Doch mehr noch fühlte er sich innerlich verändert, sah über seine Vergangenheit mit einer deutlichen Auffassung dessen, was sie ihm gebracht und aus ihm gemacht habe, zurück. Vor allem erkannte er, für ihn sei das Nothwendigste gewesen, ins Haus Bertrade Engemanns zu kommen, dort von seiner Thorheit befallen, aus ihr befreit und gegen ihre Wiederkehr gesichert zu werden; ohne dies Erlebniß, die belebende Erregung seiner Sinne und Seele würde er noch jetzt der leiblich haltlose, stumpfsinnig verschlossene Kostgänger in der Hinterstube der Mutter Schlerbaum, der von nichts als griechischer und lateinischer Grammatik genährte Schüler Matthias Harms' geblieben sein. Zur Erzielung solcher Umwandlung an und in ihm hatte der Herr Justizrath ihn allerdings nicht zu dem Zusammenleben mit Bertrade gebracht, doch unwissentlich das Richtige, Beste getroffen, ihn dorthin gewissermaßen zum Ueberstehen einer Kinderkrankheit versetzt, die er einmal irgendwo durchmachen gemußt, um danach zu frischer, lebenskräftigerer Gesundheit zu gelangen. Wenn er nachdachte, war überhaupt aus allem, was der Herr Justizrath ihm in seiner kalt anrührenden Art geboten, ärztlich angerathen oder über ihn bestimmt gehabt, im Grunde etwas zu seinem Besten ausgeschlagen, und obwohl jener für die Gesinnung, aus der er so gehandelt, weder Dank verdiente

noch wollte, empfand Gebert bei solchem Ueberdenken doch ein Dankgefühl in sich. Zudem war's der einzige Mensch auf der Welt, mit dem ihn sein Leben von Kindheit auf, wenn auch durch kein Band irgendwelchen innerlichen Zusammenhangs, verknüpft gehalten, und so hatte er, in Rendsburg zur Ruhe gekommen, einen Brief an den Herrn Justizrath geschrieben, hauptsächlich des Inhalts, daß er an dem Kampf bei Bau theilgenommen, unverletzt geblieben sei und jetzt bei einem neugebildeten Jägercorps stehe, um, sobald dies eingeübt worden, wieder gegen die Dänen ins Feld zu ziehn; zur Befreiung Schleswig-Holsteins beizutragen, habe er bis zu ihrer Erreichung als Aufgabe und Zweck seines Daseins erkannt, den Tod nicht zu fürchten, doch für die Liebe zu seinem Heimathlande leben zu wollen. Darauf hatte er eine Antwort erhalten, bei der es dem Lesenden gewesen, als ob er den Mund des Herrn Justizraths sprechen höre:

„Deinen Brief habe ich empfangen, Gebert Norweg; Dir lag keine Pflicht ob, ihn zu schreiben, und das Verhältniß zwischen uns nöthigte Dich auch menschlich nicht dazu, so ist er dankenswerth. Daß Du bei Bau unverwundet geblieben bist, hat mich als Arzt mit Befriedigung erfüllt, weil ich die Verpflichtung auf mich genommen, für die Erhaltung Deiner Gesundheit bedacht zu sein. Selbstverständlich erstreckte sie sich nur auf Deinen hiesigen Aufenthalt, nahm mit Deinem Fortgang und den Zufällen, denen Du Dich in der Entfernung preisgiebst, ihren Abschluß. Ueber Deinen Willen steht mir kein Verfügungsrecht zu; da Du den Feldzug mitmachen wolltest, konnte ich Dich nicht davon abhalten und kann Dich an Deinem

weiteren Vorhaben nicht hindern. Wenn Dich eine Kugel trifft, habe ich keine Verantwortung dafür; jeder muß selbst sich seinen Lebensweg bestimmen und gehn, keine Beihülfe erwarten, auf niemand sonst bauen. Du genießt einen Vortheil, unbefreundet auf der Welt zu sein; Freundschaft ist ein Glas, das die Erprobung nicht besteht, bei einem starken Anstoß in Stücke zerbricht. Willst Du klug handeln, so verläßt Du Dich allein auf Dich selbst; ob Deine Fähigkeit ausreicht, Dir das einzubringen, wonach Du trachtest, kommt auf die Mitgift an, die Dir von der Natur zugetheilt worden, und auf Glück. Meine Meinung von dem Unternehmen unsrer Landsleute gegen Dänemark kennst Du; sie haben sich von vornherein auf eine schiefe Ebene gestellt, von der sie abgleiten und zu Fall kommen müssen. Recht und Unrecht besitzen auf der Welt keinerlei Bedeutung; der Stärkere trägt den Gewinn davon, wie im Einzelleben der Menschen in dem der Völker und Staaten. Die Geschichtsschreiber benennen den Ausgang nachher die folgerichtige Entwicklung thatsächlicher Bedingungen oder das vorbestimmte Walten der Vorsehung; beide Auffassungen vereinigen sich darin, im Geschehenen eine Nothwendigkeit für die höhere Aufwärtsbewegung der Menschheit zu erkennen. Auch die schwarzrothgoldne Begeisterung und Zuversicht in Deutschland gleicht einem Sturmgebrause in marklosen Rohrhalmen. Der Kraftbesitz fehlt, liegt nicht in den Händen der lauten Redner, sondern in denen der stillen Schweiger, die ihn nur verloren zu haben scheinen. Doch man kann auf unrichtigem Weg zeigen, ob man einen guten Schritt hat; so setze Deinen weiter, wenn's Dich

treibt, Gebert Norweg. Vor Selbstbetrug giebt's in der Jugend keinen Schutz, vielleicht ihr zum Besten; käme sie mit der Erfahrung des Alters zur Welt, würfe sie voreilig das Leben als werthlos hin. Du schreibst von Deiner Liebe zum Heimathlande; die ist kein Verdienst, dem Menschen Eingeborenes, wie den Lungen das Verlangen nach sauerstoffhaltiger, belebender Luft. Aber mit keinem Wort der Sprache wird blinderer, verständnißloserer Mißbrauch betrieben, als mit der ‚Liebe‘. Kaum für Einen unter Tausenden bedeutet sie anderes, als ein mehr oder minder egoistisches Zielerstreben, sei's in grobem oder feinerem Unterschied, nach Befriedigung der Sinne und der Eitelkeit, nach Gegenliebe, engster Angehörigkeit, Erfüllung des Wunsches, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Ich nenne wahre Liebe einzig diejenige, die nicht, auch nicht im feinsten Sinne auf Selbstsucht beruht, vielmehr sich gegen diese durchsetzt, mit ihr im Kampf ringt, unterliegt und sich doch nicht ertödten läßt, nicht durch den Willen, die Vernunft, die Zeit, sich immer wieder aufzurichten und das Ringen gegen die Uebermacht ihrer Gegnerin fortzusetzen. Das ist für mich Liebe; zwar der Jugend und damit auch Dir nicht verständlich zu machen, Gebert Norweg. Ich weiß nicht, wodurch mein Schreiben an Dich zu dieser Abschweifung gerathen ist, ersehe es erst wieder aus Deinem Briefe. Deine ‚Liebe zum Heimathlande‘ hat den Anlaß gegeben; die hat Dich auch zu thörichtem Thun gebracht, dem Widerstreit gegen das Natürliche im Menschen, die Selbstsucht seines Lebens.

Von hier kann ich Dir als Gegenleistung auf Deine

Mittheilung kaum etwas, das für Dich Interesse hat, berichten. Die drei von Deinen Mitschülern, die in reiflicherer eigner oder von ihren Eltern geübter Beurtheilung der Sachlage zurückgeblieben sind, setzen täglich ihren Weg zur Nährmilch des Candidaten Harms fort, um sich für eine erfolgversprechende Carriere vorzubereiten. Pastor Cordemann hat am letzten Sonntag im Schlußgebet seiner Predigt eine Fürbitte an den höchsten Ordner und Lenker aller irdischen Dinge gerichtet, daß er in seiner Gnade den Waffen der für das von ihm gesetzte göttliche Recht Streitenden den Sieg verleihen möge; mich befragte nachher jemand, welche Waffen darunter zu verstehn gewesen seien, doch ich konnte ihn in Bezug darauf nicht unterrichten, ihm nur eignes weiteres Nachdenken darüber anempfehlen. Deine vormalige Kostgeberin, die jetzige Frau Wittkop kam vorgestern auf ihrem Wagen von Buchenhorst zu mir herein, um mich wegen eines in letzter Zeit bei ihr eingetretenen Uebelbefindens zu consultiren. Ich vermochte indeß sie und ihren Mann zu beruhigen, daß die angegebenen Symptome besonders bei jungen Frauen durchaus nichts Bedenkliches hätten. Der Meinung war sie eigentlich selbst auch gewesen, aber ihr Mann wäre gleich so ängstlich besorgt um sie, wenn ihr der kleine Finger nur ein bischen weh thäte; ich glaube, die beiden sind wirklich von einer höheren Fügung für einander geschaffen und zusammengebracht worden; sie hat für ihn den Verstand und er für sie den Hof. Sie las Deinen Brief an mich, läßt Dich freundlich grüßen und Dir sagen, Du solltest Dich doch ja vor

Kugeln und bei Regenwetter vor nassen Füßen in Acht nehmen; wie Du mit in den Krieg hast gehn können, konnte sie nicht begreifen und ich ihr nicht erklären, da mir ja auch das Verständniß dafür abgeht. Uebrigens hatte Stine Berens ihr, weil ich nicht gleich zu Hause war, schon die nämliche beruhigende Diagnose gestellt; an der hätte ich in Fällen, wo mein Wissen nicht ausreicht, einen kaum mit Gold aufwiegbaren Assistenten. Die Natur und das Leben haben sie zu einer weisen Frau veranlagt; das vergißt man nur zuweilen und ist immer wieder überrascht, wenn sie den Mund aufthut, mein Johann besonders, der aus Respect vor ihr dabei meistens seinen Mund zu nichts weiterem gebrauchen kann, als zum Grinen. Neulich hörte ich sie vor der Hausthür zu ihm sagen, der Krieg wäre was Gutes für junge Menschen, weil dabei keine Deerns, Witwen und solche Personen mitzuthun hätten; danach hält sie ihn vermuthlich auch für Dich vortheilhaft und muß ich mich vor ihrem reiferen Urtheil bescheiden. Johann meinte dagegen, sie wäre doch auch eine Witwe, und die professorische Regierung würde es garnicht hoch genug bezahlen können, wenn sie mit in den Krieg ginge und den Dänen Beine machte. Ich glaube, der Wind schlug grade die Thür zu, so daß ich nicht mehr hörte, ob der Vorschlag zu einer so guten Einnahme bei Stine Eingang fand.

Meine Feder hat herumgesucht, Dir etwas von hier mitzutheilen und ist in Geschwätzigkeit verfallen, weil sich nichts bei uns zuträgt. Mir fällt nur noch ein, daß Herr von Ratlow mit seiner Familie seit ungefähr acht Tagen von Hohenkamp fort ist, wie es heißt, sind sie über Lübeck

nach Schweden oder irgendwohin sonst in den Norden verreist; die hiesige Luft scheint ihnen in den letzten Wochen nicht mehr angenehm gewesen zu sein. Nach einem Gerücht soll dabei aus Achtlosigkeit ein Versehen geschehen sein, daß die Baronesse-Tochter bei der Abfahrt nicht mit auf dem Schiff gewesen und die Eltern erst am Morgen auf der See umsonst nach ihr gesucht haben; man hätte geglaubt, sie wäre in ihrer Kajüte zu Bett gegangen. Aber vermuthlich ist das nur ein aus der Luft gegriffenes Hörensagen von irgendeinem Vorfall, der sich ganz anders zugetragen, wie sich's bei solchem Gerede fast immer herausstellt; die junge Gans vom Eiderholm wird sicher mit auf dem richtigen Weg sein, man hat auf der Welt nie zu besorgen, daß Unkraut vergeht. Und wenn's einmal zufällig geschähe, geht's uns nicht an, Dich so wenig wie mich.

Da Dein Brief besagt, daß Du den Wunsch hegst, für Schleswig-Holstein zu leben, so lebe, Gebert Norweg. Wenn Du weiterer Geldmittel bedarfst, so weißt Du, daß sie Dir auf ein Schreiben an mich, so weit Dein Guthaben von Deiner Mutter noch reicht, zu Gebot stehen. Hast Du das Bild von ihr, das ich Dir ausgehändigt, sicher verwahrt?

Es erwidert Deinen Gruß

Wichart Libertus."

* * *

Gebert überlas den Brief zum andern- oder wohl schon zum drittenmal; ihm kehrte stets der Eindruck dabei wieder, als höre er den Herrn Justizrath mit der trocken-

frostigen Stimme sprechen. So kannte er ihn und seine Redeweise von frühester Knabenzeit auf, ihren gleichgültigen Ton, der seine Vorschriften mit einer Einmischung von kurzen Belehrungen und ironischen Bemerkungen, zuweilen auch gewissermaßen wie mit einem Selbstgespräch verband. Unerwartet war nur die Länge des Antwortschreibens, und daneben rührte den Lesenden ein paarmal etwas daraus an, wovon er nicht wußte, was es sei. Da und dort zwischen den Zeilen Heraufkommendes oder Dämmerndes, sich wie mit einem leisen Anhauch von Wärme fühlbar Machendes war's, wenn es nicht widersinnig gewesen wäre, derartiges mit dem Wesen des Herrn Justizraths in Verbindung zu bringen. Gebert konnte auch die Stellen oder Worte, die, einem leichten Windschauer ähnlich, ihm solche Empfindungen geregt, nicht wiederfinden; beim Nachsuchen übten sie offenbar die Gefühlstäuschung nicht mehr, waren in Wirklichkeit von gleicher Kühle und Kälte mit allen übrigen. Nur Eines drängte sich dem Empfänger aus dem Briefe zu deutlicher, nicht trughafter Erkenntniß auf; obwohl dieser sich mehrfach in ernsthafter und spöttelnder Weise über die Unvernunft der für Schleswig-Holstein in den Krieg Gezogenen aussprach, so befand sich die Hinneigung des Herrn Justizraths doch fraglos nicht auf Seiten Derjenigen, die ‚in reiflicherer eigner oder von anderen geübter Beurtheilung der Sachlage zu Hause geblieben waren, um sich für eine erfolgversprechende Carriere vorzubereiten'. Seine Belobigung ihres klügeren Verhaltens änderte daran nichts und auch nicht, daß ihm Frau Wittkop gegenüber das Verständniß für die Theil-

nahme ihres vormaligen Kostgängers an dem Kriege abgegangen war.

Dieser aber nahm jetzt mit dem Ausgang des Mai's einen höchst überraschenden, gradezu in gegensätzliche Umkehr zu seinem rasch erfolgreichen Beginn tretenden Weitergang. Obwohl die Dänen nirgendwo mehr, als auf der Insel Alsen, Widerstand zu leisten vermochten, wich das preußisch-deutsche Heer am Schluß des Monats aus Jütland, im Verlauf des Juni auch aus dem nördlichen Schleswig zurück, und im Julianfang ward zu Malmö am Sund von Preußen ein siebenmonatlicher Waffenstillstand mit Dänemark abgeschlossen. Ohne Zweifel war das erstere mit dem ernsthaften Willen umgegangen, die rechtmäßige Unabhängigkeit der Herzogthümer vom letzteren herzustellen, doch die Wolken hatten sich von London her schwer über ihm zusammengezogen, ein dortiges Uebereinkommen Englands, Rußlands, Oesterreichs und Schwedens den Siegern die Hände gefesselt. Vor dieser Vereinigung der alten Gegner und Neider deutscher Machtgewinnung war der Muthaufschwung in Berlin erlahmt, der zu Gunsten Dänemarks Preußen aufgezwungene Waffenstillstand ward untersiegelt, und alle lauten, redegewaltigen Protesterklärungen des Paulskirchenparlaments in Frankfurt am Main, der neuen Centralgewalt des deutschen Volkes, die keinen Soldaten und keine Kanone besaß, verhallten im Wind, wie ein Lerchengetriller beim krachenden Donner einer Gewitterentladung. Durch den Rückmarsch des deutschen Armeecorps sah Schleswig-Holstein sich wieder allein auf sich selbst gestellt, allerdings von der Waffenruhe bis zum

Frühlingsbeginn des nächsten Jahres vor dänischem Angriff gesichert.

Anders aber als im April lagen die Verhältnisse für die Herzogthümer jetzt doch. Einmüthig stand die Bevölkerung entschlossen, nicht von der Vertheidigung ihrer Rechte abzulassen und durch den Freischaarenzuzug aus allen deutschen Ländern war ihr die Möglichkeit der Herstellung eines eigenen kräftigen Heeres bis zum Wiederausbruch des Krieges gegeben. Daraufhin richtete sich nunmehr alles Bestreben den Herbst und Winter hindurch; die europäischen Großmächte hatten nur den Deutschen Bund und Preußen zur Einstellung der Hülfsleistung genöthigt, aber daß sie die Weiterführung des Kampfes von Seiten des alleinstehenden Schleswig-Holsteins gegen Dänemark gleicherweise verhindern würden, stand nicht zu erwarten. So galt es, die Zahl in Kraft umzusetzen, das genügend angesammelte Material an Köpfen und Armen zu einer wirklich kriegstüchtigen Mannschaft auszubilden, und an dieser Thätigkeit nahm Preußen in der Stille regfördernden Antheil. Nicht als Staat vermittelst äußerer Unterstützung, doch es entließ zahlreiche Offiziere auf ihren Wunsch aus seinem Dienst und hielt sie nicht ab, in das neu erstehende Heer der Herzogthümer einzutreten. In diesen ward allgemeine Wehrpflicht eingeführt; die ‚provisorische Regierung' legte ihr Amt nieder, eine andre, abermals aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt, trat an ihre Stelle. Die Fiction der Vertretung der Rechte und Pflichten des ‚unfreien' Herzogs von Schleswig-Holstein gegen den unter dem Zwang der Kopenhagener Bevölkerung handelnden König von Däne-

mark ward weiter aufrecht erhalten, aber man gab sich keiner Täuschung hin, daß eingeleitete Friedensverhandlungen zu einer Anerkennung und Bewilligung der Forderungen der Herzogthümer führen würden, sondern sah mit Gewißheit nach Ablauf des Waffenstillstandes dem Wiederbeginn des Krieges entgegen. Dieser trat auch, der Voraussicht gemäß, an jenem Zeitpunkt durch das erneute Vordringen der inzwischen zur Anwendung aller Kraft gerüsteten Dänen im März des Jahres 1849 ein, doch war die Volkserhebung in Deutschland scheinbar zu so starker Herrschaft gelangt, daß auf Befehl des Frankfurter Parlaments, um Drohungen der ausländischen Mächte unbekümmert, dem schleswig-holsteinischen Heere abermals ein Theil der Reichsarmee zum Beistand entsandt wurde; beide standen unter dem Oberbefehl zeitweilig aus dem preußischen Dienst entlassener Generale. Der Anfang und die nächste Fortsetzung des Feldzugs fiel vollständig zu Ungunsten der Dänen aus; eines ihrer Linienschiffe ward in der Eckernförder Bucht von einer kleinen Strandbatterie in die Luft gesprengt und eine kampfunfähig gemachte Fregatte erobert; bayrische und sächsische Truppen erstürmten die fast als unangreifbar betrachteten Düppler Schanzen, von schleswig-holsteinischen, die zum erstenmal einen Beweis ihrer vollerlangten Kriegstüchtigkeit ablegten, wurde bei Kolding beträchtliche dänische Uebermacht geschlagen und zur Flucht in die jütische Festung Fridericia gedrängt. Schon bald danach aber gab eine seltsame Lässigkeit der Reichstruppen in der Ausnutzung der errungenen Vortheile zu erkennen, daß wiederum politische Rücksichten die Oberhand über

die militärischen Maßnahmen zu gewinnen begannen; der lähmende Druck auf sie ging diesmal hauptsächlich von Frankreich und Rußland aus. Von Seiten der Cabinette waren auf's neue Friedensunterhandlungen angeknüpft, durch welche auch die machtlose deutsche ‚Centralgewalt' zur Nachgiebigkeit gezwungen ward; nur das eigne Heer Schleswig-Holsteins bewahrte seine Selbständigkeit und belagerte jetzt im Mai den von Kolding in die Festung Fridericia geflüchteten dänischen Armeetheil.

Unter diesen Belagerungstruppen befand sich mit sämmtlichen andern Jägercorps auch dasjenige, dem Gebert Norweg angehörte. Er war bereits im März nicht mehr als Gemeiner, sondern seines Eifers und seiner Tüchtigkeit wegen anerkannt, als Unteroffizier ausgerückt, hatte sich jetzt vor einigen Wochen im Gefecht von Kolding so hervorgethan, daß er an die Stelle des dort verwundeten Fähnrichs seiner Compagnie gesetzt worden; der Bedarf nach Führern aus gebildetem Stande erhielt sich in dem jungen Heere fort, diente den Befähigten zu raschem Höheraufsteigen. Der leiblich und geistig verkümmert zurückgebliebene Schüler des Candidaten Harms hatte, bei Bertrade Engemann und bei Bau in eine förderlichere Schule gelangt, den Ausfall seiner Kindheits- und Knabenjahre bis zum Jünglingsalter mit so überraschendem Erfolg nachgeholt, daß eine niedergedrückt in ihm verborgen gewesene vorzügliche Naturveranlagung unverkennbar zu Tage trat. Der neue Fähnrich Norweg stand mit Gestalt und Gesichtszügen als ein schöner und kraftvoll allen Anstrengungen gewachsener junger Mann da, aus den Augen leuchtete ihm lebendige geistige Regsamkeit

und Begeisterung zum Einstehen für sein Vaterland, in der kleidsamen Uniform trug seine ganze Erscheinung etwas Vornehmes an sich. Von den ihm zunächst Vorgesetzten ward viel auf ihn gehalten, bei den Kameraden war er angesehn und, obwohl mit keinem näher befreundet, allgemein beliebt, sein gegen alle gefälliges, hülfbereites Benehmen machte keinen Unterschied zwischen niedriger und höher Gestellten. Ein solcher kam freilich unter den Angehörigen des schleswig-holsteinischen Heeres überhaupt kaum anders als in dienstlichen Angelegenheiten zum Ausdruck, die gemeinsame Sache verband menschlich zu einem Gleichheitsgefühl, die älteren und jüngeren, die Landessöhne und die Freischärler von südwärts der Elbe sprachen sich, auch als völlig Unbekannte fast ausnahmslos mit ‚Du' an. Eine Genossenschaft andrer Art als in sonstigen Kriegen war's, bei der alle sich gleichsam als Mitglieder einer großen Familie empfanden.

Der Insel Fühnen nah gegenüber am Nordende des Kleinen Belt gelegen, ward Fridericia fast halbseitig durch Wasser gegen den Angriff gedeckt, doch auch die Umschließung nur auf der Landseite dehnte sich im Halbbogen über ziemlich weite Strecke hin und erforderte bei der geringen Kopfzahl des höchstens aus zehntausend Mann bestehenden Belagerungsheeres die Anlage von Verschanzungen, um einem, sich auf einen Punkt richtenden Ausfall der Festungsbesatzung genügend Widerstand entgegensetzen zu können. Daneben bestand die Gefahr, daß diese zu Schiff von den Inseln und Jütland her unbemerkt vermehrt werde, obwohl der Oberbefehlshaber der deutschen Bundesarmee, General von Prittwitz, solche Be-

fürchtung für völlig inhaltlos erklärte, da er eine Einschiffung der von ihm ins nördliche Jütland zurückgedrängten Hauptstreitmacht der Dänen mit Sicherheit verhindere. Von den schleswig-holsteinischen Truppen ward indeß den Mai und Juni hindurch unausgesetzt an der Herstellung der Schanzwerke gearbeitet, die mit schweren Geschützen versehen wurden; ein wesentliches Trachten des vormals preußischen Generals von Bonin, der das Obercommando über die eignen Truppen Schleswig-Holsteins führte, richtete sich darauf, durch Anlegung einer Batterie am Beltufer die Wasserverbindung zwischen Fridericia und Fühnen zu unterbrechen; im übrigen verließ er sich vollständig auf die beruhigende Zusicherung seines früheren Armeegenossen, des gleichfalls preußischen Generals von Prittwitz. Selbstbegreiflich war's, daß die Belagerten der Vollendung des deutschen Befestigungsgürtels und der Laufgräben nicht unthätig entgegensahen, vielmehr ihr durch Geschützfeuer von den Festungswällen und häufige Ausfälle möglichst Abbruch zuzufügen suchten; mehrfach fanden diese während der Nacht beim Licht zahlreich von Fridericia her aufsteigender Raketen-Leuchtkugeln statt. So war Alarm und Kanonendonner nicht nur an der Tages-, sondern auch an der Nachtordnung, da die Belagerer beständig zur Abwehr von Angriffen auf der Hut sein mußten. Mehrmals nahm an solcher das Jägercorps, bei dem Gebert Norweg stand, theil, führte durch Einsetzung aller Kraft und unschreckbarer Beharrlichkeit zum ruhmvollen Ausgang der Abschlagung aller Durchbruchversuche des Feindes. Doch sah der Juni auch schwere Verluste auf Seiten der Schleswig-Holsteiner; eine Ka-

nonenkugel tödtete den Oberst von St. Paul, und ebenso traf eine Musquetenkugel tödtlich den Hauptmann von Delius, riß mit ihm Unersetzbares, den hochbegabten Generalstabschef des kleinen Heeres, dessen eigentlichen geistigen Führer aus dem Leben davon.

Bei einem jener nächtlichen Gefechte hielt sich ein Jäger neben Gebert, den dieser im Scheinwurf der Leuchtkugeln eigentlich zum erstenmal, wenigstens in der Nähe, wahrnahm. Ein bejahrter, wohl schon am Ausgang der Vierziger stehender Freischärler war's, der nach dem Namen, mit welchem er in die Armee eingetreten, Hermann Loteisen, muthmaßlich aus dem deutschen Süden stammte; seit kurzem erst hatte aus irgendwelchem Grunde stattgefundene Umänderung ihn mit einigen Gefährten aus einem anderen Jägercorps zu diesem und zur Compagnie Geberts versetzt. Der letztere glitt an einer schlüpfrigen Laufgrabenböschung aus, und die Hand des dicht hinter ihm Dreingefolgten streckte sich aus, ihn zu halten; der junge Fähnrich dankte kurz für die Hülfleistung, sie geriethen gleich im Dunkel wieder auseinander, und er hatte keinen anderen Eindruck als den flüchtig weggeschwundenen eines blaßfarbigen, von dichtem, schon grau werdendem Bart eingerahmten Gesichts aufgenommen, das nichts Anziehendes besessen. Dies bestätigte ihm am nächsten Tage eine zufällige Wiederbegegnung, bei der jener, erst dienstlich salutirend und seinen Namen nennend, ihn ansprach: „Mit Erlaubniß, Herr Fähnrich, ich möchte Ihnen eine Meldung machen.“ Die Augen des Sprechers besaßen etwas Unstätes, und die ganze Erscheinung gab Anlaß, ihn den da und dort mit-

eingemischten Freischärlerpersönlichkeiten zuzurechnen, die nichts zu verlieren gehabt und nur von der Erharrung eines Gewinns zur Theilnahme an dem Krieg gegen Dänemark getrieben worden. Gebert konnte sich nicht enthalten, obwohl einem mehr als doppelt Aelteren gegenüber, zu erwidern: „Du bist wohl erst kurz bei uns, daß Du nicht weißt, welche Anrede unter uns Brauch ist.“ Ein Mißfallen klang daraus, und der Jäger versetzte nun mit einem halb scheu vorbeigehenden Blick: „Doch — aber ich wußte nicht, ob sie auch bei Dir angebracht sei. Entschuldige — ich fühlte mich gedrungen, Dir mitzutheilen, daß ich heut' in der Morgenfrühe drüben von der Anhöhe aus ein Schiff im Festungshafen anlanden gesehn habe, das mir von Jütland herzukommen und viele Soldaten an Bord zu führen schien; der Sonnenschein machte die rothen Röcke in der Weite bemerkbar.“ Eine Benachrichtigung war's, die den jungen Hörer stutzen ließ; jeder Argwohn war ihm sonst unbekannt, doch der unstät blickende Freischärler weckte unwillkürlich ein Mißtrauen in ihm auf, den Verdacht, es könne ein mit den Dänen in Verbindung stehender Kundschafter sein, der aus irgendwelchem, nicht gleich erklärbarem Grunde mit einer falschen Botschaft zu täuschen suche. Kurz versetzte Gebert: „Ich begreife nicht, warum Du mir diese Meldung machst, Du mußt doch wissen, daß sie an den Herrn General oder seinen Adjutanten zu richten ist.“ Danach wandte er sich fortgehend ab und ließ den Andern erkennbar betroffen stehn.

Die Belagerungstruppen waren der Umschließungslinie entlang zum größten Theil in Zelten und leicht

zusammengezimmerten Bretterhütten untergebracht, die bei der Hochsommerzeit weniger zum Schutz gegen Kälte als Regengüsse benöthigt wurden; dem Standort der Compagnie Geberts im Norden lag indeß am Rande des ‚Trelder Holzes‘ ein Dorf benachbart, und er hatte in einem der letzten vereinzelten Häuser desselben eine Kammer zum Nachtquartier gefunden. In dieser weckte ihn am folgenden Morgen noch vor Sonnenaufgang ein Klopfen an der Thür aus dem Schlaf, und zu seiner Ueberraschung trat der Jäger Loteisen herein, der die Bitte vorbrachte, ihn auf die weite Uebersicht bietende Anhöhe führen zu dürfen, weil er wahrgenommen habe, daß wieder ein von Norden kommendes Schiff auf die Festung zuhalte. Mit Widerstreben leistete der junge Fähnrich dem Ansinnen Folge, doch mußte sich droben mit eignen Augen von der Richtigkeit der abermaligen Mittheilung und der Wahrscheinlichkeit eines Soldatentransports auf dem Fahrzeug überzeugen. Das ließ ihn im Stillen seinen gestrigen Zweifel an der Angabe des Jägers und seinen daraus erwachsenen Verdacht abbitten, aber auch dessen Gesprächsführung unterwegs diente dazu, eine andere Meinung von ihm zu erwecken. Der äußere Anschein verleitete offenbar zu irrigen Muthmaßungen; er erwies sich als ein kenntnißreicher Mann, fraglos aus gebildetem Stande, nur eine gewisse ausweichende Scheu vor gradem Anblick war seinen Augen eigenthümlich, doch seine Aeußerungen deuteten manchmal auf ein Innenleben feinerer Empfindungen hin und übten jetzt, im Gegensatz zur ersten Wirkung, eine Anziehungskraft auf Gebert aus. Er schämte sich seines vorherigen Miß-

trauens und gestaltete seiner Vorstellung ein völlig verändertes Bild vom Wesen des alten Freischärlers, dessen Mittel allerdings vermuthlich sehr beschränkt waren, so daß er darauf ausgehn und hoffen mochte, sich durch seine wachsame Beobachtung der Vorkehrungen des Feindes eine redlich verdiente Belohnung zu erwerben. Seine richtige Wahrnehmung ward jetzt sogleich durch Vermittlung des Adjutanten dem General von Bonin überbracht, allein dieser zuckte nur die Achsel dazu, daß es sich lediglich um eine bedeutungslose Verstärkung der Festungsbesatzung handeln könne, da der General von Prittwitz keine Nachricht von der Einschiffung größerer dänischer Truppenmengen im nördlichen Jütland gesandt habe und solche überhaupt nicht zulasse.

Zwischen Gebert Norweg und Hermann Loteisen aber war aus dieser Anlaßgabe eine gewisse Verbindung und Zuneigung entstanden, die unverkennbar auch von Seiten des letzteren zu Tage trat. In dienstfreien Stunden suchte er täglich den jungen Fähnrich auf, um mit ihm eine Stunde im Freien oder in der Nachtkammer desselben zu verbringen, gab als der Aeltere und weitaus vom Leben Gereiftere im Wechselgespräch unbedingt mehr, als er empfing, und zeigte rege Antheilnahme an allem, was seinen jungen Kameraden betraf, an den Zukunftsabsichten, wie an der Vergangenheit Geberts. In diesem ward zum erstenmal ein Freundschaftsgefühl, fast das der Liebe zu einem Manne wach, und mit dem arglosen Vertrauen der Jugend auf jede Frage antwortend, schloß er offen sein Leben und sein Inneres vor dem ihm eigentlich unbekannt Bleibenden auf. Denn eine Gegenseitig-

keit fand darin nicht statt, der andere sprach kaum jemals von sich, veranlaßte ihn nur, von seinem Leben und den Menschen, die ihm am nächsten standen, zu erzählen. Solche gab's zwar für Gebert nicht, doch er redete rückhaltlos von seiner vermeintlichen, knabenthörichten Liebe für Bertrade und dem einzigen sonst in seiner Vergangenheit Vorhandenen, dem anfröstelnden Verhältniß zwischen ihm und dem Justizrath Libertus, der nach dem frühen Tode seiner Mutter eine Art von vormundschaftlicher Verpflichtung für ihn auf sich genommen habe. Auf eine Frage Loteisens bei diesem Anlaß, wie alt oder jung er denn bei dem Tode seiner Mutter gewesen sei, konnte er nur erwidern, daß er sie eigentlich nicht gekannt, nichts weiter als eine traumhafte Erinnerung an sie bewahre und in seiner Brusttasche ein Jugendbild von ihr bei sich trage, das ihm der Herr Justizrath bei seinem Weggang in den Krieg aus ihrem Nachlaß mitgegeben habe. Das fand indeß sichtlich bei dem Hörer kein Interesse, dagegen schien ihm ein solches an dem Arzt, als dem Vormund Geberts, aufgegangen, so daß dieser den Brief desselben aus seinem Tornister hervorholte und ihn dem neuen Freunde zum Lesen hinreichte. Der zeigte sich dazu bereit und äußerte, als er den Bogen wieder zusammenfaltete: „Der Schreiber muß nach allem, was er ausspricht, ein kluger Mann sein, dessen Einsicht und Voraussicht weiter reicht, als die der Leute, die sich besonders dazu befähigt halten; wenn er hier die Oberleitung führte, glaube ich fast, stände es besser um uns, als unter der unsrer preußischen Generale. Aber von Zuneigung zu Dir — Du sagtest, es wäre ein frostiges Verhältniß

zwischen Euch — giebt allerdings der Brief nichts zu erkennen, nur von einem Pflichtgefühl; mich wundert seine Länge. Wichart Libertus — das ist ein alter Name — libertus, der Freigelassene, die französische Sprache hat dem Wort libertin einen anderen Inhalt gegeben, der Zügellose, der Wüstling, Einer, der von seinen Begierden unterjocht worden. Dieser Herr Libertus dagegen scheint seinem Namen Ehre, sein Denken und Wesen von allem außer ihm und in ihm, Wunsch und Leidenschaft frei gemacht zu haben — ich bin von Hause aus Philologe, Norweg, dem knüpfen sich vom Handwerk her an einen lateinischen Namen leicht solche sprachliche Interpretationen an. Wer ist der Herr von Ratlow, dessen der Brief am Schluß Erwähnung thut und die Baronesse-Tochter? Der Name klingt wie der eines norddeutschen Adelsgeschlechtes, mir kommt vor, als hätte ich ihn schon gehört. Stehst Du in einer Beziehung zu ihnen?"

Gebert verneinte die letzte Frage, er kenne sie nicht anders als vom Ansehn, nur mit der Baronesse Gerda sei er einigemal zusammengetroffen. Nicht in freundlicher Weise und einmal auch unter sonderbaren Umständen; diese Beifügung brachte ihn dazu, überhaupt von ihr und seinem gemeinsamen Treiben mit ihr auf der Eisscholle in die Ostsee hinaus zu erzählen, wo er sie für seine Todesgenossin gehalten. Ihrer nahen Beziehung zu dem jetzigen dänischen König und dem Trachten, das sie damit verband, that er dagegen nicht Erwähnung, hatte nicht daran gedacht, und als es ihm ins Gedächtniß kam, widerstand's ihm, ohne daß er wußte, warum, nachträglich noch davon zu sprechen. Auch brachte sein Zuhörer

ihn durch einige Fragen nach dem Alter und Aussehen der jungen Baronesse davon ab, nach deren Beantwortung er aufstehend sagte: „Es ist für heute Zeit, sich zur Ruhe zu legen, man weiß nicht, wie die Nacht uns aufstören kann. Durch Gedanken an dies Fräulein von Ratlow wirst Du wohl nicht vom Einschlafen abgehalten werden, denn mir scheint, Du fühlst Dich nicht verwandtschaftlich zu ihr hingezogen; ich danke Dir für die gute Unterhaltung, die ich wieder bei Dir gefunden." Ueber den Einfall, daß er sich verwandtschaftlich zu Gerda Ratlow hingezogen fühlen könne, mußte Gebert lachen und versetzte: „Es giebt wohl nicht leicht jemand, dessen Blut durch seine Abkunft so weit von aristokratischer Verwandtschaft entfernt ist, wie meines, das fühle ich deutlich in ihm." Als sein neuer Freund ihm jetzt zur Verabschiedung die Hand gereicht und davongegangen war, empfand er lebendiger als je, die Bekanntschaft mit demselben habe ihm einen Lebensgewinn eingebracht und dieses tägliche Zusammensein sei für ihn zu einem Bedürfniß geworden.

Um einige Tage später aber sollte Gebert eine kaum minder arge Enttäuschung, als die ihm durch Bertrade Engemanns Verlobung bereitete zu theil werden und ihm plötzlich die Erkenntniß aufgehn, daß er klüger gehandelt hätte, bei seinem anfänglichen Mißtrauen gegen Hermann Loteisen zu beharren, statt es in Vertrauen umwandeln zu lassen. Es war Juli geworden und starke Hitze eingetreten, die ihn veranlaßt hatte, während der Nachtruhe seinen Uniformrock abzulegen, zumal da in der letzten Woche keine nächtlichen Alarmirungen durch dänische Ausfälle mehr vorgekommen waren. Als er beim Morgenanbruch

erwachte und sich ankleidete, nahm sein Blick verwundert den kleinen Lederbehälter mit dem Bilde seiner Mutter auf dem Tisch liegend gewahr, das er stets in der Brusttasche bewahrt hielt und auch gestern Abend aus ihr herausgenommen zu haben, sich nicht entsinnen konnte. Zugleich indeß durchschoß eine Erinnerung ihm den Sinn, er habe geträumt, Loteisen stehe an seinem Bett und blicke mit vorgebücktem Kopf auf ihn nieder. Das aber war offenbar kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen; in dem hellen Mondlicht der Nacht hatte er die Augen aufgeschlagen, das thatsächlich über ihn gebeugte Gesicht wahrgenommen, doch nur augenblickskurz und schlafverworren, ohne zu wachem Bewußtsein zu gelangen. Damit stand zweifellos seine gegenwärtige Entdeckung in Zusammenhang und erhellte sich daraus; der geldbedürftige Freischärler wußte von der Börse des Schläfers, war nächtlicher Weise geräuschlos hereingekommen, um sich ihren Inhalt ganz oder zum Theil anzueignen. Er hatte sie in dem Uniformrock vermuthet, bei der Nachsuche drin das Lederetui herausgenommen, auf den Tisch gelegt und vergessen, es wieder in die Brusttasche zurückzuschieben. Seine Nachspürung war jedoch erfolglos geblieben, da der Schlafende die Börse bei sich in der Tasche des nicht abgelegten Beinkleids getragen, wo seine Hand sich nicht getraut, weiter zu suchen. Oder wahrscheinlich von dem unerwarteten Augenaufschlag erschreckt, war er von seinem Vorhaben abgestanden und hatte die Kammer hastig-behutsam wieder verlassen.

Ein wirklicher Schmerz war's, der sich Gebert's aus dieser Erklärung, wie das Bild auf den Tisch gerathen

sei, bemächtigte; zum zweitenmal im Leben hatte sein Herz im Begriff gestanden, sich an einen Menschen zu hängen, diesmal nicht mit knabenhafter Thorheit an ein weibliches Wesen, sondern von neuartig erwachtem Freundschaftsgefühl zu einem älteren Manne hingezogen, und abermals war er von Erfahrung belehrt worden, durch jugendlich leichtgläubige Bedachtlosigkeit selbst sich dieser bitteren Enttäuschung überliefert zu haben. Er kam seiner Dienstobliegenheit nach, doch ging den Tag hindurch in trüber Gemüthsstimmung umher; die Welt bestand aus trügerischem Schein, es gab keine Menschenredlichkeit drin, alle trugen anderes im Innern, als ihre Gesichtszüge und Stimme kundgaben, man mußte Mißtrauen gegen jeden und nicht weniger gegen die eigne täuschende Empfindung hegen. Freilich das Gesicht des Freischärlers hätte ihm zur Warnung dienen sollen; es mochte in seiner Jugend schön und ausdrucksvoll gewesen sein, doch erkennbar hatte späteres Leben Verschwommenes, Verwildertes drüber gelegt, nicht nur äußerlich durch den Haar- und Bartwuchs, auch von innen sah's aus den scheu-unstäten Augen hervor. Menschenredlichkeit — wenn sie einmal irgendwo vorhanden war, dann rührte sie gleich einem Eisstücke an; Redlichkeit ließ sich dem Herrn Justizrath nicht absprechen. Nur eine einzige Ausnahme von allen Andern hatte Gebert bisher angetroffen, und bei der fanden seine trübsinnigen Gedanken heut' etwas wie das mit dem Gesicht und der Stimme nicht trog, ohne einen beschwichtigenden Anhalt. Ein Geschöpf gab's doch, Hinterhalt und Selbstsucht, gut und herzenswarm war; die ‚lille Grete‘ hatte nicht an sich gedacht, als sie ihm das

Leben gerettet, hülfswillig ihr eignes für sein's in Gefahr gebracht. Manchmal versetzte ihn Erinnerung zu der Nacht in ihrer lichtlosen Kammer zurück; bei einer kurzen Durchmarschrast in Flensburg hatte er sie in der Hafenwirthschaft aufsuchen wollen, doch nicht mehr dort gefunden; die dänischen Eigenthümer des Hauses waren damals, wie alle Bewohner des Nordertheils der Stadt, gegen den deutschen Unteroffizier von einer unterwürfig kriechenden Höflichkeit gewesen, aber ohne Auskunft geben zu können, wo die junge Aufwärterin geblieben sei; vermuthlich war sie nach ihrem Elternhause heimgekehrt. In welchem Ort dies liege, wußte er nicht und auch nicht ihren Familiennamen, konnte an sie nur als die kleine Grete gedenken und heute besonders zu einer Tröstigung. Denn da sie auf der Erde so vorhanden war, gab's vielleicht doch da und dort auch noch ein anderes, ihr im Innern ähnliches Menschenwesen ohne Selbstsucht und Hinterhalt, herzenswarm und gut, und er fühlte, diesen Glauben und diese Hoffnung trotz seiner abermaligen Erfahrung doch noch nicht völlig verloren zu haben, verdanke er allein seiner Erinnerung an die kleine Grete.

Hermann Loteisen begegnete Gebert an dem Tage nicht, sah ihn nur schon gegen Abend hin einmal aus der Ferne und bog vor dem Zusammentreffen mit ihm ab, was auch der Freischärler gleicherweise zu thun schien. Er hätte nicht gewußt, wie er sich diesem gegenüber verhalten solle; eine Anzeige von dem versuchten Diebstahl gegen ihn zu machen, war des Mangels an Beweismitteln halber nicht thunlich, doch er wies den Gedanken auch von vornherein ab; ihm widerstrebte, den, welchen er für einen

redlichen Freund gehalten hatte, vor Anderen als einen Menschen von niedriger Gesinnung zu kennzeichnen. So kehrte er nach seiner Behausung zurück; beim Vorschreiten des Abends bedeckte der seit Tagen klar gewesene Himmel sich mit Gewölk, ließ einen Wetterumschlag, jedenfalls keine Wiederholung der hellen Mondnacht erwarten. Ein aus Westen aufstehender Luftzug trug zur Dämpfung der bisherigen Hitze bei, so daß Gebert sich ohne Ablegung seiner Uniform auf die harte Lagerstatt hinstreckte. Er war sehr müde und schlief bald ein, doch hatte vorher heut' seine Thür verschlossen, um sich gegen eine etwaige Erneuerung der nächtlichen Absicht des falschen Freundes sicher zu stellen.

Da fuhr der junge Fähnrich inmitten der Nacht des fünften Juli von lautem Getöse aus dem Schlaf empor; Trompetenschall, Trommelwirbel, Gewehrgeknatter, Kanonenkrachen zeigten einen Ausfall aus der Festung an. Nicht hell wie in der vorigen Nacht war's, doch auch nicht dunkel, der noch ziemlich rund über der Wolkendecke stehende Mond wob ein mattgraues Licht durch sie hin, ein leichter Sprühregen kam von ihr herunter. Gebert war im Nu für das Gefecht bereit und eilte dem nahen Sammelplatz seiner Compagnie zu, neben und hinter ihm liefen andere seiner Leute. Er hörte eine Stimme rufen: „Dat is keen Utfall as fünst!“ und sein Ohr faßte zugleich auch auf, daß rundum von der ganzen Landseite Fridericias her der Geschützdonner rollte. Unvorgesehen wie am Morgen bei Bau befand er sich nach wenigen Minuten mitten im Kampf, sein Jägercorps hatte Befehl erhalten, zur Vertheidigung einer Schanze gegen ein an-

stürmendes feindliches Bataillon vorzugehen. Schrecklos vollzog er seine Aufgabe, Kugeln pfiffen umher, warfen da und dort Leute seiner Compagnie zu Boden, deren geschlossene Masse sich auf Commando zur Vereinzelung auflöste; ein Gefühl war in ihm, daß einer der Jäger dauernd sich dicht hinter seinem Rücken halte, doch er fand nicht Zeit, den Kopf danach umzuwenden. Starke Ueberzahl der Angreifer machte sich weniger sichtbar als fühlbar, es regte den Eindruck, daß der Vorstoß der Dänen die ganze Kraft der Festungsbesatzung hierher gegen Norden richtete. Doch die Jäger hielten unerschrocken stand und ein anderes schleswig-holsteinisches Bataillon kam zur Unterstützung herbei, ebenso eine Feldbatterie, deren Kartätschenfeuer die in dichten Massen vordringenden Gegner auch zur Auflösung in Tirailleurketten nöthigte. Der Erfolg schien sich umzuwenden, die deutsche Infanterie ging jetzt zum Angriff über; auf dem, von vereinzelten Büschen und Bäumen durchsetzten Gelände entspann sich im Zwielichtschein des verhängten Mondes ein heftiger, da und dort sogar mit Bajonetten geführter Nahkampf. An Stellen füllte Pulverdampf dicht die Luft an und machte sie undurchsichtig, der Gehörssinn ward vom unterlaßlosen scharfen Knall der Schüsse aus nur geringster Entfernung betäubt; niemand wußte, auf welcher Seite der Boden behauptet oder verloren werde, ein Durcheinanderwogen war's, in dem jeder instinktiv seine Waffen gegen den nächsten erkennbaren Feind nutzte. Auch Gebert Norweg führte, obwohl er als Fähnrich das Offiziersportepee trug, gleich den übrigen Jägern seines Corps eine Büchse, handhabte sie, zum treffsicheren Schützen ge-

worden, mit rascher Behendigkeit, doch seine Augen konnten nicht zugleich nach allen Richtungen gewandt sein, und er nahm jetzt einmal nicht gewahr, daß sich seitwärts von ihm, kaum mehr als zehn Schritte entfernt, von einem Buschrande her ein Gewehrlauf auf ihn richtete. An sein Ohr schlug ein lauter Warnungsruf einer ihm bekannten Stimme, dem unmittelbar das Aufkrachen des Schusses nachfolgte, der ihn jedoch trotz der Nähe nicht traf. Hinter seinem Rücken war jemand, um vorüber zu laufen, vorgesprungen, dadurch an seine bedrohte Seite gekommen und hatte ihn so im entscheidenden Augenblick mit seinem Körper vor der Kugel gedeckt. Er stürzte hin, und gleichzeitig streckte nun der Schuß eines Jägers den versprengten dänischen Plänkler neben dem Gebüsch zu Boden; Gebert gerieth's zum Bewußtwerden, daß er nur durch das zufällige Vorbeieilen seines Kameraden gerettet worden sei, und von unwillkürlicher Regung getrieben, bückte er sich über den Niedergestürzten hin. Da ließ der graue Nachtschein ihn das farblose, von dichtem Bart umringte Gesicht Hermann Loteisens erkennen; er schien, mitten durch die Brust getroffen, schon todt dazuliegen, doch schlug die Augen jetzt noch einmal groß auf und rang mühsam über die Lippen: „Lebe wohl, Gebert — das Ende ist gut." Den jungen Fähnrich durchging's mit einer tiefen Erschütterung, und nach der Hand des alten Freischärlers greifend, erwiderte er ohne Wissen: „Dich hat's statt meiner — ich vergebe Dir, was Du mir gethan." Das letzte war's, was der Sterbende vernahm; sein Mund suchte noch ein paar Worte hervorzubringen, doch sie klangen nicht mehr verständlich; seine

Augen blieben noch geöffnet, aber erkennbar schwand sein Leben jetzt fort. Unwillkürlich schloß die Hand Geberts ihm die Lider zu, kaum eine Minute war vergangen, seitdem Loteisen an seiner Seite auf die Erde niedergeschlagen. Er mußte seiner Lebenspflicht weiter gedenk sein, den Todten lassen, dessen letzter Versuch zum Sprechen ihm wunderlich-sinnlos im Ohr lag, denn die Worte hatten geklungen, als hätten sie lauten sollen: „Lebe für Gerda Ratlow." Das konnte natürlich nichts anderes als eine Gehörsinnstäuschung durch die Aufregung aller Sinne von dem Toben der Schlacht ringsum gewesen sein, die unverständlichen Worte hatten nur einen ähnlichen Vocalklang besessen, und einen Augenblick dachte Gebert drüber nach, was sie als letztes noch sagen gewollt. Aber gleich wildem Sturm umwogte der Kampf ihn wieder, nahm mit höchster Spannung leiblich und geistig jede Fiber in ihm in Anspruch. Ueberall bedeckten Todte den Boden, das Brüllen der Geschütze des Feindes, seine Gewehrsalven steigerten sich immer stärker an. Noch eine Stunde mochte verronnen sein, als kein Zweifel mehr bleiben konnte, daß die todesmuthige Ausdauer des Jägercorps eine vergebliche Hinopferung sei. Sie stritten gegen zu gewaltige, sich stets noch mehrende Uebermacht, vermochten nicht länger stand zu halten, wurden, als der Tag anbrach, zur Flucht ins Trelder Holz zurückgedrängt.

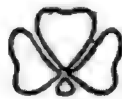
Der Ausfall dieser Nacht aus der belagerten Festung war kein den früheren ähnlicher gewesen. Ob der Oberbefehlshaber des deutsch-preußischen Heeres in Jütland getäuscht worden, oder seinen Collegen, den General von

Bonin getäuscht haben mochte, die Einschiffung eines großen Theiles der dänischen Streitmacht nach Fridericia hatte stattgefunden und der letztere alle Warnungen, die Beweise dafür, sei's aus Vertrauen in die Zusage des Generals von Prittwitz, sei's aus dünkelhafter Ueberschätzung seines eignen Scharfblicks und militärischen Beurtheilungsvermögens, hartnäckig-leichtfertig in den Wind geschlagen. In der Festung stand seit den letzten Tagen nicht mehr die geringe, von Kolding dorthin zurückgewichene Besatzung, sondern eine den Belagerern um mehr als das Dreifache überlegene dänische Armee, die während dieser Nacht in ihrer Vollkraft herausgerückt war und durch Angriffe nach allen Richtungen ringsum die Reihen ihrer zu schwachen Gegner durchbrochen, überwältigt, zum Weichen genöthigt hatte. Auf's höchste bewundernswerth leisteten die Unterliegenden noch bis in den Vormittag hinein Widerstand, doch nur, um einen Zusammenschluß ihrer zersprengten Abtheilungen zur Herstellung eines geordneten Rückzugs zu ermöglichen; auch die Sieger waren zu stark geschwächt und erschöpft, eine Verfolgung ins Werk setzen zu können. Am Abendbeginn des Julitags erreichte der Ueberrest der Geschlagenen die drei Meilen nördlich von Fridericia belegene jütische Stadt Veile, zog in festgeschlossener Ordnung mit klingendem Spiel und hallenden Tritts in die Straßen der dänischen Bevölkerung ein; das Jägercorps Gebert Norwegs, ob auch fast zur Hälfte vermindert, und er selbst befanden sich darunter. Haltung und Gesichtsausdruck aller zeigte, ihr Muth sei trotz den ungeheuren Anstrengungen der Nacht und des Tages ungebrochen, doch ein schleswig-holsteini-

sches Heer, das solchen Namen verdiente, gab es nach dieser Wiederholung des Apriltages bei Bau gegenwärtig nicht mehr. Die Herzogthümer hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen über ein Drittheil ihrer Truppen, die kriegstüchtigsten Landessöhne verloren, mit den Belagerungsgeschützen zugleich fast allen Munitionsvorrath eingebüßt. Wenn sie sich Dänemark nicht ergeben, ihre Vertheidigung noch fortsetzen wollten, mußten sie aus Bruchstücken erst wieder ein neues Heer schaffen; einstweilen beruhte ihr Schutz und die Möglichkeit dazu nur auf dem lässig ‚Gewehr bei Fuß' in Jütland stehenden deutsch-preußischen Armeecorps unter dem General von Prittwitz.

Da erklärte sich dies Verhalten wenige Tage nach der Schlacht bei Fridericia. Unter dem Druck und den Drohungen der europäischen Großmächte hatte Preußen mit Dänemark abermals einen Waffenstillstand geschlossen, nach dessen Bestimmungen Schleswig von Holstein getrennt, sein nördlicher Theil durch schwedische, der südliche durch preußische Truppen besetzt und die einstweilige Landesverwaltung in die Hände dreier Commissäre, eines dänischen, englischen und preußischen gelegt wurde. In Deutschland aber hatte inzwischen die stillwebende Kreuzspinne ihr Netz vollendet, den im März des Jahres 1848 ausgeflogenen, taumelnden Freiheitsfalter einzufangen und zu bewältigen. Ueberall war das alte Staatsregiment erstarkt, die unbeschränkte Herrschaft wieder an sich zu nehmen, jede Auflehnung dagegen mit Waffenkraft niederzuzwingen. Die deutsche ‚Centralgewalt' endete ihr Scheindasein, das wehrlose Rednerparlament in der

Paulskirche ward aufgelöst und aus Frankfurt verjagt, irrte noch kurz als verlachtes ‚Rumpfparlament‘ umher, um bald spurlos und thatenlos zu verschwinden. Vom deutschen Volke wie von Preußen hatte die Sache der Herzogthümer nichts mehr zu erhoffen; allgemein wurde das letztere des Verraths an ihr bezichtigt, doch mit Unrecht; in den Händen einer schwächlich-muthlosen Staatslenkung war es dem auf seine Lage geübten Zwang, der Uebergewalt der Nöthigung gewichen. Schwedische Besatzung rückte in Flensburg ein, was von schleswig-holsteinischen Truppen noch übrig geblieben, mußte sich an die Eider auf holsteinischen Boden zurückziehen, und auch Gebert Norweg befand sich mit dem Rest seines Jägercorps in Rendsburg. Als ob eine Schutzhand über ihm gewaltet habe, war er in allen Gefechten und Nothlagen völlig unversehrt geblieben, doch wie aus einem wirren Traum aufgewacht, saß er im beginnenden Herbst wieder in dem Zimmer, das er im anbrechenden Frühling zum Auszug mit seinem Corps verlassen.



XI.

So kam der Winter zurück und nahm ziemlich gleichartig Geschehendes gewahr, wie sein Vorgänger. Zwischen Preußen und Dänemark wurden in London neue Friedensverhandlungen geführt, bei denen das letztere, des Beistandes der Großmächte, besonders Englands und Rußlands versichert, mit höchster Anmaßung auftrat, in hartnäckigem Starrsinn auf seinen rechtswidrigen Forderungen beharrte. Ganz Schleswig lag während des Waffenstillstands in einem dumpfen Zustand schwerer Bedrückung, da der dänische und englische Verwaltungscommissär einmüthigen Sinnes die Herrschaft übten, den preußischen in allem überstimmten und von ihm erhobene Einsprachen keiner Beachtung würdigten. Die an die Stelle der zweiten provisorischen Regierung getretene schleswig-holsteinische ‚Statthalterschaft' unter dem Vorsitz des Grafen Reventlow sah ihr Gebiet jetzt auf das Herzogthum Holstein beschränkt, doch hatte auch in diesem kaum etwas zu gebieten; ihr Sitz war von Schleswig nach Kiel verlegt worden. Nur in der Bevölkerung war der Drang und Muth, den Kampf gegen Dänemark fortzusetzen, nicht erstorben, vielmehr durch alle bitteren Er-

fahrungen noch höher angefacht, und die Haupttriebkraft ging von dem Ueberrest des schleswig-holsteinischen Heeres aus. Das hatte sich nicht aufgelöst, sondern bildete trotz allen Schwierigkeiten der allgemeinen Lage des Landes, besonders dem Mangel an Geldmitteln, einen festgehärteten Kern, um den sich in der Stille ein wachsender neuer Niederschlag ansammelte. Wie im vorigen Winter versagte die Gegenwart das offene Hervortreten, doch auch wie in ihm arbeitete man ohne Unterlaß für die Zukunft, konnte sich in seinem Fortgang mehr und mehr der Zuversicht hingeben, bis zum Frühling eine den Dänen an Zahl ungefähr ebenbürtige Streitmacht herzustellen. Am schwersten fiel die Aufbringung der nöthigen Offiziere; viele waren gefallen, eine erhebliche Menge anderer, die aus dem preußischen Dienst ausgetreten gewesen, in diesen zurückgekehrt. Der Mangel zwang zur Besetzung der nicht ausgefüllten Stellen mit allem, was sich brauchbar erwies, und auch Gebert Norweg ward eines Tages unerwartet durch seine Beförderung zum Lieutenant überrascht.

Unfraglich konnte er sich mit seiner vollen Hingabe an die vaterländische Sache mit Jeglichem messen, war in der neuen Offiziersstellung unermüdlich vom Morgen bis zum Abend an der Ausbildung seiner Compagnie thätig, und ein Brief von ihm an den Herrn Justizrath hatte aus jeder Zeile seine jugendliche Begeisterung und ungeschwächten Glauben an den schließlichen Sieg Schleswig-Holsteins hervorleuchten lassen. Seit einer nur kurzen Benachrichtigung von seiner Lebenserhaltung in der nächtlichen Schlacht vor Fridericia, war's die erste Mit-

theilung, die er wieder von sich an den einzigen Menschen machte, mit dem ihn wenigstens eine Art von Zusammenhang aus Knabentagen her verknüpft hielt, und ziemlich genau um die gleiche Zeit wie im Vorjahre empfing er darauf eine Antwort des Arztes:

„Dein Schreiben habe ich erhalten, Gebert Norweg, daraus Dein Aufrücken zum Offizier ersehen. Das zeugt in Deinem Alter davon, daß man Dich als hervorragend tüchtig ansieht. Du erwecktest früher körperlich und geistig nicht solche Erwartung; vielleicht hat die nahrhafte Kost bei der damaligen Frau Lieutenant Engemann Dir dazu verholfen, daß Du jetzt selbst zum Lieutenant geworden bist.

Auf Deine Mittheilung nach Fridericia, für die ich danke, konnte ich nicht erwidern, weil Du keine Adresse angabst. So kann ich erst jetzt meine Meinung ausdrücken, daß mir aus Deiner kurzen Schilderung hervorzugehn geschienen, der Jäger Loteisen habe Dir nicht zufällig das Leben mit dem Verlust des seinigen gerettet, sondern mit bewußter Absicht. Was ihn dazu getrieben, weiß ich nicht. Es mag sein, daß er seines Daseins überdrüssig gewesen, nur in den Krieg gezogen ist, um es von sich abzuwerfen, und eine Gelegenheit dazu wahrgenommen hat, die ihn mit dem Gefühl sterben ließ, durch seinen Tod das Leben eines Andern erhalten zu haben. Ich kann mir eine solche That mit ihrem letzten Befriedigungsgewinn vorstellen; daß ein Mensch, der ein derartiges Verlangen in sich getragen, kurz vorher mit dem Gedanken umgegangen sei, einen Diebstahl auszuführen, glaube ich nicht, steht der Psychologie entgegen, die freilich

nicht Sache der Jugend, sondern des Alters ist. Die Jugend vermag nicht, ins Innere von Menschen hineinzusehen, denn sie weiß nicht, was in ihrem eignen vorgeht. Sie läßt sich von einem äußeren Anschein täuschen und täuscht sich aus Unverständniß ihrer Regungen über sich selbst. Nach der Richtung des Guten wie des Ueblen gilt für sie, daß ihre Urtheilsfähigkeit nicht ausreicht, unter dem Schein die Wirklichkeit zu erkennen, nicht an Anderen und nicht in sich. Daraus entspringt selten ein Glück, häufig das Unglück für den Weitergang ihres Lebens.

Erst die Errungenschaft des Alters ist's. Dies Wort deckt den Inhalt der Erkenntniß, läßt unbestimmt, welcher Werth ihr innewohnt, ob sie Gewinn oder Verlust bedeutet. Tacitis senescimus annis, sagte der alte Dichter, der es nicht nur im Sinne des klassischen Alterthums war. Er schöpfte den Spruch aus seiner eignen Empfindung und so fühle ich ihm in letzter Zeit diese Wahrheit nach: In schweigenden Jahren altern wir. Die meinigen sind nach der üblichen Rechnung noch nicht übermäßig hoch, doch ich bin ihnen voraus, älter als meine Jahre, und fühle, daß sie dazu drängen, nicht mehr zu schweigen, wenn man noch etwas zu sagen hat.

— — Gestern wurde ich von der Fortsetzung des Briefes weggerufen und ersehe aus dem Ueberlesen der letzten Worte, daß ihr Sinn Dir unverständlich geblieben sein muß. Sie meinten, es treibe das Alter, der Jugend gegenüber nicht in Schweigen zu beharren, wenn es die Pflicht in sich empfinde, ihr mit Rath und Warnung zur Seite zu stehn. Das Gefühl, dies bei Dir thun zu müssen,

Gebert Norweg, hat Deine Zuschrift mir geweckt. Du schreibst von Deiner Begeisterung für die vaterländische Sache, Deinem ungeschwächten Glauben an ihren schließlichen Sieg, und Dein Handeln bezeugt beides. Doch das Vaterland ist ein Begriff ohne Herzschlag, empfindet nicht, wenn jemand sein Leben hingiebt und weiß ihm keinen Dank dafür. Gedruckte Lobeserhebungen eines für das Vaterland Gefallenen fließen aus gleichgültiger Feder, und eine rühmliche Inschrift auf dem Grabstein bleibt eine ebenso werthlose Anerkennung, denn sie kommt dem Todten nicht mehr zu gut; der Hinweis auf das Ehrenvolle und Erstrebenswerthe solcher Hinterlassenschaft ist von Fürsten und ihren Dienern erfunden worden, um zur Aufopferung für ihre Zwecke anzufeuern. Den einzigen wirklichen Lohn bildet das Bewußtsein, im Dienst des Vaterlandes sich selbst Genüge zu thun, jeder Hingabe für dies fähig zu sein, doch muß sich damit eine richtige Beurtheilung verbinden, ob das Handeln in Wahrheit zum Dienste des Vaterlandes gereicht. Daß Du die Opferwilligkeit in Dir trägst, hast Du bewährt; das andere trifft meines Erachtens und nach meiner zweifellosen Voraussicht nicht zu. Der Kampf Schleswig-Holsteins für seine Rechte gleicht einem Drama, das nicht anders denn als Tragödie ausgehen kann; ihr einen dritten Aufzug beginnen zu wollen, ist Verblendung vor der Schicksalsmacht der Thatsächlichkeiten, die den Ausgang vorbestimmt hat. Nicht auf die Tapferkeit eures neu entstehenden Heeres kommt es an und auch nicht auf die Stärke des dänischen; ein vollständiger Sieg auf eurer Seite würde an dem über die Herzogthümer vom Neid

und Mißgunst der Großmächte Beschlossenen nichts ändern, den Schluß des Trauerspiels nur zwecklos noch blutiger gestalten. Ob Ihr einen unfähigen General haben werdet, wie bisher, oder den besten, bleibt gleicherweise bedeutungslos; die Geschichte des deutschen Volkes seit einem Jahrtausend rächt sich und gegenwärtig an unserm Lande. Auch Pastor Cordemann ist von der Gnade Gottes erleuchtet, die Zeichen der Zeit und der Zukunft klar deuten zu können, und betet am Sonntag auf der Kanzel um die Wiederherstellung der rechtmäßigen und segensreichen Ordnung in unserm theuren Vaterlande Schleswig und Holstein. Das kann ihm freilich gegenwärtig bei dem noch Fortbestehen der rechtswidrigen und nicht gesegneten Unordnung im letzteren möglicherweise Amt und Würde kosten, doch der unerschrockene Bekenner seiner Ueberzeugung baut mit gläubiger Zuversicht auf die Verheißung des Herrn, die Seinigen nicht zu verlassen, und wird im Falle solcher zeitweiligen Absetzung unzweifelhaft spätestens in Jahr und Tag instand gesetzt sein, sich als Superintendent oder Consistorialrath noch höhere Verdienste um Altar und Thron zu erwerben.

Unter solchen Umständen, Gebert Norweg, fühle ich mich gedrungen, Dir den Rath zu geben, wenn Du's so nennen willst, den Wunsch auszusprechen, daß Du Dein Leben nicht weiter für die verlorene Sache nutzlos auf's Spiel setzst, sondern für Dich selbst und Deine Zukunft bedacht sein mögest. Während der letzten Zeit Deines Hierseins hattest Du, wie ich meine, Dich dahin entschieden, Medicin studiren zu wollen; um das zu ermög-

lichen, brauchst Du, da sich's dabei nicht um eine hohe Geisteswissenschaft, nur um eine untergeordnete praktische Laufbahn handelt, nicht auf die Schulbank zurückzukehren, was Dir bei Deiner jetzigen Entwicklung wohl schwer ausführbar sein würde. Man wird Dich auch ohne besonderes Abiturientenexamen auf eine kurze Prüfung Deiner Kenntnisse in den alten Sprachen hin anstandslos als Studenten der Medicin immatrikuliren, und ich empfehle Dir, nicht auf die Kieler Universität, sondern auf eine südlich der Elbe belegene zu gehen; ausreichende Mittel zur Vollendung Deines Studiums sind noch für Dich vorhanden. Zu der wird Deine Begabung Dich voraussichtlich in etwa fünf Jahren gelangen lassen; dann werde ich wohl, oder gewiß, den Wunsch hegen, wenigstens den größten Theil meiner Praxis niederzulegen, und Du kannst unter günstigen Aussichten an meine Stelle treten. Wie ich oben schrieb, fühle ich mich älter als meine Jahre und ein steigendes Bedürfniß, ihren Rest in Ruhe, so zu verleben, daß er mir Versäumtes noch einbringt. Dich hinsichtlich Deiner erwähnten Nachfolgerschaft in meiner Praxis sicher zu stellen, wäre eine mündliche Besprechung zwischen uns und bindende Vergewisserung von meiner Seite für Dich in Erwägung zu nehmen; das ist ‚für Leben und Sterben', wie unser Volksmund sich ausdrückt, wünschenswerth. So hoffe ich, daß Du alsbald Deinen Abschied nimmst, um im bevorstehenden Semester Dein Studium beginnen zu können, und vor dem Fortgang auf die Universität etwa für einen Tag zum Behuf jener Sicherung Deiner Zukunft hierherkommst; was ich Dir mitgetheilt habe, zeigt an, daß sie mir in meinem Interesse

erwünscht fällt, denn die Vorstellung, künftig einen völlig fremden Collegen hier neben mir zu haben, berührt mich unangenehm. Die Gaststube meines Hauses steht unbenutzt, so daß Du in ihr Unterkunft finden kannst.

Von hier weiß ich Dir keinerlei Dinge zu berichten, als daß die Rückkehr der Ratlowschen Gutsherrschaft nach Hohenkamp zur Bestätigung dient, wie die Verhältnisse Schleswig-Holsteins liegen und was von ihnen bald zu erwarten steht; vor einem Untergang auf der See heißt es, daß die Ratten das lecke Schiff verlassen, hier findet der umgekehrte Vorgang statt, sie drängen sich zu dem frisch unter der rothweißen Flagge zum Ablauf vom Stapel bereitliegenden Fahrzeuge hin, und ein allgemeiner Wetteifer legt dem edlen Paare Beweise der Verehrung und Hochachtung seiner hervorragenden Stellung an den Tag; ich bin seit Deiner Abwesenheit von hier nicht mehr nach dem Schloß gerufen worden, man scheint sich dort besten Wohlbefindens zu erfreuen, und einen Beweggrund zu nichtärztlichem Besuch habe ich nicht. Merkwürdiger Weise, oder eigentlich wie's zu erwarten gestanden, soll die Baronesse-Tochter nicht mit nach Hohenkamp zurückgekommen sein; wo sie sich aufhält, weiß niemand oder spricht wenigstens nicht davon, nur bei Einigen läßt ihre ganz besondere Beflissenheit Kenntnisse nach der Richtung muthmaßen. Wie ich glaube, gehört auch Pastor Cordemann zu den Eingeweihten, der Gutswagen holt ihn öfter zum Diner, und bei der Rückkunft scheint ein mildes Lächeln auf seinem Antlitz zu besagen, daß er mit still-demüthiger Bescheidung über Fügungen hinblickt, die im unerforschlichen Weltplane der Vorsehung gelegen. Er soll sich bei der Baronin

Dagmar mit Eifer zu einer wünschbaren Bereicherung seiner Kenntnisse in der dänischen Sprache vervollkommnen; nebenbei hat er kürzlich den zweiten Sprößling des Buchenhorster Erbpächters Wittkop mit dem Taufsegen unter die Gemeinschaft der Christen aufgenommen. Deine ehemalige Kostgeberin sah bei oder nach der feierlichen Handlung, wie ich ihr zufällig auf der Straße begegnete, noch aus, als ob sie ein erst eben aus den Kinderschuhen getretenes junges Mädchen sei. Meine Stine fand es unverantwortlich, daß in einem geordneten Staatswesen so etwas vorkommen dürfe; was, weiß ich nicht sicher, doch glaube, sie meinte eine zweimalige Taufhandlung in noch nicht zwei Jahren.

Mir kommen freilich diese beiden Jahre als sehr lang gewesen vor, in allem stimmen Stine Berens und ich doch nicht überein. Wohl weil sie eine junge Witwe ist und ich ein alter Hagestolz bin.

Also, Gebert Norweg, Dich erwartet zu dem angegebenen Zweck bald hier zu sehen

Wichart Libertus."

Ein warmer Apriltag war's, an dem Gebert den Brief empfangen, und während er diesen las, drängten sich unter seinem offenen Fenster in der Rendsburger Straße eine Anzahl von Leuten, wie auf etwas wartend, entlang. Das Antwortschreiben des Herrn Justizraths erregte ihm einen eigenthümlichen Eindruck, er wußte nicht recht, welcher Art, saß und blickte, darüber nachsinnend, vor sich hin. In dem Briefe vor einem Jahr hatte es ihn da und dort aus einem Worte wie mit dem Gefühl eines wärmenden Anhauchs berührt; zu solcher

Täuschung gab dieser nicht Anlaß, alles in ihm sprach von Erwägungen und Schlußfolgerungen überlegenden Verstandes, doch dem Lesenden war's gewesen, als sei diesmal zwischen den Zeilen hin und wieder etwas — er mußte erst nach dem bezeichnenden Ausdruck suchen — etwas wie ein schwermüthiger Aufklang hervorgekommen. Und daneben eine Empfindungsregung, wie wenn der Schreiber von einem eignen Wunsch zu dem Vorschlag der mündlichen Besprechung veranlaßt worden sei; das ließ freilich die Täuschung wieder als auf der Hand liegend erkennen, denn ein inneres Verlangen des Herrn Justizraths, ihn bei sich im Hause zu sehen, war undenkbar. Die Gedanken des jungen Offiziers verwandten sich auf die im Briefe ausgesprochene Ueberzeugung von der völligen Aussichtslosigkeit einer Fortsetzung des Krieges, und er konnte sich nicht verhehlen, daß die dafür angegebenen Gründe kaum widerlegbar seien, mit einer ihm selbst durch gereiftes Beurtheilungsvermögen mehr und mehr aufgegangene Erkenntniß übereinstimmten. Die Sachlage verhielt sich wohl so, vor allem gehörte vollständiger Mangel an militärischer Einsicht dazu, sich die Augen dagegen zu verschließen, daß von Seiten der Oberleitung des schleswig-holsteinischen Heeres durch Unfähigkeit, Dünkel und Verblendung die verhängnißvollsten Mißgriffe begangen seien, deren Wiederholung jedenfalls zu erwarten stehe. Ein zweckloser dritter Aufzug und blutiger Schluß der Tragödie, stand in dem Brief.

Gebert ging in seiner Stube hin und wider. Aber welchen Zweck besaß denn sein Leben, als zur Vertheidigung seines Vaterlandes gegen Dänemark mit beizu-

tragen? Das allein gab ihm einen Werth, wenn es davon abließ, blieb ihm keiner mehr übrig. Die Vorstellung, sich zum Beginn eines wissenschaftlichen Studiums in Hörsäle zu setzen, rührte ihn inhaltsleer und abschreckend an. Er kam sich dafür zu alt geworden vor, und wem ward damit ein Nutzen geschaffen? Es gab überall Aerzte genug, sein Mitbewerb um Praxis diente nur zur Beeinträchtigung Anderer, ihm selbst verhieß sein Gefühl von dem Beruf keine Befriedigung, keine Ausfüllung einer Leere in seinem Innern. Ihm ward klar, wenn er der Vernunft und der Mahnung des Herrn Justizrath folgend, seinen Abschied nahm, werde er sein einziges Besitzthum, die zur Erhaltung treibende Kraft seines Lebens weggeben, mit diesem nichts weiter anzufangen wissen. Leib und Seele an ihm gehörten nur der Sache Schleswig-Holsteins, dem Verlangen an, über den dänischen König den Sieg zu erringen. Den haßte er wie einen persönlichen Todfeind; der einzige Mensch war's, gegen den ein derartiger leidenschaftlicher Drang tief in ihm wurzelte.

Sich wieder setzend, überlas er den Brief nochmals. Das traf wohl zu, hatte er selbst schon empfunden, seine Annahme, Hermann Loteisen habe ihn bestehlen wollen, sei aus Voreiligkeit entsprungen; es widersprach allerdings aller Psychologie, daß jemand, der den Tod suchte — und danach hatte der alte Freischärler in der That zweifellos getrachtet — vorher mit solcher Absicht umgegangen sein sollte; der Zweck seines nächtlichen Hereingekommenseins und Nachforschens in dem Uniformrock blieb freilich nicht erklärbar. Doch die irrige Auffassung des Vorganges zeugte von der Richtigkeit der Aeußerung des

Herrn Justizraths, die Jugend vermöge noch nicht, ins Innere von Menschen hineinzusehen, denn sie wisse nicht, was in ihrem eigenen vorgehe, täusche sich über sich selbst. Gebert dachte darüber, ob auch im letzteren Zutreffendes enthalten sei, und mußte es bejahen. Der knabenhafte Wahn seiner Liebe zu Bertrade legte sprechenden Beweis dafür ab; er fühlte, auch jetzt noch nicht so weit vorgeschritten zu sein, daß er sich vermessen dürfe, überall unter dem Schein die Wirklichkeit erkennen zu können. Dahin gelangte man mit Sicherheit wohl erst in dem Alter des Herrn Justizraths.

Noch deutlicher, als beim ersten Lesen, empfand er an diesem eine Veränderung, es kam in der That unverkennbar ein schwermüthiger Aufklang zwischen seinen Zeilen hervor. Der Schreiber that mehrfach seines Alterns Erwähnung, eines steigenden Bedürfnisses, den Rest seiner Jahre in Ruhe, so zu verleben, daß dieser ihm Versäumtes noch einbringe; was er damit meine, drückte sich in den Worten nicht aus, aber entschieden hegte er doch für sich selbst den Wunsch, Gebert künftig als Arzt und als eine Unterstützung seines Alters im selben Ort erwarten zu können. Das rührte den nochmals Lesenden seltsam im Innern an, weckte ihm drin eine Erkenntniß auf. Im Grunde war der Herr Justizrath der einzige Mensch auf der Welt, zu dem ihn das Herz hinzog, den er wirklich geliebt hätte, wenn sein Liebesbedürfniß nicht immer kalt von ihm zurückgewiesen worden wäre. Das ließ sich ihm vielleicht nicht verargen; Gebert gab sich keiner Täuschung über sich selbst hin, er war wenig geeignet gewesen, Zuneigung zu erregen. Aber es schien, daß jener

in den letzten Jahren eine günstigere Meinung von ihm gewonnen habe, ihn mit anderen Augen als früher ansehe —

Er ging wieder auf und ab, in seiner Brust stritten zwei Regungen gegeneinander. Es konnte seinem Leben doch noch einen Zweck und Inhalt geben, wenn er dem Rath folgte, zur Universität fortging, um sich wirklich die Liebe des Herrn Justizraths zu erringen — dawider lehnte sich nur der Trieb seines Hasses gegen den dänischen König auf, von dem er beim Wiederlesen des Briefes, er wußte nicht weshalb, heftiger denn je erfaßt worden war.

Laute Stimmen tönten jetzt von der Straße herauf und ließen ihn unwillkürlich ans Fenster treten. Drunten drängte sich eine dichte Volksmenge, auch Soldaten seines Bataillons befanden sich unter ihr. Es dauerte einige Augenblicke, ehe ihm die Bedeutung ihrer jubelnden Zurufe verständlich ward, dann faßte er auf, was geschehen sei. Botschaft war gekommen, daß der General von Bonin wieder in den preußischen Dienst zurückgekehrt und der aus diesem vor einem halben Jahre wegen kränkender Zurücksetzung ausgetretene General Freiherr von Willisen an seiner Stelle zum Oberbefehlshaber des neuen schleswig-holsteinischen Heeres ernannt worden sei. Ein namhafter Ruf bewiesener ungewöhnlicher strategischer Tüchtigkeit ging ihm vorauf; die Ernennung eines neue Hoffnung erweckenden Führers warf jählings ein Gewicht in die eine der beiden schwankenden Wagschalen der Entscheidung Gebert Norwegs. Ohne weitere Besinnung setzte er sich an den Tisch und schrieb eine Antwort an

den Herrn Justizrath, in der er diesem mit warmen Worten Dank für seinen Brief und wohlgemeinten Rath aussprach, doch damit endigte, er könne die Sache des Vaterlandes, ob sie auch noch so wenig Aussicht auf Erfolg verheißen möge, nicht verlassen, fühle gegen alle Einwände der Vernunft, er würde dadurch sich selbst und dem innersten Triebe seines Herzens untreu werden. Beim Ueberlesen kam's ihm, ‚der Trieb des Herzens‘ sei eine unrichtige Bezeichnung, ihm bedachtlos aus der Feder geflossen, denn die Vaterlandsliebe habe ihren Ursprung und Sitz nicht im Herzen, wirke, wie groß sie auch sein möge, auf eine Beschleunigung seines Schlages nicht ein. Doch er ließ das einmal Hingeschriebene stehn und schloß eilfertig den Brief, um sich zu seinen von neuer Zuversicht beseelten Kameraden hinunter zu begeben.

Für die Gegenwart war zwar durch die Berufung des Generals von Willisen zum Oberbefehlshaber nichts verändert worden. Der Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark bestand fort, und die schleswig-holsteinische Truppenmacht sah sich diesseits der Eider zu reglosem Verharren gezwungen; Monate vergingen noch, in denen ihre Thätigkeit sich nur nach innen wenden, an der Vervollkommnung ihrer Zurüstungen noch weiter schaffen konnte. Doch was über kürzer oder länger geschehen werde, stand mit Sicherheit vorauszusehen und trat im Beginn des Juli 1850 ein. Preußen schloß in seinem Namen und dem des Deutschen Bundes endgültigen Frieden mit Dänemark, die Großmächte hatten das Ziel des seit zwei Jahren unablässig von ihnen ausgeübten Druckes erreicht. Dagegen kümmerten sie

sich nicht um das Thun oder Lassen der eignen Streitkraft der Herzogthümer, überließen dem wohlgerüsteten dänischen Heere, sich in den thatsächlichen Vollbesitz Schleswigs zu setzen und die Herrschaft Königs Friedrichs des Siebenten als des herzoglichen Landesherrn in Holstein wieder herzustellen. Mit schweigsamem Ernst, doch unwankbarer Entschlossenheit nahm die Bevölkerung Schleswig-Holsteins die Kunde auf, daß sie beistandslos nur mehr auf ihre eigne Kraft und ihren Muth angewiesen sei; kaum einer ihrer Söhne hatte sich dem Waffendienst entzogen und das auf's Tüchtigste ausgebildete Heer fast die Stärke von dreißigtausend Mann erlangt; nur dem Offiziermangel war noch immer nicht genügend abzuhelfen gewesen. Rasch fand die Vollziehung der Bestimmungen des Friedensschlusses statt; um die Julimitte räumten die deutsch-preußischen Besetzungstruppen das südliche Schleswig, gingen über die Elbe zurück, und unmittelbar danach rückte das Heer des Generals von Willisen von der Eider nach Norden vor. Aus diesem zog ihm von Flensburg her eine, den Meldungen nach, ungefähr gleichstarke oder um einiges an Zahl überlegene dänische Armee entgegen.

Unerwartet gestaltete sich die Art des Aufbruches von Rendsburg für Gebert Norweg, denn er marschirte als Führer an der Spitze seiner Compagnie; am Tage vorher hatte die dringliche Benöthigung des Heeres den kaum erst Einundzwanzigjährigen zum Hauptmann aufrücken lassen. Doch auch sonst nicht ohne stichhaltigen Grund, er trug zweifellos volle Berechtigung dazu in sich, war der großen Mehrzahl seiner Kameraden gegenüber ein

alterfahrener Soldat, der schon seit dem ersten Beginn des Krieges mit im Felde gestanden. Seine vorjährige Erhöhung zum Lieutenant hatte ihn wenig berührt, dagegen die jetzige unvermuthete zum Hauptmann bereitete ihm eine freudige Ueberraschung. Zwar maß er sie ohne jede Selbstüberschätzung auch nur dem Bedarf an Offizieren zu, aber es sprach doch auch eine Anerkennung und ein in ihn gesetztes Vertrauen daraus, aus dem ihm ein Vertrauen auf den Sieg der vaterländischen Sache wieder neu erwuchs, und zugleich durchfloß ihn zum erstenmal im Leben eine Empfindung, er sei nicht mehr der dumpfsinnig-klägliche, zum Lachen und Spott anreizende Schüler Matthias Harms', sondern etwas aus ihm geworden, das eine gewisse Achtung erwarten dürfe. Die genoß er auch bei seinen Mitoffizieren in vollstem Maße, sie erkannten neidlos an, daß trotz seiner Jugend ihm die Beförderung nach Verdienst gebührt habe, und seine Untergebenen sahen unverkennbar gleicherweise mit Zutrauen und Zuneigung auf ihren jungen Hauptmann. So ging er in gehobener Gemüthsstimmung zum drittenmal den Truppen des dänischen Königs entgegen; er fühlte keine Zwecklosigkeit und Leere mehr in sich, ihm war's, es müsse diesmal aus seiner Zuversicht Herrliches, wie eine Wunderblume aufblühen. Der Befehl hieß das Jägercorps im Geschwindschritt bis zur Stadt Schleswig vorgehen, doch auch in dieser machte es nicht Halt, sondern wurde noch um ein paar Stunden gegen Norden weiter beordert. Die Abenddämmerung des langen Julitags begann, als Gebert über einer kahlen Haidefläche etwas Bekanntes, schon mehrmals von seinen Augen Wahrgenommenes aufsteigen

sah. Der Kirchthurm des Dorfes Idstedt war's, davor ward das Nachtlager aufgeschlagen. Deutlich kam ihm ins Gedächtniß, daß er vor länger als zwei Jahren schon einmal hier, jedenfalls nur unweit von dieser Stelle, eine Nacht gerastet habe; damals im April war sie kühl, das wärmende Bivouacfeuer wohlthuend gewesen, jetzt lag der heiße Hochsommer über dem Boden. Er verließ nach einiger Zeit den Offizierskreis und ging noch unter den Sternenhimmel ins Freie hinaus, um seiner Erinnerung nachzuhängen. Neben ihm am Feuer hatte der junge Förster Stolterfot gelegen und seinen Kopf auf das schwarzrothgoldene Fähnchen hingestreckt, von dem Gebert geglaubt, es sei aus der Hand Bertrades gekommen. Der befand sich lange nicht mehr unter den Lebenden, doch seine Fahne kam heute noch einmal hierher zurück, denn ihr Weiterbehüter hatte nie den Entschluß fassen können, wenngleich sein thörichter Glaube und Irrwahn auch lange vergangen, sie von sich zu thun. Das zusammengelegte Fähnchen begleitete ihn noch immer auf der Brust, ihm wär's gewesen, er entäußere sich damit eines Schutztalismans und begehe etwas wie ein Sacrileg an dem Stückchen Zeug, woher es stammen möge, denn von dem habe seine Liebe und Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins ihren Ursprung genommen.

Ja, damals war auf die Nacht hier bei Idstedt der Tag von Bau gefolgt. Er blickte zu den Sternen hinauf — was war's, das ihr Gefunkel jetzt verkündete oder vielmehr schweigend in sich barg? Einen, der groß und leuchtend dort über dem Horizont stand, wo die Sonne untergegangen, kannte

er als einen Planeten und auch seinen Namen: Die Venus. Fast von blendender Helle war sie und seltsamem Licht, als sehe draus geheimnißvoll ein strahlenumkränztes Antlitz heraus.

Warum kam ihm bei dem Anblick auf einmal ein Gedanke an die Briefmittheilung des Herrn Justizraths, daß die Baronesse von Ratlow nicht auf Hohenkamp sei und niemand wisse, wo sie sich aufhalte? Als ein merkwürdig zusammenhangsloser Vorgang in seinem Kopf erschien's, aber er fand rasch die Erklärung dafür. Nicht die Briefstelle hatte ihm Gerda Ratlow unvermittelt ins Gedächtniß gerufen, sondern der Ort, die Gegend um ihn. Der Thurm des Dorfes Idstedt war ihm zum erstenmal zu Gesicht gerathen, als er von dem Zusammensein mit ihr auf der treibenden Eisscholle über Langeland hierhergekommen. Davonher mußte sich die Erinnerungsanknüpfung in seinem Gehirn gebildet haben.

Langeland — der Gedanke dran rief ihm ähnlich eine andere wach. Er fühlte einmal mit der Hand nach seiner Brusttasche, ob das Bild seiner Mutter drin enthalten und sicher bewahrt sei. Und wieder verknüpfte sich's bei diesem Thun ihm wunderlich mit einer Erinnerung, daß er beim ersten Anblick ihr Bildniß für eines, das Gerda Ratlow darstelle, angesehen habe. Der heiße und lange Marschtag war stark anstrengend gewesen, Müdigkeit kam jetzt über ihn, und er ging nach dem zumeist schon in Schlaf und Schweigen versunkenen Feldlager seines Corps zurück.

In den nächsten Tagen folgte der größte Theil des schleswig-holsteinischen Heeres nach und nahm in der

Gegend um Idstedt die ihm vorgeschriebene Aufstellung ein; die dänische Armee stand ungefähr in gleicher Entfernung wie bei Bau gegenüber, doch ebenso auch wie dort verging noch eine Woche, ohne daß von einer Seite her ein Angriff ins Werk gesetzt wurde. Erst am Morgen des vierundzwanzigsten Julitags ward eine Vorwärtsbewegung des Feindes erkennbar, der mit starker Ueberzahl sich eines kleinen Waldes, des Stenderup-Holzes, bemächtigte, die deutschen Vorposten daraus verdrängte und sich drin verstärkte. Doch das Jägercorps Gebert Norwegs erhält Befehl, rasch vorzugehen und die eingebüßte Stellung wieder zu nehmen. Eine schwerbedrohende Aufgabe ist's, denn dichte dänische Tirailleurketten halten den Rand der Holzung besetzt, schleudern, hinter den Baumstämmen gedeckt, den über breit offenes Haideland Anstürmenden Gewehrsalven entgegen. Aber die Jäger zaudern keinen Herzschlag lang; sie sind die ersten, die den sonst ringsum noch ruhenden Kampf beginnen, und um jeden Preis erfüllen sie ihre Aufgabe. Mit geschwungenem Degen führt und feuert der junge Hauptmann Norweg seine Compagnie zur Beschleunigung ihres Laufes an; er sieht, von den Schüssen geräth die sommerlich ausgedörrte Haide in Brand, Rauch und Qualm steigen auf, drohen die Seinigen zu verwirren, ihnen den Athem zu rauben. Die größte Schnelligkeit thut noth — vorwärts — vorwärts!

Da kommt die Kugel durch die Luft, die für Gebert Norweg, der bisher jeder entgangen, bei Idstedt bestimmt gewesen. Er fühlt sie eigentlich nicht, nur als ob er einen leichten Schlag erhalten, weiß im ersten Augenblick

nicht, daß er getroffen ist. Aber dann gleitet der Degen ihm aus den gelähmten Fingern, zugleich stürzt er selbst mit zu Boden. Er hört noch vor sich ein siegreich lautes „Hurrah! Hurrah!" seiner Leute, dicht hinter sich einen ausgestoßenen Ruf: „Unser Hauptmann!" und schwarze Nacht fällt auf ihn.

— — — — — — — — — —

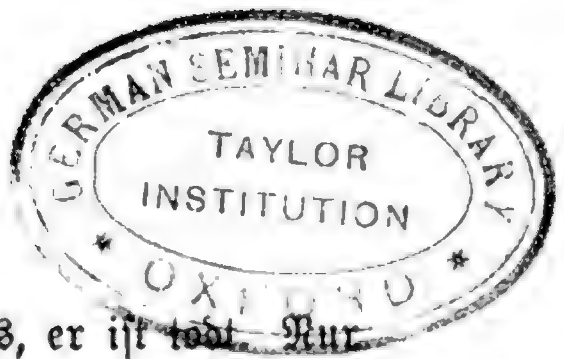
Doch diese Nacht bringt einen Traum mit sich oder vielmehr eine lange Reihe ineinanderfließender Träume. Sie kommen, Empfindungen anregend und Bilder erzeugend, die seltsam wunderlich wechseln, vorüberschwinden und aus ihrem Zergehen neue aufdämmern lassen. Alle gestalten sich aus etwas Bekanntem, einmal so und doch auch anders Gewesenem hervor. In den Todesschlaf nachgefolgte Erinnerungen des Lebens sind es.

Der Träumende treibt auf einer Eisscholle, die ihn in stätiger Bewegung fortträgt. Nur gleitet sie nicht unmerkbar in weichem Wasser hin, sondern an Stellen ist dies hart, und wo sie auf derartig Festes trifft, durchfährt sie ein schütternder Stoß. Oft wiederholt sich's, und lange dauert das Treiben auf der Ostsee, denn es ist weit bis nach Langeland.

Aber der auf der Eisscholle ist ein anderer; er selbst heißt Wilhelm Stolterfot, springt auf einen Knickwall und wird zugleich von einem Schuß in die Brust getroffen. Er kann nur noch rufen: Die Fahne — die Fahne — hüte sie!

Es kommen Leute und suchen nach der Kugel in seiner Brust. Das geht mit einem Schmerz durch Mark und Bein, doch sie wollen sich vergewissern, ob Wilhelm Stol-

—



tersot wirklich todt ist. Ja, sie sagen's, er ist todt. Nur wie mit einer Kinderstimme ruft jemand dazwischen: Nein — er lebt noch —

Wie ist er dazu gekommen, sich für den jungen Förster zu halten? Er liegt ja in einer lichtlosen Kammer auf dem Bett der kleinen Grete, die ihm im Dunkel ein Glas mit einem kühlenden Trunk an die Lippen setzt. Das thut dem Brennen in seinem Innern wohl.

Nein — nicht ganz finster ist's, sondern eine matte Dämmerung — eine so schmale weiße Hand hat die kleine Grete nicht und auch nicht die Größe der dunkelgekleideten Gestalt, die sich über ihn bückt. Er befindet sich ja auch in keiner Stube, sondern am offenen Strand auf Langeland, wohin ihn die Eisscholle getragen, und seine Mutter ist's, deren Hand ihm das Glas am Munde hält. Nur ihr Gesicht kann er nicht unterscheiden — natürlich nicht —

Da ist's nicht Nacht, sondern helle, flammende Sonne, in der zwei Schmetterlinge um ihn herum fliegen, ein Citronenfalter und ein Brennesselfalter, oder eigentlich nur dieser allein, denn der andere sitzt ruhig mit ausgebreiteten Flügeln auf einer ersten Frühlingsblume. Der Kleine Fuchs dagegen kreist, immer seine Farben wechselnd, neue zeigend, unablässig umher, aber wie ist er nur buntscheckig und reizlos! Der Hinschauende scheucht ihn mit der Hand fort, so daß er spurlos wegschwindet und nur der Citronenfalter bleibt. Wie edel ist der in seinem einfachen, leuchtenden Goldkleid und völlig reglos, obwohl sich die Ostsee heranwälzt, ihn mit weißmähnigen Wellen zu verschlingen. Ganz ruhig wartet er, daß sie über seine Schönheit hereinschlagen.

Hat der Kleine Fuchs ein Gesicht gehabt, das dem von Bertrade Engemann ähnlich gesehn? Der andre hat kein's, oder etwas wie ein Schleiergewebe liegt davor und läßt es nicht gewahren.

Nun fliegt auch der Goldfalter davon, doch nicht vor den Ostseewellen, die sind verschwunden. Aber der Graf von Wagrien ist auf einmal mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand da, um nach ihm zu haschen. Vor dem ist er geflüchtet.

Seine Hand tastet mit einer plötzlichen Bewegung nach der Brust. Das Bild seiner Mutter ist nicht in der Tasche, Hermann Loteisen hat es draus gestohlen. Doch die Stimme des Herrn Justizraths sagt beschwichtigend: Das ist nicht glaubhaft, jemand, der sein Leben für Deines hingegeben, begeht vorher keinen Diebstahl.

Und da liegt das Lederetui auch auf dem Tisch und daneben stürzt der alte Freischärler zu Boden, bringt als letztes vom Mund: Lebe für Gerda Ratlow —

Das alles ist ein wechselnd sich fortsetzender wirrer Traumwahn. Er steht ja in der Nacht unter dem Sternenhimmel, von dessen Rand, dort wo die Sonne untergegangen, ein großer, alle andern weit überleuchtender, die Venus hersieht. Die blickt ihn geheimnißvoll mit einem strahlenumkränzten Antlitz an — zugleich spiegelt ein vereister Boden unter ihm ringsumher Glimmern und Rieseln des Vollmondglanzes zurück — und er spricht laut: „Bist Du meine Todesgenossin?" Aber bei der Frage schwindet die Venus fort, ist unter den Horizont nieder-

getaucht, und seine zu einem kurzen Blick aufgeschlagenen Augen fallen wieder zu.

— — — — — — — — — —

Dann aber kam einmal eine Stunde, in der Gebert Norweg, die Lider öffnend, mit einem aufdämmernden Bewußtsein die Dinge um sich her wahrnahm. Er lag im Bett in einer Stube, deren Fenster durch einen leichten Vorhang gegen grellen Lichteinfall verhängt war, doch hell genug blieb's, ihn erkennen zu lassen, es sitze jemand neben ihm. Einer kurzen Frist bedurfte seine Besinnung noch zum weiteren Vorschreiten, aber dann erhellte sie ihm auch, wer es sei, und wie beim Erwachen aus dem tiefen Erschöpfungsschlaf, der ihn am Tage von Bau nach seiner unverhofften Rettung in der dunklen Kammer des Flensburger Hofgebäudes befallen, fragte er: „Bist Du's, Grete?“ Ein wenig Verwunderung lag wohl drin, eigentlich indeß klang's, als komme es ihm nicht unbegreiflich vor, daß die lille Grete an seinem Bett sitze, und nach einem kurzen Innehalten fügte er seiner Frage nach: „Wo sind wir denn? Es ist Tag geworden und ich muß wohl fort, damit sie mich nicht in Deiner Stube suchen.“

Kein Traum- oder Fieberphantasie-Gebild aber war's mehr, sondern die Angeredete Wirklichkeit. Sie saß da, ein paar helle Thränen drängten sich ihr aus den Augenwinkeln an die Wimpern, und von den Lippen kam ihr die Antwort: „Können Sie wieder bei Vernunft sprechen — nicht mehr so, daß es einem angst und bange dabei ward — dem lieben Gott sei Dank dafür. Was haben Sie da immerzu bei Tag und Nacht alles gesagt und gerufen — nein, Sie sind ja nicht in Flensburg bei mir, das

bilden Sie sich noch ein, so wie all' die andern Sachen. Aber der Herr Doctor hat gesagt, auch wenn Sie wieder vernünftig sprechen könnten — heute würden Sie's wohl thun — so dürften Sie's doch noch nicht."

Davon war auch ein Gefühl in ihm, und er fragte nur noch einmal leise: „Wo bin ich denn?"

„Im Krankenhaus in Rendsburg sind Sie, morgen werden's schon acht Tage. So schrecklich war's, als der Wagen mit all' den Verwundeten ankam, mehrere waren unterwegs auf der Fahrt von Schleswig her schon gestorben. Ich sah ihn auf der Straße und ging mit, warum weiß ich nicht, es war wohl Gottes Wille. Denn da lagen Sie mit unter ihnen auf dem Wagen, und die Herren sagten, Sie wären auch todt. Aber mir kam's vom Mund, daß ich rief: Nein, er lebt noch — woran ich's merkte, kann ich nicht sagen — ich glaube, an nichts —

Das Aufgehen der Stubenthür unterbrach die Sprecherin, ein schon älterer Arzt trat ein und fragte mit gedämpftem Ton: „Ist er bei Besinnung? Ich dachte, heute würd's wohl so weit mit ihm kommen." Ans Bett vorschreitend, lüftete er behutsam die Decke von der Brust des Liegenden, stand ein Weilchen über diese vorgebückt, faßte nach dem Puls Geberts und sagte dann, mit dem Kopf nickend: „Ich hoffe, es wird alles noch wieder gut, lieber Hauptmann, daß nichts nachbleibt; Ihre Jugend ist kräftig, die macht's schon durch. Sie sind bei Ihren Pflegerinnen aber auch unter bester Obhut und Sorge gewesen, ohne Unterlaß bei Nacht und Tag; man bekommt Respect vor unsern schleswig-holsteinischen Frauen und Mädchen, die stehn auf ihrem

Feld unsern Männern nicht nach. Freilich ohne das Bild hätt's wohl nichts mehr geholfen, sondern wär' gleich zu Ende gewesen. Aber Geduld und Ruhe, lieber Hauptmann, lange noch! Erzählen lassen können Sie sich, wenn Sie's wünschen, doch selbst nichts weiter sprechen, als das Nothwendigste. Der Heilprozeß in der Lunge will nicht gestört sein. Heut' Abend komme ich noch einmal wieder zum Nachsehen."

Doch Gebert war auch zum Hören noch zu schwach, schloß nach der kurzen Besinnungserlangung die Augen wieder, und einige Tage vergingen noch, ehe er halb aus Mittheilungen Gretes, halb aus solchen des Arztes erfahren, was mit ihm vorgegangen sei. Bei dem Angriff auf das Stenderup-Holz hatten ein paar Leute seiner Compagnie ihn stürzen sehn und ihren allgemein beliebten Hauptmann, um ihn vor dem Ersticken in der brennenden Haide zu behüten, hastig nach rückwärts getragen, von wo ein Wagen mit andern Verwundeten ihn nach Rendsburg zum Lazarett gebracht. Bei diesem Bericht kam ihm eine dumpfe Erinnerung davon, er habe in seiner Bewußtlosigkeit gemeint, auf der treibenden Eisscholle, doch durch hartgewordenes Wasser fortbewegt zu werden; das mußten Steine in der Straße gewesen sein, an denen die Wagenräder schütternd aufgestoßen. Der Arzt theilte noch mit, daß das Jägercorps seine Aufgabe rühmlichst erfüllt, mit Todesverachtung den Wald wiedergenommen und die Dänen daraus vertrieben habe. Doch von dem, was danach weiter bei Idstedt geschehen sei, sprach er nicht; ihm schien der Zustand des noch nicht völlig vom Wundfieber Befreiten ein länger andauerndes Zuhören noch nicht

wünschbar zu machen, und Gebert ward selbst auch stets bald wieder von schlaffsüchtiger Müdigkeit überkommen.

Aus dem Mund Gretes erfuhr er, wie sich's zugetragen, daß sie hier in Rendsburg gewesen. Ihr Vater, der Wilmersen hieß, war Schullehrer in einem Dorf etwas nordwärts von Idstedt und beim Anrücken der Dänen mit seiner Frau und Tochter geflüchtet; ihnen drohte wegen seiner bekannten deutschen Gesinnung und besonders weil zwei seiner Söhne im schleswig-holsteinischen Heere standen, höchste Gefahr der Mißhandlung durch die zum großen Theil roh verthierten feindlichen Soldaten. So war sie hierher gekommen, schon gleich mit dem Gedanken, sie könne sich vielleicht, wenn Verwundete nach Rendsburg gebracht würden, bei ihnen mit nützlich machen; das hatte sie ja auch in ganz unerwarteter Weise gekonnt, die Erlaubniß erhalten, nachts bei dem Herrn Hauptmann wachen zu dürfen und Acht zu geben, daß er sich keinen Schaden anthue, dann sollte sie rasch nach dem Herrn Doctor klingeln. Er habe ja immer im Fieber gelegen, irre Sachen geredet und öfter auch mit den Händen um sich und nach seiner Brust gegriffen, so daß es leicht möglich gewesen, er hätte den Verband von seiner Wunde weggerissen. Während Grete Wilmersen ihm davon erzählte, hafteten seine Augen auf ihr; über zwei Jahre lagen zwischen dem Jetzt und der Nacht, die er in ihrer Kammer zugebracht, und sie mochte nun wohl siebzehn Jahre alt sein. Doch größer geworden schien sie ihm seitdem kaum und auch sonst ganz unverändert. Noch das gleich-freundliche, von braunem Haar überflockte Kindergesicht war's, das ihm bei seinem Weggang aus der däni-

schen Hafenwirthschaft einen Gruß zugenickt; nachher, beim andernmal hatte er im Dunkel nichts von ihr gesehen, nur bei der Trennung im ersten Morgengrau ungewiß die Umrisse ihres Kopfes unterschieden und wieder erkannt. Daß sie die Tochter eines Lehrers war, erklärte ihr äußerlich und innerlich feineres, nicht der Art sonstiger Dorfmädchen gleichendes Wesen; Gebert fühlte sich wieder wie in jener Nacht sicher unter ihrer fürsorglichen Obhut geborgen. Er sagte, daß er oft an sie gedacht, auch einmal bei einem Durchmarsch durch Flensburg nach ihr, doch vergeblich in der Wirthschaft gesucht habe; dabei blinkte kurz ein freudiger Glanz zwischen ihren Lidern auf, sonst lag in ihren Augen meistens ein still-ernster Ausdruck. Sie war wohl glücklich über seine fortschreitende Besserung, aber regte doch eine Empfindung, als bedrücke ihr Gemüth etwas Verschwiegenes und Trübes; ihm fiel erst nach Ablauf schon längerer Zeit einmal bei ihrem Sprechen etwas auf, das ihn sagen ließ: „Warum nennst Du mich denn nicht ‚Du‘, wie damals und wie ich?“ Darauf gab sie in einem befangen-zögernden Ton Antwort: „Das kann ich doch nicht mehr — Sie sind ja ein Herr Hauptmann geworden.“ Lächelnd fiel er ein: „Lille Grete, ich hätte nicht gedacht, daß Du so thöricht sein könntest, Dein Kopf war so klug, als Du mich in Deine Kammer und über's Wasser rettetest. Wenn wir auch nur zweimal kurz zusammen gewesen sind, stehn wir uns ja doch nah, wie nur wenig Menschen, fast als wären wir Bruder und Schwester, kommt's mir vor, und ich trage für niemand auf der Welt so viel Dank im Herzen, als für Dich. Mein Kopf war wohl noch nicht

ganz in Ordnung, daß er Dein ‚Sie' bisher nicht gehört hat, aber jetzt eben that's mir gradezu weh im Ohr. Gieb mir die Hand, daß Du's nicht wieder thust.“ Mit einem Zaudern that sie's; eine kleine, nette, doch etwas breite Hand war's, und ihm kam, wie er auf sie hinsah, unwillkürlich über die Lippen: „Nein, die andre war schmaler mit längeren Fingern.“ Grete hörte es, doch verstand's nicht und fragte: „Wer war schmaler?“ — „Die andre Hand.“ — „Von wem die Hand?“ — „Von meiner Mutter, die gab mir im Fiebertraum öfter zu trinken.“ Grete traten ein paar Thränen in die Augen, sie zog ihre Hand aus seiner und antwortete: „Deine Mutter ist ja lange todt, sagtest Du.“

Das weckte ihm etwas im Kopf auf, doch ungewiß, recht besinnen konnte er sich nicht und fragte nur: „Der Arzt sprach einmal von einem Bild, ohne das wäre — ich weiß nicht — was meinte er damit?“ Grete erwiderte: „Ja, das war in Deiner Brusttasche und hat gemacht, daß Du am Leben geblieben bist, sagt der Herr Doctor, sonst wär' Dir die Kugel wohl gradezu ins Herz gegangen, aber so wär' sie davon ab und mehr nach der Seite gefahren.“ Sie stand auf und holte aus einem Schrankschubfach den kleinen viereckigen Lederbehälter, der sich am Unterrand rund durchlöchert zeigte. „Da ist es“, sagte das Mädchen, und Gebert zog das Bild heraus, dessen unteres Rahmenstück mit der Brust darüber ebenfalls zertrümmert worden, doch das schöne Angesicht war unverletzt erhalten geblieben. Er blickte, seltsam im innersten Gefühl ergriffen, darauf, und ihm gerieth vom Mund: „Sie hat mich mit ihrer Brust beschützt, wie Lot-

eisen mit seiner bei Fridericia — ein Bild von meiner Mutter ist es.“ Grete nickte: „Ja, ich weiß“, und er fragte, ohne mit seinem Denken dabei zu sein: „Woher konnt'st Du das wissen?“ — „Ich hab's mir gedacht, es sieht Dir ähnlich.“ — „Mir? Jetzt dünkt mich wieder Gerda Ratlow —“

Das sprach er nicht zu ihr, sondern laut zu sich selbst; sie trat ans Fenster, am Vorhang zu ordnen, während seine Augen auf das Bild verwandt blieben. Dann knüpfte sich ihm etwas im Gedächtniß dran und ließ ihn fragen: „Liegt die Fahne auch in der Schublade?“ Grete schien in Gedanken gestanden zu haben, schrak leicht zusammen und gab Antwort: „Ja, sie hat sie mit dem Bild hineingelegt“, doch fügte, wieder an den Schrank hintretend, nach: „Nein, da ist sie nicht mehr, muß an eine andre Stelle gerathen sein.“ Der Kranke fühlte sich vom anhaltenden Sprechen und der Betrachtung des Bildes seiner Mutter ermattet und sagte, die Augen zuschließend: „Bitte, lille Grete, suche nach ihr — wer hat sie hineingelegt?“ — „Es war außer mir, so lange Du im Fieber lagst, noch eine Wärterin vom Krankenhaus mit bei Dir, wir theilten uns die Nacht durch im Wachen an Deinem Bett —“

Doch Gebert vernahm die Erwiderung kaum mehr, er war doch noch sehr schwach, und fiel leicht in Schlafversunkenheit zurück. Von dem Bild aber bestätigte ihm am nächsten Tage der Arzt, sein Leben sei nur dadurch gerettet worden, daß er es in der Brusttasche bei sich getragen; der Aufschlag hatte die Kugel abgelenkt und ge-

schwächt, andrerseits freilich war die Wunde etwas durch das Miteindringen einiger Splitter der Emaille des Rahmens, die aufgesucht und entfernt werden gemußt, verübelt gewesen. Doch nahm die Heilung, wenn auch langsam, guten Fortgang, und ein Tag kam, an welchem der Arzt es nicht länger als geboten achtete, vor dem jungen Hauptmann mit dem zurückzuhalten, was nach seiner schweren Verwundung bei Idstedt geschehen sei. Eine große, blutige Schlacht, deren allerersten Anfang er nur miterlebt, war dort geschlagen, von der Tapferkeit des schleswig-holsteinischen Heeres siegreich durchgeführt gewesen, doch in letzter Stunde durch unfaßbare Rückzugsbefehle, Kopfverlorenheit und vollständigste Leitungsunfähigkeit des Generals von Willisen zum Gegentheil, dem Verlust der Schlacht umgewandelt worden. Nicht zu einer Niederlage, denn in vollster Ordnung hatten alle Bataillone, ob auch mit den Zähnen knirschend, dem Commando, zurückzugehen, Folge geleistet und die Dänen, die sich zum Theil schon zur Flucht gewandt, von noch stärkeren Verlusten erschöpft, nicht an eine Verfolgung denken können. So stand die Armee der Herzogthümer wohl noch unbezwungen und kampfgerüstet im südlichsten Theil Schleswigs da, aber wie an den Tagen von Bau und Fridericia hatte der bei Idstedt wiederum gezeigt, daß aller Kraftaufwand und Todesmuth der Truppen an jammervollster Unkenntniß und Untüchtigkeit des Oberbefehls hülflos zerscheiterten. Und was der Arzt darüber berichtete, ließ keinen Zweifel, er sehe die Sache Schleswig-Holsteins, ob auch der Kampf noch eine Zeitlang fortgesetzt werde, als unrettbar verloren an.

Eine Mittheilung war's, die Gebert Norweg mit einer merkwürdigen, ihm selbst nicht begreifbaren Gelassenheit aufnahm. Diese rührte wohl daher, daß er von den Briefen des Herrn Justizraths auf solchen Endausgang vorbereitet gewesen, und die Einsicht mochte hinzukommen, der werde eintreten, ehe es ihm möglich falle, wieder zu seinem Corps zurückzukehren, denn vor dem Spätherbst stellte der Arzt keine volle Genesung für ihn in Aussicht. Erklärt aber ward Gebert die schweigsame Traurigkeit in den Augen der früher so fröhlichen kleinen Grete; sie war mit ihrem ganzen Herzen schleswig-holsteinisch gesinnt und hatte ihm nach der ärztlichen Vorschrift von dem unheilvollen Ausgang der Schlacht bei Idstedt nichts kundthun dürfen. Jetzt sprach er zu ihr darüber, daß er wohl bemerkt habe, es liege etwas heimlich Bedrückendes auf ihr, und die Thränen drängten sich ihr dabei wieder an die Wimpern. Auch von dem schwarzrothgoldenen Fähnchen war noch einmal die Rede, doch sie hatte es trotz eifrigem Suchen überall nicht auffinden können, es mußte bei dem Zudrang der vielen Verwundeten im Lazarett irgendwie abhanden gekommen sein. Eine beständige Achtsamkeit auf Gebert war nicht mehr erforderlich, und Grete Wilmersen half jetzt auch bei der Pflege jener Anderen, die von der Schlacht bei Idstedt hergebracht worden, mit. Für manche von ihnen schrieb sie nach Hause an die Eltern oder sonstigen Angehörigen, und der junge Hauptmann sprach ihr gleichfalls eine Briefnachricht an den Herrn Justizrath in die Feder. Ihre nette Handschrift und die orthographische Richtigkeit kennzeichneten sie als die Tochter eines Lehrers;

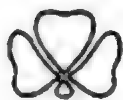
einigemal sah Gebert, daß sie, während er eine Weile geschlafen, in der Stube auch selbst einen Brief geschrieben hatte, und bekam auf seine Frage, an wen, Antwort, sie habe an eine nicht mit nach Rendsburg gekommene Schwester Nachricht geben müssen. Sichtbarlich gab sie sich Mühe, ihre Bekümmerniß über Schleswig-Holstein, wohl auch über eine bedrückte Lage ihrer Eltern in der fremden Stadt nicht im Gesichtsausdruck zu zeigen, eine heitere Miene zu machen, aber die fröhliche kleine Grete, die sie in der dunklen Kammer zu Flensburg gewesen, war sie merkbar doch nicht mehr.

Am Ende des August drang durch den noch fortdauernden Krieg aus Kopenhagen eine Nachricht nach Holstein herüber, König Friedrich der Siebente habe die ehmalige Putzmacherin Luise Rasmussen unter dem Namen Danner zur dänischen Lehnsgräfin erhoben und sie sich vom Bischof Münster öffentlich als Gemahlin zur linken Hand antrauen lassen; beim Hochzeitsmahl sollte er ein ‚Skaal!‘ auf seine braven Schleswig-Holsteiner ausgebracht haben, die sich bei Idstedt so tapfer für ihn geschlagen hätten. An Gebert Norweg traf um die Zeit ein Antwortschreiben von Wichart Libertus ein, welches jene Nachricht dadurch bestätigte, daß Pastor Cordemann in der letzten Sonntagspredigt mit tiefer Bewegung dem höchsten Herrn im Himmel und auf Erden den Dank dafür ausgesprochen, daß Er durch die innige Herzensverbindung zwischen einem hocherlauchten Fürsten und einem edlen Weibe den theuren Landen Schleswig und Holstein die segensvolle Himmelsgabe einer neuen, lange mit Schmerz entbehrten Landesmutter zugewendet habe.

Auf Hohenkamp, fügte der Arzt bei, scheine man nicht ganz von der Inbrunst des gleichen Dankgefühls durchdrungen zu sein und die allgemeine Verehrung der dortigen Gutsherrschaft in jüngster Zeit ein wenig Abbruch erlitten zu haben; im übrigen solle die Baronesse Gerda, nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, sich seit kurzem wieder im Hohenkamper Schloß befinden. Der Schreiber hatte den nur kurzen, nicht seine gewohnte feste Handschrift aufweisenden Brief mit einer Beglückwünschung des jungen Hauptmanns zum guten Fortschritt seiner Genesung begonnen, einige ärztliche Vorschriften beigefügt, doch zu weiteren Aeußerungen nicht Zeit besessen und bald mit den Worten geendigt: „Dich erwartet also hier, Gebert, sobald Du genügend für die Reise wiederhergestellt sein wirst,

Wichart Libertus."

Der Lesende sah unwillkürlich noch einmal auf den Schluß des Briefes zurück; ihn hatte etwas ungewohnt berührt, doch er wußte sich nicht gleich zu sagen, was. Rasch indeß fand er's jetzt; der Herr Justizrath hatte offenbar in Eile geschrieben und im letzten Satz ein Wort ausgelassen, so daß er den Empfänger des Schreibens zum erstenmal im Leben statt ‚Gebert Norweg' nur mit seinem Rufnamen anzureden geschienen.



XII.

Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft hatte den General von Willisen wegen seiner bei Idstedt bewiesenen Unfähigkeit des Oberbefehls entsetzen wollen, doch sich auf eine von ihm vorgebrachte ‚Rechtfertigung‘ hin in unbegreiflicher Schwäche davon abhalten lassen und ihm die Möglichkeit gegeben, während der Monate August und September durch seine Leitung die Sache der Herzogthümer weiter dem Untergang entgegen zu führen. Dies vollbrachte er zunächst bei dem Dorf Missunde an der Schlei, wo sein Gebot gleicherweise wie bei Idstedt inmitten eines blutigen Gefechts die in siegreichem Vordringen begriffenen Truppen zurückrief, ihnen schwerste Verluste dadurch bereitete. Das schleswig-holsteinische Heer war in Folge neuen Zuzugs aus deutschen Landen noch stärker als zuvor angewachsen, an Zahl jetzt dem dänischen überlegen, und eine große erfolgreiche Entscheidungsschlacht hätte machtvolle Wirkung nicht allein durch die Rückgewinnung Schleswigs, auch auf die allgemeine politische Lage in Europa nach sich ziehen können. Statt dessen vermied der General von Willisen eine solche, beharrte in Unthätigkeit, zersplitterte lediglich seine

Stärke bei einer mit einem Theil des Heeres unternommenen, von vornherein aussichtslose Belagerung der inzwischen von den Feinden besetzten Festung Friedrichstadt an der Eider. Unersetzbare Zeit ward durch Schwäche, Muth- und Verständnißlosigkeit für das Drängen des Augenblicks verloren; die Großmächte, dem von ihnen aufgedrungenen Verhalten Preußens mißtrauend, befürchteten jetzt ein Unterliegen Dänemarks, das Dastehen einer siegreichen und kraftvollen schleswig-holsteinischen Armee, der vorderhand kein Innehalten zu gebieten sei. Sie konnte die unterdrückte Erhebung des deutschen Volkes zu neuen Flammen aufschlagen lassen, unberechenbare Folgen herbeiführen; auch für die preußische Regierung selbst mochte solche Besorgniß bestimmend in die Wagschale fallen. Bei aller Gegensätzlichkeit der Mächte herrschte Einmüthigkeit unter ihnen, einer entscheidenden Schlacht in Schleswig zuvorkommen, einer Feuersgefahr, die zu großem Brand um sich greifen könne, noch rechtzeitig begegnen zu müssen, und die Statthalterschaft der Herzogthümer, wie der General von Willisen gaben durch gleichartigen Mangel an Energie und Auffassungsfähigkeit der Lage dazu die Möglichkeit.

So zogen sich über Schleswig-Holstein immer schwerer die Wetterwolken seines unabwendbar beschlossenen Geschickes zusammen, die Natur dagegen breitete heiterstes Himmelsblau des beginnenden Herbstes über ihm aus, als Gebert Norweg gegen den Septemberschluß aus dem Rendsburger Lazarett als soweit geheilt entlassen wurde, daß er sich auf die Reise nach seinem Heimathsort begeben dürfe; von einem Wiedereintritt in

den Dienst konnte für ihn vor dem Anfang des neuen Jahres nicht die Rede sein, und der Arzt fügte dieser Aeußerung nach, dann werde ein solcher wohl überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Einstweilen jedoch erhielt der junge Hauptmann nur einen dreimonatlichen Urlaub zur völligen Genesung, benutzte die Eisenbahn bis nach Kiel und trat von dort die Weiterfahrt im Postwagen an; die Strecke zu Fuß zurückzulegen, wie er's früher zweimal gethan, machte seine lange Entwöhnung vom Gehen nicht räthlich. Obwohl er keine Uniform trug, ließ doch die soldatische Haltung auch im Civilanzug ihn sogleich als einen Offizier erkennen; sein Gesicht hatte vom vielwöchentlichen Krankenlager die frühere kräftige Färbung eingebüßt, doch die Blässe gab den Zügen einen Ausdruck, als ob sie etwas Veredelndes drüber gelegt habe. Aber wie er vordem trotz seiner Körpergröße knabenhaft und verkümmert hinter seinen Jahren zurückverblieben gewesen, so erschien er ihnen jetzt voraufgeschritten. Aus seinem Wesen sprach schon vom Leben Gereiftes und aus den Augen, daß sie bereits viel gesehen; obwohl er vor kurzem erst in das gesetzliche Mündigkeitsalter getreten, ließ alles an ihm ihn über die Mitte der Zwanziger hinaus schätzen.

Niemand fuhr im offenen Postwagen mit, Gebert konnte sich unbehindert seinen Gedanken überlassen. Kein Urlaub war's, den er empfangen, sondern der Abschied; wenn das Jahr schloß, hatte zweifellos das schleswig-holsteinische Heer zu sein aufgehört. Seine erschlossene Einsicht in die unabänderliche Sachlage mußte dies nicht befürchten, vielmehr wünschen. Die Herzogthümer ver-

mochten nicht, gegen den Willen Europas stand zu halten, der dritte Aufzug hatte das Drama mit zwecklos blutigem Abschluß bei Idstedt und Missunde als Tragödie beendigt. Was noch hinterdrein folgen mochte, war ein Puppenspiel, konnte nichts mehr dran ändern, nur die Trübsal und Trauer, die über das Land, über fast jedes Haus darin gekommen, noch dichter anhäufen.

Wie anders war er vor drittehalb Jahren hier auf diesem Weg, dem schwarzrothgoldenen Fähnchen nach, in den Krieg hinausgezogen. Ein thörichter Knabe damals, der sterben gewollt und gemeint, für ihn sei kein Zweck und keine Wohlthat mehr auf Erden, als der Tod. Den hatte er schreckensvoll kennen gelernt, der Tod ihn mit seiner Thorheit auch von seiner Todessehnsucht befreit. Ein Drang, zu leben, war in ihm aufgewacht mit einem Lebensziel, das sich hell leuchtend, verheißungsvoll vor seine Augen gestellt.

Doch auch nur als eine Täuschung, ein Wahn, der die Tage von Bau und Fridericia überdauern, nach ihnen sich noch wieder neu aufrichten, sogar verstärken gekonnt. Aber bei Idstedt war er als Blendwerk zergangen, erloschen, lag auch jetzt begraben.

Holpernd und stoßend trug der Wagen seinen einzigen Insassen langsam an bekannten Bildern der durchfahrenen Landschaft vorüber, doch war's dem Hinblickenden, als ob er sie in einem früheren andren Leben einmal gesehen habe. Sie mochten Solche, die hier eine Heimath mit Glück, Leid und Sorge besaßen, angehen, aber standen mit ihm in keinem Zusammenhange, ließen ihn ganz gleichgültig. Auch der Thurm der Michaeliskirche, der

in der Weite über den sich gelb färbenden Buchenblättern aufstieg. Weshalb fuhr er dem entgegen, was suchte und wollte er da drüben?

Ihn erwartete dort keine Heimath und kein Glück, nicht einmal Sorge und Leid. Er ward von einem Gefühl angefaßt, selbst die würden einen Inhalt ausmachen, etwas zum Ringen gegen sie Treibendes, Belebendes. Doch um ihn und vor ihm war nichts als Leere, zwecklos und ziellos, Herbstanfang, der Bote des Winters.

Es durchfröstelte ihn trotz der Sonnenluft und er zog seinen Mantel, den der Arzt ihm zum Vermeiden einer schädlichen Erkältung zur Vorschrift gemacht, um die Brust zusammen. In der war die schwere Zerstörung von der jugendlichen Kraft seines Körpers überwunden worden, daß sie wieder ohne Schmerz und Beschwerde athmen konnte. Hätte die Kugel um ein Geringes anderen Lauf genommen, so läge er jetzt mit den tödtlich bei Idstedt Getroffenen in der gemeinsamen Gruft. Daß er statt dessen hier fuhr, dankte er dem Bilde seiner Mutter. Besagte das Wort Dank eigentlich das, was er bei dieser Vorstellung im Innern empfand?

Seltsam war's, es gab ein doppeltes Leben. Mit dem einen rollte er hier im Wagen dem Kirchthurm zu, das andere hatte er Tage und Nächte hindurch geführt, als man ihn in Fieberphantasien ins Rendsburger Krankenhaus gebracht. Besinnen konnte er sich nicht darauf, trug nur eine traumartige Erinnerung in sich, er habe damals darin gelebt; keine Gedanken reichten dahin zurück, ein Gefühl allein. Mit dem hatte er Wunder-

sames gesehen und gehört, geahnt und empfunden, daß etwas um ihn und in ihm sei, wie eine Frühlingssonne, die hinter schwerer Wolkendecke durchzubrechen gesucht. Ihr Licht war zu inneren Augen in ihm, von denen er nichts gewußt, hinabgedrungen, hatte sie geöffnet, hellsichtig gemacht, daß er vor ihnen und in sich selbst leuchtenden Strahlenglanz wahrgenommen. Aber das war nur ein Irrwischgeflimmer, ein die Nacht seiner Besinnungslosigkeit durchflackernder Fiebertraum gewesen, von der Rückkehr des Bewußtseins wesenlos weggelöscht. Vor seinen wirklichen Augen lag das wirkliche Leben um ihn und in ihm inhaltsleer, zwecklos und ziellos; keine Frühlingssonne, sondern Herbst, der Bote des Winters.

Unter ihm stießen jetzt die Räder mit einem harten Ton auf, sie waren an das bösartige Straßenpflaster des Städtchens hingelangt und rollten schütternd durch die Lange Twiete. Zwischen diesen niedrigen Häusern war er von Kindheit an manch' tausendmal gegangen, wußte dies wie eine geschichtliche Thatsache, die sich zu einer Zeit irgendwo begeben. Aber gleich einer solchen ging das ihn nichts an, er hatte nur davon sprechen gehört, daß ein Anderer es so gethan habe. Und im gleichen Gefühl auch stieg er vom Wagen, der vor der ‚Stadt Hamburg' anhielt, ab, ließ seinen Koffer mit wenigen Gebrauchsstücken in eine Gasthofstube bringen und ging mechanisch zu Fuß weiter entlang.

Ja, ein Anderer war er und trotzdem Derselbe, der von hier noch als ein großgewachsener Knabe fortgegangen, nichts mit sich genommen, als den Trieb, ein inhaltsleeres Leben von sich abzuthun. Zwischen jenem

Tage und dem heutigen dehnte sich's wie eine fast unausdenkbare, mit unzählbaren Wechselbildern und Geschehnissen angefüllte Zeit. Doch auch die lagen gleich zerronnenen Traumerscheinungen hinter ihm, die ebenfalls einem Andern vorübergezogen. Wie er jetzt wieder hier stand, war er Derselbe von ehmals, brachte nichts mit zurück, als ein zwecklos inhaltsleeres Leben.

Dort über den Platz sahen die beiden Lindenbäume her, die ziemlich zum Niedergang bereite Nachmittagssonne vergoldete ihr schon stark gelichtetes gelbes Laub. Hinter dem blinkten sichtbar gewordene Fensterscheiben hervor, die der Studirstube des Herrn Justizraths.

Erst dieser Anblick brachte ihn aus Gedankenverlorenheit zu einer Besinnung. Deshalb war er ja hierher gekommen, der Erwartung, dem Wunsch des Herrn Justizraths Folge zu leisten. Zugleich indeß überfiel's ihn, daß er einen solchen aus den Briefen desselben herauszulesen gemeint, sei auch nur eine Täuschung gewesen. Wie oft war er dort, lediglich der Zwangsvorschrift gehorchend, in die Thür eingetreten, um drinnen immer das Gleiche, trockene ärztliche Anweisungen und frostige menschliche Abweisung anzutreffen, nur vom innerlichen Drang erfüllt, so schnell als möglich wieder fort zu können. Vor nichts hatte er größere Scheu in sich getragen, als vor diesem Hause, und unverändert stand es da, blickte ihm mit seinen Fenstern wie mit feindseligen Augen entgegen.

Aber auch das war gleichgültig, brachte nur eine der aus Selbsttäuschung anwachsenden Erfahrungen des Lebens mehr hinzu. Zwischen den Baumstämmen durch

schritt er zur Thür, vor der von seitwärts ihm eine Frage ans Ohr traf: „Will der Herr zum Herrn Stizrath? Er ist oben in seiner Stube.“ Stine Berens stand da, von der er nichts wahrgenommen, nun sah er sie an, wie sie ihn, doch sein Aeußeres mußte sich völlig verändert haben, denn sie erkannte ihn offenbar nicht wieder, hatte keine Ahnung davon, daß er der ‚lange Bengel‘ sei, über den sie so oft, ihm unverständliche Mahnungs- und Warnungspredigten aus dem gesammelten Reichthumsschatz ihrer Lebenskenntniß haltend, gejammert. Sie begleitete ihre Worte mit etwas wie einem Knicksversuch und rief nach: „Die erste Thür links von der Treppe ist die vom Herrn Stizrath.“ Dann klang ihre Stimme noch von draußenher auf die Hausdiele hinein: „Das war ein fremder vornehmer Herr, wer Augen dazu im Kopf hat, sieht das auf den ersten Blick. Aber Er wird jeden Tag blöder von Gesicht, Johann, und bocksteifer in Seinem Beingestell, daß Er dasteht wie ein alter Zaunpfahl, der kein Knochenwerk und Gelenk drin hat.“ Darauf versetzte Johann Troll, der mit seitwärts vor der Thür gestanden: „Na, Du hest jo Hampelmannbeen ünner Din Schört makt, Stine, dat is den Herrn wul nog west un kriggt he nich lich wedder up sun fine Maneer to kieken.“

Dem langsam die Stufen Hinansteigenden klang's auf die Treppe nach; der richtigen Thüranweisung hatte es allerdings nicht für ihn bedurft, aber das von der Zunge Stine's gekommene Wort ‚fremd‘ war treffend gewesen. Als ein Fremder stand er vor dieser Thür, wie überall in der Welt, hatte es von Kindheit auf immer so gethan

und kam in gleicher Art heute hierher zurück. Es gab für ihn wohl eine Heimath, doch eine unbekannte, auch fremde, denn er wußte nicht, wo sie liege; oder das wußte er, und darum gab's sie nicht, denn sie war nicht in der Wirklichkeit der Welt vorhanden, sondern lag nur in einem Traumland, als ein im Fieberwahn vom klopfenden Herzen erschaffenes Gebild der Phantasie. Aus dem kühl und müde durch die Adern hingehenden Blut schwand diese Trugschöpfung weg; er war nicht krank mehr, hatte seine Gesundheit wieder erlangt —

Der letzte Gedanke ließ ein kurzes Zucken um die Mundwinkel des unschlüssig vor der Thür stehen Gebliebenen gehn, doch nun beendete er das Zögern und seine Hand hob sich zum Anklopfen. Von drinnen rief die Stimme des Herrn Justizraths herein.

Alles in der Stube war völlig unverändert und so erschien auch der abgewandt vor dem Schreibtisch Sitzende. Nur von seinem Haar ging ein noch hellerer Schimmer als früher aus, und seine Haltung war vielleicht um etwas weniger aufrecht. Jetzt drehte er achtlos den Kopf, blickte den Eingetretenen als einen Fremden, der ärztlichen Rath suchen wollte, an.

Aber da ging etwas in seinen unverkennbar gleichfalls gealterten Zügen vor. Aus den groß unter grau entfärbten Brauen sich aufweitenden Augen schlug's mit einem Leuchten, dem einer langverhängten Sonne ähnlich, die mit einem Strahlenstoß schwere Wolkendecke durchbreche, zerreiße, wegschleudere —

War das der Herr Justizrath? Der wortlos vor ihm

Stehende erschrak, so hatte er ihn niemals gesehen. Wie etwas Geistesirres kam's ihm aus den Augen entgegen.

Nun flog Wichart Libertus von seinem Stuhle in die Höh' und stieß aus: „Gebert!" Den Fuß zum Ausschreiten hebend, sprach er hinterdrein: „Hauptmann Norweg — ja, Du bist's — ich erkenne ihn —"

Doch sein Vorschritt gelangte nicht weiter, er mußte sich zurücksetzen und deckte stumm athmend seine Hand über die Augen. Aus dem Allem, auch aus den letzten Worten redete Sinnverworrenes und -verlorenes, bannte Gebert Norweg wie gelähmt Zunge und Fuß. Er stand reglos, und lautlose Stille lag jetzt in dem Raum, allein das Pendelticken der alten Wanduhr klang aus der Ecke her.

So verging wohl eine Minute, dann senkte sich die Hand des Arztes langsam von den Augen herunter, und um einen Athemzug später öffnete er die geschlossenen Lider, sein Blick richtete sich nach dem Zifferblatt der Uhr, und ihm kam vom Munde: „Sie ist noch nicht abgelaufen —"

Das trug noch immer Irres an sich, danach aber wandte er den Blick Gebert zu und sagte: „Ich bin krank gewesen und erst in der Genesung. Es freut mich, Dich hier zu sehen, Gebert; meine Hand wollte Dich begrüßen, doch es ging noch nicht. Du mußt näher kommen und mir Deine Hand geben."

Aus der Ansprache klang geistiges Besinnungsvermögen, mit ihm auch wieder die altgewohnte Stimme und doch fremd dabei, anders als der Hörer sie je ver-

nommen. Mechanisch leistete er dem Geheiß Folge, trat jetzt zu dem Sitzenden hinan und bewegte seine Hand vor. Die nahm Wichart Libertus und legte die Finger der seinigen um sie; sonderbar durchging es Gebert, zum erstenmal im Leben fühlte er die Hand des Herrn Justizraths in seiner. Einige Augenblicke hielt der Arzt diese schweigend, dann sagte er: „Wir waren beide krank, es hätte geschehen können, daß jeder von uns nicht mehr fähig gewesen wäre, eine Hand zu reichen, aber Du bist nach Haus gekommen, Gebert Norweg. Hat Stine Dein Gepäck in die Gaststube getragen?"

Im letzten war der Herr Justizrath völlig zu seiner stätigen Sprechweise zurückgekehrt. Der Befragte antwortete, daß er, um nicht unnöthige Mühe zu verursachen, seinen Koffer im Gasthof gelassen habe. Wiederholend: „Natürlich, Du wolltest nicht unnöthige Mühe machen", stand Libertus auf, trat jetzt wieder sicheren Fußes zur Thür, zog die Klingelschnur und beauftragte den eintretenden Kutscher: „Hol' mal den Koffer des Herrn Hauptmanns aus Stadt Hamburg herüber, es thut ihm leid, daß er Dir Mühe damit macht." Das klang aus seiner bekannten ironischen Tonart gesprochen und doch auch wiederum etwas Anderes, nicht Benennbares daneben, wie ein Spott, der von einem Herzschlag über die Zunge heraufgedrängt worden. Nun begab er sich an seinen Sessel zurück und sagte: „Setze Dich, Hauptmann Norweg. Ich vergaß, Du bist schwer verwundet gewesen und zum Arzt gekommen, um Rücksprache wegen der Weiterbehandlung Deines Zustandes mit ihm zu nehmen. Gieb mir an, wie's geschehen und was Dir

noch fehlt, ich meine, was Du noch an Beschwerde in Dir fühlst. Ich höre."

Er legte die Hand wieder über die Augen; unten schlenkerte Johann Troll an Stine Berens vorbei, deren Mund die Frage nicht zurückdämmen konnte: „Wat gifft dat denn baben bi'n Herrn Stizrath?" — „Ick schall en Koffer ut Stadt Hamburg halen." — „Wat vör'n Koffer?" — „Een, de den Herrn Hauptmann tohört." — „Wat vör'n Herrn Hauptmann?" — „Dat weet ick nich, ick glöv man, dat ick em kenn." — „Es rappelt wieder in Seiner Gehirnkiste; wenn Er ihn kennt, kann Er ja auch sagen, wer's ist." —„Nee, so klok hest Du mi noch nich makt, Stine; wenn de Herr Stizrath wullt harr, ick schull Di dat seggn, denn harr he mi dat wul seggt."

Damit schob Johann grinend seine Füße weiter nach Stadt Hamburg zu; oben in der Studirstube war Gebert der Aufforderung nachgekommen und sprach von dem, was ihn im ersten Anfang der Schlacht bei Idstedt betroffen. Durch die halb schon entblätterten Lindenzweige fanden da und dort noch einige Strahlen der niedergehenden Sonne Zugang ins Zimmer, zeichneten flimmernde, wegschwindende und an andern Stellen wiederkehrende Goldringe und -fleckchen an die Wand; Wichart Libertus hörte wortlos zu, bis der Erzählende berichtete, die Kugel sei von dem Bilde, das er immer in der Brusttasche getragen, etwas abgelenkt worden, so daß sie nicht gradaus ins Herz gegangen. Da hob der Zuhörer, die Augen aufschlagend, den Kopf und fragte: „Welches Bild?" — „Das Bild meiner Mutter, das Sie mir mitgegeben hatten, Herr Justizrath." Der Antwortende zog

das am Unterrand durchlöcherte Lederetui hervor und reichte es dem Arzt hin, der wiederholte: „Das ich Dir mitgegeben hatte.“ Er nahm den Rahmen heraus, sah auf das kleine, halbzertrümmerte Bildniß und sprach vor sich hin: „Ihre Brust hat die Kugel aufgefangen.“ Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Ich bin doch ein besserer Arzt, Gebert, als ich geglaubt — Pastor Cordemann würde freilich sagen, der Himmel habe mich erleuchtet gehabt, Dich kugelfest zu machen —“

Er brach ab oder wurde unterbrochen, denn die Thür ging auf, und Stine Berens kam herein. Einen Augenblick lang sah Libertus ihr Gesicht wie etwas ihm Unbekanntes an, aber dann fragte er mit dem befürchteten Ton: „Hat Sie hier was zu beschaffen, Stine?“ Darauf indeß war sie natürlich vorbereitet und antwortete, während ihre schmalgeschlitzten Augen sich wie ein paar Stopfnadelspitzen in den fremden Besucher hinein zu nähen suchten: „Hat der Herr Stizrath denn nicht geklingelt?“ Mit ungewohnter Schärfe erwiderte ein ‚Nein‘ des Arztes, doch er fügte nach: „Aber Sie hat Ohren, die voraushören, ich wollte Ihr klingeln. Richte Sie das Gastzimmer für den Herrn Hauptmann. Sind die Ohren Ihr jetzt vielleicht dafür taub geworden und hören nicht mehr?“

Stine erschrak, so unangenehm hatte die Stimme des Herrn Stizraths noch niemals geklungen. Sie war, um den Fremden auch von der Seite betrachten zu können, neben eines der Fenster getreten, dort etwas am Vorhang zu ordnen, murmelte stotternd jetzt ein paar Worte von der Sonne, die das Sopha verschießen lasse, schob

aber in ihrer ‚Verhedderung‘ die Gardine, statt sie mehr zu schließen, weiter auseinander und verschwand nun jählings, wie's schien nicht durch die Thür, sondern als ob sich eine Bodenversenkung unter ihr aufgethan habe. Das mußte ja ein ganz übler Besuch sein, der den Herrn Stizrath zu so gräulicher Laune brachte, und für den sollte sie obendazu noch die Gaststube herrichten.

Gebert hatte, so lang Stine im Zimmer gewesen, mit seinem Erzählen aufgehört, und Wichart Libertus sagte jetzt: „Deine Mutter hat Dir das Leben nicht nur verliehen, auch weitererhalten. Dazu hieß sie mich Dir ihr Bild mitgeben; ich sollt' es thun. Fahre fort.“

Das besaß noch einmal etwas von einem Gerede aus wirren Vorstellungen, doch nicht diese Empfindung war's, die Gebert Norweg vom Weitersprechen abhielt, sondern seine Augen thaten's. An einer Schmalseite der Stubenwand hing unter Glas gerahmt ein kleines Porträt der Art, wie's auf Universitäten unter Freunden zum Austausch und Gedenken üblich gewesen und noch war, stellte, nach einer Zeichnung in Stahl gestochen, das Brustbild eines jungen Mannes in studentischem Schnürenrock dar. Das hatte immer so dagehangen und Gebert hatte es jedenfalls von Kindheit auf hundermal so gesehn, entsann sich auch des hellen Papierflecks an der meistens überdämmerten Wandstelle, doch sein Blick war gegenwärtig dorthin gerathen und auf dem Stahlstich haften geblieben, weil durch Stines zweckwidrige Verschiebung der Fenstergardine ein Sonnenblinkwurf Zugang in den Winkel gefunden und aus diesem das Bildniß hell, beinah blendend hervorhob. „Wonach siehst Du?“ fragte der Arzt, und

der Angesprochene stand jetzt unwillkürlich auf, trat nach der Wandecke hin und sagte: „Wie kommt — ich hab' es niemals früher angesehn — aber das muß ein Jugendbild von Hermann Loteisen sein. Ja, ich erkenn's deutlich an jedem Zug — nur der dichte, verwilderte Bart fehlt —"

Er drehte mechanisch den Kopf um, da stand der Herr Justizrath aufgerichtet vor seinem Sessel, sah ihn wieder sonderbar an und fragte: „Von wem sprichst Du, Gebert Norweg? Hermann Loteisen — hieß nicht der so — in Deinem Brief — von dem Du meintest, daß er Dich bestehlen gewollt habe?"

„Ja, in der Nacht vor Fridericia — das war eine Täuschung, ich hab's selbst auch nachher gefühlt, als er todt neben mir lag."

Einen Augenblick stand Wichart Libertus mit geschlossenen Lippen zögernd, doch dann öffnete er sie und sprach: „Und so täuschst Du Dich jetzt wieder, denn der, welchen dieser Stahlstich vorstellt, trug nicht den Namen Loteisen, sondern Deinen, hieß Gustav Norweg und war Dein Vater."

Die Worte waren im gewöhnlichsten Ton einer nebensächlichen, keinerlei Besonderes enthaltenden Berichtigung gesprochen, doch trotzdem klangen sie seltsam durch den Raum, und eine eigenthümliche Stille folgte ihnen nach. Sie hatten in ihrer kurzen Fassung das Gegentheil von dem ausgedrückt, was sie dem Anschein nach gesagt, bestätigt: Das Bild stellt den Mann vor, der sich Dir Loteisen benannt und bei Fridericia im Augenblick, als

Dir eine tödtliche Kugel drohte, neben Dich hinsprang, so daß sie ihn statt Deiner traf.

So vernahm's Gebert mit zweifelloser Gewißheit, und etwas das Denkvermögen in seinem Kopf Lähmendes wogte draus auf, ließ ihn den Arzt nur stummfragend anblicken. Der setzte sich zurück und sagte jetzt: „Gustav Norweg war mein bester Freund, der einzige, den ich im Leben hatte. Ich habe sein Gedenkbild aus unsrer Universitätszeit dorthin gehängt, um durch den Anblick immer an ihn erinnert zu werden. Du kannst zwar sagen, in einen Winkel, aber das hat sich so gemacht. Johann wird Deinen Koffer gebracht haben, Gebert Norweg, und Du wirst Dich nach Deiner Fahrt bis zum Abendessen wohl etwas in der Gaststube ausruhen wollen. Dann höre ich Dir gern weiter zu, Du hast mir noch viel zu berichten."

Nicht mißzuverstehen war's, der Herr Justizrath wolle allein sein. Gebert erwiderte leicht stotternd: „Ja, die Fahrt hat mich — ich bin noch nicht ganz — etwas Ruhe wird mir gut thun." So verließ er das Zimmer; auch in ihm war ein Drang, mit seinen sich umsonst aus einem Dunkel aufringenden Gedanken allein zu sein.

* * *

Stine Berens hatte einen üblen Tag oder Abend, sie kannte doch seit Jahrzehnten jedermann, der ins Haus kam, aber den Fremden, der hier in der Gaststube wohnen sollte, irgendwo hinzubringen, war ihr nicht möglich gefallen, denn draußen an der Thür stehen zu bleiben und zu horchen, hatte sie sich nicht getraut; der Herr Stiz-

rath war ja in einer so fürchterlichen Stimmung, wie noch im ganzen Leben nicht, und hätte ihr, wenn sie von ihm dabei erwischt worden wäre, Gott weiß was, anthun können. So blieb ihr nichts übrig, als Johann Troll vorsichtig um den Bart zu gehn, aus ihm herauszulocken, was er von dem Herr Hauptmann Betitelten wisse, doch auch damit hatte sie kein Glück, denn er fragte nur: „Stickt he Di in de Oogen, Stine, un muchst Du Di noch mal verännern? Dat gäv wat inne Kark na Din Brutstaat to kieken, awers ick glöv meist, bi em hapert noch wat mit dat Füersangen, he kiekt mi nich dana ut de Oogen. Ick kenn em, dücht mi, nich beter as Du, wieder kann ick nix seggn, un dat is jo ok nog.“ Darin aber irrte sich, wie so oft, Johanns angeborene Verstandesbeschränktheit, denn das war für Stine durchaus nicht genug; sie verabsäumte in ihrem Wissendrang sogar, ihn über seine hoffnungslose Vernagelung auf hochdeutsch aufzuklären, sondern stieß, in Ermangelung einer zum Zuschlagen benutzbaren Thür, aus: „Du harrst een up Din ungewaschne Snut verdeent, awers ick rög keen Mannsbild mit de Hand an un Di nich mal mit de Füertang.“ So deutlich hatte sie ihm ihre Meinung von dem Mißverhältniß zwischen seinem und ihrem Bildungsstand noch nie kundgegeben und schoß jetzt an seinem grinenden Mund vorbei, um der Forderung ihres wohlberechtigten Trachtens und Verlangens auf anderen Wegen näher zu kommen, denn unerhört war's, daß in dem Hause, welches sie allein seit einem Vierteljahrhundert in Ordnung gehalten, etwas hinter ihrem Rücken und außerhalb ihres Ohrenbereichs vorgehen sollte. Doch alle Kopf-, Gesichts- und

Gehöranstrengungen Stines blieben gleich erfolglos, sie konnte nichts anderes thun, als mit fliegender Hast am Herd, im Keller und der Vorrathskammer herumarbeiten, damit sie früher als sonst dem Herrn Stizrath ankündigen könne, das Abendessen stehe auf dem Tisch. Als das ihr, diesmal nach behutsamem Anklopfen vorher an der Thür, möglich geworden, ging der Arzt in die Gaststube hinüber und holte den darin Aufgenommenen nach dem Eßzimmer ab, indeß ohne daß auch daraus für Stine der kleinste Vortheil entsprang. Denn als sie Miene machte, zur Bedienung des Gastes in der Tischnähe zu verbleiben, sagte der Herr Stizrath, den Kopf nach ihr umdrehend: „Wir brauchen Sie nicht mehr, der Herr Hauptmann hat selbst Hände, sich zu nehmen, was er will“, und mit einem Gefühl, in dieser Nacht müsse mindestens Pech und Schwefel auf das Haus herunterregnen, schwand sie aus der Thür hinaus.

Wenn aber Stine Berens sich derartig enttäuscht sah, so erging's Gebert Norweg in ähnlicher Weise. Wohl saß der Herr Justizrath ihm als ein völlig Andrer wie ehmals gegenüber, im Ausdruck seiner Augen, dem Klang seiner Stimme rührte nichts abweisend Frostiges an, vielmehr wie ein warmer Anhauch ging's von seinem Blick und Munde aus, ein Gefühl regend, wie wenn etwas todt Gewesenes sich in freudiges Leben verwandelt habe. Denn freudig und lebensvoll klang alles, was er sprach, doch kam er mit keinem Worte auf den letzten Vorgang in seiner Studirstube zurück, und obwohl Geberts Gedanken seit der Trennung immer gleich vergeblich mit nichts anderem beschäftigt gewesen waren, gebrach's ihm

doch wie an einem leiblichen Können, mit einer Frage daran zu rühren; er hatte die Empfindung, seine Brust werde ihm dabei von einem krampfhaften Schmerz versagen, als ob die Kugel wieder in sie zurückkehre. So antwortete er nur auf Fragen des Arztes, erzählte mancherlei aus dem Verlauf seiner Kriegszeit; dann ging Wichart Libertus auf das über, was den Hauptgegenstand seines Briefes im letzten Frühling gebildet hatte. Er setzte offenbar keinen Zweifel darin, daß Gebert gekommen sei, um sich jetzt dem medicinischen Studium zuzuwenden, über seinen künftigen Beruf und dessen praktische Lebensaussichten zu reden. Dem pflichtete der Hörer in allem bei, in ihm war das Knabengefühl wieder erwacht, sich gegen etwas vom Herrn Justizrath Vorgesehenes nicht auflehnen zu können, zwar nicht wie früher aus unselbständigem Gehorsam und scheuer Furchtsamkeit, ein anderer, nicht benennbarer Zwang gebot es ihm jetzt. Doch lag in seinen zustimmenden Aeußerungen ein matter, nicht von lebendiger innerer Antheilnahme an der Zukunftgestaltung seines Lebens zeugender Klang; ab und zu hafteten die Augen des Arztes unvermerkt wie mit einem suchenden Ausdruck auf seinem Gesicht, dann sagte er einmal: „Du bist müde, Gebert, der Schlaf wird Dir gut thun; wir wollen morgen weiter davon sprechen.“ Er stand auf und beide gingen in die Studirstube, wo die Argand'sche Lampe auf dem Schreibtisch brannte. Hier äußerte Libertus, an ein niedriges Eckschränkchen tretend: „Die Menschheit schreitet merklich lichteren Zeiten entgegen; hast Du die Erfindung des neuen Prometheus schon gesehen?“ Seine Hand streckte sich nach einer

kleinen auf dem Schrank stehenden Döbereiner'schen Zündmaschine, brachte durch einen Druck den Platinschwamm zum Aufglühen, an dem er einen Fidibus und mit diesem den Docht einer Wachskerze entflammte. Danach sagte er: „So reicht ein Augenblick aus, um aus der Nacht Tag zu machen, freilich hatte lange Zeit voraufgehen müssen, dahin zu kommen. Aber ich bin heute Deinem Vater dankbar, Gebert Norweg, daß er sein Leben dafür hingegeben hat, mich in stand zu setzen, Dir jetzt Dein Licht anzuzünden. Du hast Eltern gehabt, die für Dich bedacht gewesen sind."

Plötzlich war das, worauf Gebert vergeblich geharrt hatte, vor ihm aufgeklungen, doch eh' er etwas zu erwidern vermochte, trat Wichart Libertus an seinen Schreibtisch hinüber, nahm einen versiegelten Papierumschlag daraus hervor, kam zurück und sprach weiter: „Ich sagte Dir, daß ich krank gewesen bin und nicht wußte, ob ich Dich noch wiedersehen würde. Du bist inzwischen mündig geworden; ich habe deshalb hier für Dich hineingelegt, was Dir aus dem Nachlaß Deiner Mutter zukommt und einiges beigefügt, dessen Du zum Verständniß bedurftest. Unter Umständen spricht die Feder besser als der Mund; so gebe ich's Dir, obwohl ich noch lebe, daß Du lesen kannst, statt zu hören. Morgen kommt Zeit zum Sprechen. Gute Nacht."

Der Herr Justizrath hatte wieder seinen Willen, allein zu bleiben, kundgethan; dagegen gab es keine Widerrede, und um eine Minute danach befand sich Gebert mit der angezündeten Kerze in seinem Zimmer. Er setzte sich mechanisch nieder und blickte auf den Umschlag.

Darauf stand geschrieben: „Dies gehört Gebhard Norweg und ist ihm, wenn ich sterben sollte, auszuhändigen.“

Nun öffnete er den Umschlag und nahm mehrere gefaltete Blätter draus hervor. Das erste, mit einem Wachssiegel am Unterrand, zeigte das Gepräge eines amtlichen Documents; in deutscher Sprache abgefaßte Schrift über dem Siegel beurkundete, daß ein Pastor in Rudkjöbing auf der Insel Langeland den Herrn Doctor der Philosophie Gustav Norweg und die Freiin Elfrede von Ratlow den gesetzlichen Forderungen gemäß getraut und sie als rechtsgültig verbundenes Ehepaar in das Kirchenregister eingetragen habe.

Die Augen des Lesenden gingen über die Urkunde hin, doch im Kopf lag's ihm zu verworren, um ihn begreifen zu lassen, was sie bedeute und ihn angehe. So schlug er das erste der beiliegenden Blätter auseinander, von dem die Handschrift des Herrn Justizraths aufsah, und las:

„Du bist mir als ein Doppelvermächtniß hinterblieben, Gebhard Norweg, von Deiner Mutter und von Deinem Vater. Deine Mutter war meine Braut und Dein Vater mein Jugendfreund. Die Erbschaft, die beide Dir hinterließen, war mein Haß.

Meine Braut war die Tochter des Barons Gerwig Ratlow, die Schwester des jetzigen Besitzers von Hohenkamp. Ich kam als junger Arzt ins Schloß und wir hatten uns verlobt; heimlich, niemand wußte davon. Denn wir wußten, daß ihr Vater niemals seine Zustimmung geben würde. Er war ein Mann von grenzen-

losem Adelsstolz, den er in jedem Wort offen zur Schau trug, nicht wie sein Sohn unter einer glatthöflichen Maske verbarg; für ihn kam jeder Bürgerliche dem Wurm gleich, auf den sein Fuß trat, der holsteinische Adel sah auf ihn als auf ein bewundernswerthes Vorbild. Doch mehr noch war er ein rückhaltlos gewaltthätiger Mann, behandelte seine Familie gleich seinen Leibeigenen. Als er Herr auf Hohenkamp geworden, bestand die Hörigkeit noch, und er hielt sie bis zu seinem Tode aufrecht, obwohl das Gesetz sie in Wegfall gebracht. Ein großer Grundherr konnte damals in Holstein viel wider das Recht thun und kann's noch. Verüble mir nicht, daß ich so von Deinem Großvater spreche; er hat Dich nicht mehr gekannt, doch es an Dir bewiesen.

Deine Mutter hieß Elfrede; wenn wir allein beisammen sein konnten, nannte ich sie Elfa, denn sie hatte Elfenhaftes, obwohl sie von hoher Gestalt war. Der Zufall begünstigte uns, oftmals am Seestrand, im Wald und Feld zusammentreffen zu können, oder mehr wohl die Undenkbarkeit eines Liebesverhältnisses zwischen uns. Ihrem Vater wäre kein Verdacht gekommen, wenn er uns in verschwiegenster Einsamkeit Arm in Arm stehend angetroffen hätte.

Ich glaubte durch sie gelernt zu haben, was höchste Liebe sei. Sie war mein Wachen und mein Traum, höchstes Glück, ohne ein Begehren darüber hinaus. Vielleicht lag darin ein Mangel, aus dem der Keim ihrer Zerstörung aufwuchs. In jedem Herzschlag trug ich meine Liebe, doch sie erregte keinen Sturm in seinem Blut.

Die Gedichte Schillers hatten zuerst das Band zwischen uns angeknüpft. Sie erfüllten mich ganz und sie fanden bei Elfrede den gleichen Wiederhall. An den Plätzen unseres Zusammenkommens las ich ihr die tiefsinnigsten, am reichsten das poetische Gefühl des Dichters in sich bergenden vor; einen besonderen Einband der Gedichte ließ ich für sie anfertigen, schrieb ‚Elsa‘ hinein, bezeichnete mit Strichen Strophen und Verse, die uns am meisten erfaßt hatten oder sich auf unsre Liebe deuten ließen. Wenn sie die im Schloß für sich las, war sie bei mir im Wald, am Strand, und ich empfand's in mir. Ein herrlicher Sommer des Getrenntseins wie des Zusammenseins war es, denn Schiller hielt unsere Gedanken beständig beieinander. Du kennst den Band, Gebert Norweg, ich habe ihn Dir gegeben. Eine erste Regung in mir für Dich that's.

Elfrede liebte mich damals. Ich war der Erste, der Einzige, der ihr im Innern Verwandtes entgegengebracht, ihr die Seele und das Herz aufgeweckt hatte, für beide Nahrung gab. Sie besaß nichts vom Wesen ihres väterlichen Geschlechts in sich, keinen Stolz darauf, noch adliges Bewußtsein, nur die Mitgift natürlichen echten Menschengefühls; von wem ihr die zu Theil geworden, ob von einer Vormutter her, weiß ich nicht, habe oft darüber gestaunt. Der Verkehr mit den Söhnen und Töchtern der gräflichen Nachbarfamilien schreckte sie zurück; sie lebte in der begründeten Furcht, einer von ihnen könne um ihres reichen Erbes willen nach ihrer Hand trachten und ihr Vater sie um des Grafenstandes willen zu der Heirath zwingen. Ein angstvoller Drang

beherrschte sie, dieser drohenden Gefahr zu entrinnen, von Hohenkamp fortzukommen, schuf wohl mit daran, daß ihre Neigung sich mir zuwandte, an mich anklammerte. Doch wie das zu ermöglichen sei, wußten wir nicht. Ich wußte es so wenig, wie sie; mein einziger Gedanke ward's, ich sann Tag und Nacht darüber nach, aber zur That fehlte mir der Sturm im Blut.

Was sie damals für sich fürchtete, ist jetzt der Tochter ihres Bruders geschehen, die ihre Eltern um einen noch höheren Gewinn verkauft oder zu verkaufen sich bemüht haben. Wie es ihnen gelungen ist, entzieht sich meiner Kenntniß; darüber, daß der höchste Preis nicht zu erlangen sei, konnte ihre Weltklugheit sich nicht verblenden, doch ihrem Trachten genügte ein niedriger. Das hätte Gerwig Ratlow nicht gethan, eher seine Tochter getödtet, als durch sie seinen Namen mit Schimpf belastet; er achtete sich einem König gleich. Freilich anders als Elfrede verhielt sich die Tochter ihres Bruders zum Vorhaben ihrer Eltern, handelte im Einverständniß mit ihnen. Ob sie selbst thöricht genug gewesen ist, an die Krone zu glauben, oder sich auch an dem niedrigen Preise genügen ließ, kann ich nicht beurtheilen. Dazu kenne ich die heutige Ausbrut des Eiderholms nicht genug.

Um jene Zeit, am Ausgang des Sommers, kam Gustav Norweg für Wochen zu mir zum Besuch. Ich erwartete ihn mit Ungeduld; er war der Vertraute meines Lebens und der Einzige, dem ich unsere Liebe, ihre Rathlosigkeit anvertrauen konnte. Von seinem klugen Sinn erhofften wir Beistand, er begleitete mich bei meinen Zu-

sammenkünften mit Elfrede, und zudritt beriethen wir, was sich thun lasse.

Vor Jahren nahm ich Dich mit mir auf eine Fahrt nach Hohenkamp, Gebert Norweg, und in dem Ebereschen-Redder davor trieben Feldsperlinge ihr Wesen im Gezweig. Dazwischen leuchtete etwas roth Flammendes aus dem Blattwerk hervor, das prachtvolle Brustgefieder eines andersartigen Vogels im Hochzeitskleid. Du fragtest, was für einer es sei, den Du noch niemals gesehen, der Dir unter den simpelfarbigen Lüningen auffiel, und ich belehrte Dich: Ein Rothfink. Ich glaube, daß ich hinzusetzte, es müßten blöde Augen sein, denen er nicht besser gefalle, als die gemeinen Spatzen.

Lange vor dem Tag schon hatte ich einen Vergleich zwischen den beiden Vogelarten angestellt, mir gesagt, Dein Vater Gustav Norweg war ein Rothfink und ich ein schmuckloser Feldsperling neben ihm. Was wir unter den Federn trugen, will ich nicht gegeneinander wägen. Mit Selbstüberschätzung hat die Natur mich nicht irregeführt; auch die Stimme eines Rothfinks lautet besser als die des Sperlings. Wäre Gustav Norweg nichts anderes als ein prächtig gefiederter Vogel gewesen, so hätte mich kein Stolzgefühl bei dem Gedanken erfüllt, daß er mein Freund sei.

Ich war damals sehr unerfahren und sehr thöricht, wußte nicht, daß man sich nicht vermessen gegen die Natur auflehnen dürfe, weil man dabei immer den Kürzeren ziehe. Und ich wußte nicht, daß Mädchen von der Natur nicht blöde Augen bekommen, sondern äußerst sehkräftige, mit ihnen zu unterscheiden, sich durch sie ein-

gehn zu lassen, welches Gefieder das schönere sei. Das ist eine ästhetische Mitgift des weiblichen Geschlechtes. Sie wägt mit Auge und Ohr, nicht mit innerer Erkenntniß. Auch nicht mit Besonnenheit.

Ich kann nichts niederschreiben, was ich nicht weiß, wovon meine Augen und Ohren nichts aufgefaßt haben. Eines Morgens war Gustav Norweg aus meinem Hause verschwunden und Elfrede Ratlow aus dem Schloß Hohenkamp. Sie hinterließ mir kurze Schriftworte, ich möge ihr verzeihen, es sei eine Täuschung gewesen, daß sie geglaubt habe, mich zu lieben. Ein Anderer hatte gethan, woran nur zu denken, ich nicht den Muth besessen hätte, denn mein Herz dachte nur für sie nicht für mich. Aber von Gustav Norweg war sie aus der Gefahr, die ihr vom Vater drohte, befreit worden. Er hatte den Sturm im Blut gehabt. Er hatte die Fähigkeit gehabt, ihn in ihrem mit zu erwecken, sie zu besinnungslosem Thun fortzureißen.

Sehr thöricht war ich noch, ein Narr. Von erstem blindem Trieb gefaßt, wollte ich Gustav Norweg todtschießen oder mich von ihm todtschießen lassen. Aber es ist weise eingerichtet, daß auch die Kugel des vortrefflichsten Schützen jemand nicht treffen kann, den seine Augen nicht sehen und den er nicht aufzufinden weiß. Und wenn Jahre ihm dies nicht möglich machen, so curirt die Zeit von der Fiebernarrheit. Ein Heilungsprozeß fängt an, wie heftig die Wunde auch noch fortbrennen mag. Dann bildet sich eine Narbe, und Gewöhnung lehrt, daß man sie lange noch nicht anrühren darf.

Ich war Arzt, dem noch ein andres Mittel zu Gebot stand, und eines Tages hielt ich's in der Hand. Aber es zu gebrauchen erschien mir als feige, eines Mannes unwürdig, es als ein Schutzmittel gegen ein Weib anzuwenden, gegen das Gedächtniß an sie.

Als die Narrheit mich noch im Bann hielt, habe ich mich gefragt, ob ich Elfrede erschießen würde, wenn sie plötzlich vor mir stände.

Nein, sie nicht; nur ihn. Sie hatte nach ihrer Frauennatur gehandelt, die ich nicht gekannt. Doch er gegen die Natur, die Pflicht und Treue der Freundschaft, die ich kannte, weil ich sie für ihn in mir getragen.

Heute würde ich an ihm vorübergehen, ohne den Blick nach ihm zu wenden. Die Zeit ist eine große Heilkünstlerin und hat seltsam wirkungsvolle Medicamente in ihrem Arzneischatz.

Was ich jetzt schreibe, erfuhr ich erst nach Jahren. Gerwig Ratlow hatte in namenlosem Wuthausbruch seine Tochter aus dem Hause verstoßen. Eine ebenbürtige Heirath der Entflohenen war unmöglich geworden; ihm wäre nichts übrig geblieben, als seine Zustimmung zur Ehe mit dem bürgerlichen Entführer zu geben, das fiel seiner Natur nicht möglich. Er verbot, ihren Namen jemals im Schloß wieder zu nennen, und enterbte sie, als seiner Familie nicht mehr angehörig. Dazu war er rechtsgültig nicht befugt, hätte für eine gesetzmäßige Bekräftigung seines Willkürverfahrens des Nachweises bedurft, daß seine Tochter durch eine außereheliche Gemeinschaft mit einem Manne seinen Stand und Namen vor der Welt mit einer Schande belaste. Doch das war für

Gerwig Ratlow von vornherein erwiesen, nahm sein maßloser Zorn als selbstverständlich, keiner Auskundung bedürfend an. Vielleicht wollte er davon überzeugt sein, obwohl sein gewaltthätiger Sinn sich sonst nicht nach solchem Unterstützungsmittel umsah. Er ist in dem Glauben gestorben und die heutigen Schloßbewohner leben in dem Glauben. Es mag sein, ist wahrscheinlich, daß die Baronesse Gerda aus Gesprächen ihrer Eltern entnommen hat, wer Du bist, Dich in dumm-stolzem Hochmuth als einen Schimpf der Familie betrachtete, dem ihre rechtmäßige adlige Geburt durch Spott und Gelächter Mißachtung bezeugen müsse. Was aus einem Brennesselsamen aufwächst, kennzeichnet sich beim frühesten Blattansatz.

Elfrede Ratlow hat von ihrer Verstoßung und Enterbung erst Kunde erhalten, als sie schon Deine Mutter geworden. Sie fürchtete nur eines, daß ihr Vater sie ausfindig machen, vermöge seiner väterlichen Gewalt von Gustav Norweg trennen und durch Zwang nach Hohenkamp zurückbringen könne. Darum suchten die beiden in einem verborgensten Winkel Zuflucht; zwischen den kleinen dänischen Inseln und unserm Lande bestand damals keinerlei Verbindung, wie auch jetzt noch kaum. Man hätte wohl auf Langeland am letzten nach ihnen geforscht, wenn Gerwig Ratlow dies im Sinn getragen; sie wohnten auch nicht in dem Städtchen Rudkjöbing, sondern in einem stundenweit davon entlegenen einsamen Stranddorf der Insel. Liebe ist genügsam, und Deine Mutter muß damals Gustav Norweg geliebt haben, anders als mich. Daß sie von ihrem Vater nichts als das Schlimmste zu erwarten habe, wußte sie und ver-

langte nach nichts weiterem, als nicht wieder in seine Macht zu gerathen. Gustav Norweg besaß einiges Vermögen, und sie hatte bei der Flucht werthvolle Schmucksachen mitgenommen, die ihr als Erbtheil aus der Hinterlassenschaft einer unverheiratheten Schwester ihrer Mutter schon in der Kindheit zugefallen waren. So lebten sie vorderhand ohne Bedrängniß.

Ich habe ebensowenig als ihr Vater etwas von ihrem dortigen Aufenthalt erfahren; wenn ich an sie dachte, nahm ich wohl das gleiche an, wie er. An sich ist es höchst gleichgültig, ob zwei Menschen, die sich angehören wollen, eine Sanction dazu besitzen; sie sichert kein Glück, wie die Leidenschaft keine Liebe verbürgt. Die rechtliche Gültigkeit solcher Vereinigung hat keinen inneren Werth, kann nur zu einem äußeren dienen. Doch häufig auch zu dem nicht.

Ungefähr nach fünf Jahren erhielt ich aus einem kleinen, vier Stunden von hier liegenden Dorfe, bis zu dem meine Praxis nicht reicht, einen Brief von der Hand Deiner Mutter. Sie war von Langeland dorthin gekommen, lebte mit Dir in einer Stube eines ärmlichen Bauernhauses. Weiter reichten ihre Unterhaltsmittel nicht; niemand kannte sie, wußte von ihrer Abkunft.

Gustav Norweg hatte sie verlassen, ein Warum gab ihr Schreiben nicht an. Dessen bedurfte es auch nicht, ich verstand's ohne Erläuterung. Der Sturm in seinem Blut war verbraust und der ruhige Herzschlag hielt ihn nicht an sie gefesselt. Seine Liebe war treulos, wie seine Freundschaft; ihn konnten heftige, auch edle Antriebe erfassen, doch sie besaßen keine Kraft zur Andauer.

Es giebt Viele seiner Art, die durch Unkenntniß ihrer eignen Natur sich selbst nicht weniger als Anderen Unheil bereiten. Er war reich veranlagt, aber unstät; jeder Besitz zerrann in seiner Hand, erfüllte ihn nicht mit Befriedigung, sondern mit Ueberdruß. Unfähigkeit, einem neu in ihm aufsteigenden Verlangen Widerstand zu leisten, vernichtete den besseren Kern seines Wesens, ohne den Elfrede seiner Werbung nicht unterlegen wäre. So erkenne ich ihn jetzt deutlich und halte mir heute ruhig, ohne Haß, der Wirklichkeit getreu sein Bild vor; erst eine Errungenschaft meiner letzten Jahre ist's. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht, habe nie wieder von ihm gehört. Ich vermuthe, daß er nicht mehr lebt, seines nie befriedigten Daseins satt, an sich selbst, vielleicht mit bittrer Reue und Widerwillen vor sich selbst, durch eigne Hand zu Grunde gegangen ist.

Ohne Abschied hatte er Deine Mutter heimlich in hülfloser Lage verlassen. Sie besaß niemand auf der Welt zum Beistand; bei dem Gedanken an ihr Vaterhaus durchgrauste sie nur Schreck und Angst, denn sie hatte selbst ihr Schicksal verschuldet und gewollt. Ihre einzige Habe bestand in dem Juwelenschmuck, den sie nicht zu veräußern wußte. So war sie genöthigt, in allerdürftigsten Umständen mit Dir auf Langeland zu verbleiben, fast noch ein Jahr lang; aus ungenügender Ernährung erwuchs muthmaßlich der Keim auf zur Zerstörung ihrer körperlichen Widerstandsfähigkeit. Als ein glücklicher Zufall ihr ermöglichte, durch einen nach Rudkjöbing gekommenen Händler die Perlen und Diamanten in Geld umgesetzt zu erhalten, war's zu spät. Sie trug das Ge-

fühl langsamen Hinschwindens an einer nicht heilbaren Krankheit in sich, und es veranlaßte ihr letztes Thun, die Rückkehr hierher in das Dorf.

Das stand in dem an mich gerichteten Brief. Sie wußte, empfand, ich sei der Mensch, der sie am bittersten hassen müsse, und doch war ich zugleich der Einzige, der ihr zu einem Beistand geblieben. Nicht für sie selbst, doch für ihr Kind; deshalb war sie in meine Nähe zurückgekommen, und dem Sterben nah, erst schrieb sie an mich. Sie wollte nicht, daß ich sie noch lebend finden solle, und ich habe sie nur noch als Todte gesehen.

Der Brief gehört nicht Dir, Gebert Norweg, sondern mir. Es geht Dich nicht an, was die Schrift Deiner Mutter mir zuletzt noch gesprochen hat.

Was sie für Dich von mir erhoffte, war, daß ich ihre Hinterlassenschaft, den Ertrag des Verkaufs der Juwelen unter meine Obhut nehmen werde, Dich davon erziehen und wenn möglich zu einem Universitätsstudium vorschreiten zu lassen. Eine Todte war's, deren letzte Gedanken diese Zumuthung für ihren und Gustav Norwegs Sohn an mich gerichtet hatten.

Unter dem geringen Nachlaß fand ich ihr Jugendbildniß, das in dem Sommer gemalt worden, als sie heimlich meine Braut gewesen. Das gehörte Dir und ich habe es Dir bei Deinem Weggang ausgehändigt.

Noch etwas Anderes fand ich zu meiner Ueberraschung, das hier in dem Umschlag beigelegte Document. Ob Du sein Vorhandensein Deinem Vater oder Deiner Mutter verdankst, weiß ich nicht zu sagen. Ich vermuthe, daß es keinem Antrieb von ihm entsprungen ist,

doch daß er sich einem solchen in ihr hat fügen müssen, um das Ziel seines stürmischen Dranges zu erreichen. So weit kannte er sich; für sein Leben ward er nicht dadurch gebunden.

Die Urkunde gehörte auch Dir, doch ich habe sie Dir nicht ausgehändigt, hob sie auf, bis Du mündig geworden.

Das nennt nicht den Grund meines Unterlassens. Du hättest sie auch jetzt nicht von mir bekommen, wenn Du als Mündiger noch so daständest, wie vordem, und wenn ich noch der Nämliche wäre, der ich gewesen. Wir haben uns beide verwandelt, Gebert Norweg. Wie viel ich an Dir dazu gethan, vermag ich nicht zu bemessen. Daß Du mich verwandelt hast, bezeugt diese Niederschrift.

Ich willfahrte dem Ansinnen Deiner Mutter nicht aus Mitgefühl mit Dir, sondern aus Haß. Die Todten kann man nicht mehr hassen, aber Du lebtest als ihr Erbe. Und Dein Anblick erhielt mir die Zerstörung meines Lebensglückes, meines Glaubens an Liebe und Freundschaft ungeschwächt vor den Augen und im Herzen fort.

Ich habe mich daran geweidet, daß Du als ein verkümmertes Knabengeschöpf aufwuchst, nicht durch mein Zuthun, aus Dir selbst. Ich trug keine Schuld dran, erfüllte die Pflicht, die ich auf mich genommen, für Deine leibliche Bedürftigkeit, aber nicht für Dein geistiges Werden. Als eine rächende Vergeltung an Deinen Eltern erschien mir Dein stumpfsinniges Hinleben, Deine Freudlosigkeit und als gerechte Strafe für Dich. Ich that nichts dagegen, denn mein Haß fand seine Befriedigung daran, und ihn zu nähren, hatte Deine Mutter Dich mir hinterlassen. Du warst das Vermächtniß, dessen er bedurft

hatte; wenn Dich eine Kinderkrankheit befiel, bangte mir davor, es zu verlieren, und mein Haß saß als fürsorglichster Arzt an Deinem Bett.

Ich weiß nicht, Gebert Norweg, ob aller Menschenhaß nur eine Tarnkappe des Herzens, eine Schutzwaffe gegen die Angriffsgewalt unvertilgbarer und unbezwinglicher Liebe ist. Der meinige ist es gewesen.

Wann sie diesen Kampf im Geheimen begonnen hat, vermag ich nicht zu sagen, wohl schon damals, als ich die Bitte Deiner sterbenden Mutter nicht von mir abwies, Dich aus dem Dorf mit hierher nahm, um meinen Haß durch Deinen Anblick zu nähren. Eine fremde Welt umgiebt uns mit ungelösten Räthseln, doch das unbekannteste Land liegt im Inneren des Menschen selbst. Dort haben wir, Du und ich, wir beide ohne es zu wissen, gegeneinander gerungen, viele Jahre lang. Die Liebe war behutsam, sie hielt sich immer vor ihrem Gegner unter der Tarnkappe verborgen. Er konnte sie nicht packen, nicht mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft zerdrücken, weil er sie nicht sah.

Zum erstenmal, glaube ich, wagte sie sich zu offenem Kampf an dem Tage hervor, als die alte Witwe Schlerbaum plötzlich vom Schlage weggerafft dalag. Sie nutzte den günstigen Augenblick, trieb mich auf, Dich nicht in Pastor Cordemanns Hand zu geben; gegen ihn meinte ich mich zu kehren, doch that's unbewußt für Dich. Ich meinte, es ergötze mich nur, ihm die Hohlheit seiner Fürsorge für Dich vorzuhalten; denn obwohl meine Absicht, Dich zu der anderen, jungen Witwe ins Haus zu bringen, seinen geistlichen Vorstellungen ein Schreckbild ausmalte,

ließ er's doch ohne Einwand geschehen, als ich ihm verdeutlichte, er werde sonst Mühe und vielleicht Kosten aufwenden müssen. Doch nicht, mich zu ergötzen, sprach ich's, sondern die Liebe wollte, daß ich es für Dich thun solle. Sie gab mir in der Stunde ein, Dich dort unterzubringen, weil Dir fehle, was meiner Jugend zum Unheil meines Lebens gefehlt. Die Kenntnißnahme von Deiner neuen Kostgeberin ließ mir nicht Zweifel, wirkliche Gefahr, wie die Vorstellung Pastor Cordemanns sie sich gestaltete, drohe Dir von ihr nicht, doch einen belebenden Sturm im Blut werde sie Dir wachrufen.

Ohne den Aufenthalt in ihrem Hause, glaube ich, wärest Du heute nicht, was Du geworden bist. Sie war die Lehrerin, die Dir noth that. Non scholae sed vitae diseimus.

Mein Lehrer aber warst Du, Gebert Norweg. Wohl habe ich fortgefahren, mich Dir zu widersetzen, doch über meinen Willen und meine Kraft heraufwachsend, wurdest Du stärker als sie. Mein Kopf und meine Zunge führten den Kampf gegen Dich weiter, aber mein Herz zuckte dabei. Denn in ihm begann die Erkenntniß aufzudämmern, Du seiest nicht der Erbe des Hasses, sondern der Liebe. Der Liebe, die sich täuscht und zu hassen glaubt.

Es giebt auf der Welt keinen Werth und kein Glück als sie. Seitdem Du von hier fortgegangen, habe ich's von Dir gelernt.

Doch nur die Liebe trägt ihren höchsten Namen mit Recht, die sich mächtiger erweist, als die Selbstsucht, gegen diese sich behauptet. Die mit ihr ringt, ihr unterliegt,

aber sich nicht ertödten läßt, immer wieder aufgerichtet dasteht, bis sie ihr Siegesziel erreicht.

In mir ist sie während Deiner Abwesenheit dahingekommen. Du hast an ihrer Seite gekämpft, bereit, in selbstsuchtloser Hingabe der Liebe für Dein Vaterland Dein Leben zum Opfer zu bringen, thust es noch. Eine verlorene Sache ist's, von der ich Dich abzuwenden gesucht; aber ich bin stolz auf Dich geworden, daß Du meiner Warnung nicht Gehör gegeben hast. Und mein Leben besitzt nun einen Inhalt mehr, die Sehnsucht nach der Wiederkehr des Sohnes Elfrede Norwegs, des Erben meiner Liebe zu ihr.

Im letzten Monat bin ich schwer erkrankt gewesen, glaubte, daß ich ins unbekannte Land davongehen würde, ohne Dich vorher wiederzusehen. Wär' es so geschehn, hättest Du niemals erfahren, was in mir wider Dich gewesen und für Dich geworden; darum trieb's mich, sobald ich's vermochte, auf diesen Blättern Dir eine Kunde davon zu hinterlassen. Ich bin sehr schwach noch und habe eine Woche zu dieser kurzen Niederschrift gebraucht.

Die Trauungsurkunde Deiner Mutter lege ich Dir bei; nach der Angabe findet sich ihre nochmalige Beglaubigung im Kirchenbuch zu Rudkjöbing. Als ich sie auffand, verblendete mich der Haß, stachelte die Versuchung in mir an, sie zu vernichten, daß ich ihr kaum widerstand. Jetzt hast Du Dich Deines Besitzthums würdig erzeigt und in mir Dir ein Recht darauf erworben. Du bist mündig geworden und ersiehst aus dem Blatt, daß Dir gesetzlich als dem Erben Deiner Mutter das halbe Eigenthumsrecht an das Gut Hohenkamp zukommt;

zu meinem Erben habe ich Dich gleichfalls testamentarisch eingesetzt. So ist vollkommen für Deine Lebenszukunft gesorgt; Deiner Cousine und Kindheitsfeindin Gerda Ratlow aber wird Spott und Lachen vergehen, wenn ihr zu Gehör kommt, daß sie die Hälfte des ausgefütterten Nestes auf dem Eiderholm mit Dir theilen muß. Ob ihr Aeußeres auch einiges von Aehnlichkeit mit Deiner Mutter, mehr als mit ihrer eignen an sich trägt, ist sie doch im Innern ein Spiegelbild der Habgier ihres Hauses. So wird Dein Anspruch auf ihr Erbtheil ein Blitzschlag aus heitrer Luft für sie sein, denn es scheint, daß ihr und ihrer Eltern gemeinsamer Netzauswurf am Sund den herrlichen Schatz nicht heraufgefischt hat. Vielleicht sind die Sommersprossen ihrer Mutter doch auch bei ihr zum Vorschein gekommen, so daß es der Lehnsgräfin Danner möglich gefallen, ihr die Partie abzugewinnen. Das wäre allerdings eine beklagenswerth ihr übermachte mütterliche Erbschaft. Ich habe sie seit drittehalb Jahren nicht mehr mit Augen gesehn und kann deshalb über die Stichhaltigkeit meiner Hypothese nicht Auskunft geben.

Lebe wohl, Gebert! Ich hoffe, daß diese Niederschrift nicht nöthig gewesen sein möge, daß noch lebend zu Dir sprechen und Dich in die Arme schließen wird

Dein —

mir fehlt ein Wort für mein Verhältniß zu Dir — es unterschreibt dies

ein Einsamer, dem Deine Mutter Dich hinterlassen hat, und der nichts besitzt als Dich."

Ohne innezuhalten hatte Gebert Norweg die drei sichtlich mühsam von Wichart Libertus' Hand beschriebenen Bogenblätter überlesen, nun sah er auf und in die leicht flackernde Lichtkerze. Ihn hatte alles Zeitgefühl verlassen, eine Empfindung an die Stelle gesetzt, als ob sich sein Leben von frühester Kindheit ihm nochmals wiederholt gehabt. Daneben tauchte jetzt aus seinem Gedächtniß hervor, daß er hier in dieser Stube schon einmal so gesessen und auf den rothglühenden Lichtdocht hingeblickt habe. Damals war er aus verworrenem Traumschlaf in die Höh' gefahren, einem Nachtwandelnden gleich nach der Studirstube des Herrn Justizraths hinübergegangen, wo er diesen noch bei der Lampe vor dem Schreibtisch sitzend getroffen. Und von einem plötzlichen unbegriffenen Aufsturm aus seinem Innern willenlos überwältigt, war er vor ihm auf die Kniee gefallen und hatte mit dem Ruf: „Mich hat kein Mensch auf der Welt lieb — haben Sie mich doch lieb!“ seine Stirn gegen die Kniee des Arztes gedrückt.

Da erneuerte sich auch dies Erinnerungsbild in Wirklichkeit vor seinen Augen, denn abermals in halber Bewußtlosigkeit hatte er dasselbe gethan, stand wieder in der Stube des Herrn Justizraths da. Der saß ebenso vor dem Schreibtisch, als ob er sich seit jenem Abend nicht geregt habe, und sah beim Lampenschein auf das kleine, von zuvor im Zimmer verbliebene Porträt, dessen Brust und emporgehobene Hand von einer Kugel zerschmettert worden, doch das Antlitz mit dem goldigen Glanzschimmer des über die blüthenhelle Stirn nickenden Haares und den veilchenblau leuchtenden Augensternen blickte noch

unverletzt in seinem zauberischen Liebreiz an. So hatte Wichart Libertus auch damals gesessen, den Gegenstand seiner Betrachtung beim unerwarteten Aufgehen der Thür mit rascher Handbewegung unter einem Papierblatt verdeckend. Doch heute that er dies nicht, sah, den grauen Kopf umwendend, mit einem Augenausdruck, darin sich schwermüthiges Gedenken und ein Glanz lebenswarmer Liebe seltsam vermischten, dem Hereingetretenen ins Gesicht und sagte: „Ja Du, Gebert —." Es klang daraus, daß er auf ihn gewartet habe; nur einen Athemzug lang aber blieb die Gestalt Gebert Norwegs vor ihm aufrecht, dann sank sie wiederum zu Boden und drückte wortunmächtig schweigend die Stirn gegen die Kniee des Herrn Justizraths. Und auch der legte seine Hände, zwischen denen er das kleine Bild noch hielt, nur stumm auf den Scheitel des Knieenden, saß so eine Zeitlang, eh' ihm vom Munde kam: „Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen, Gebert, und danke Dir, daß Du sie mir mit Dir zurückgebracht hast. Und ich habe eben verstanden, weshalb Dein Vater heimlich in der Nacht zu Dir gekommen, er mußte sie auch noch einmal sehen."

Wohl eine Stunde war vergangen, als Wichart Libertus sagte: „Morgen ist ein neuer Tag, Gebert, für den heutigen haben wir beide genug gethan." Den noch halbschwankend Gehenden am Arm fassend, führte er ihn in die Gaststube zurück, brachte Gebert Norweg einem Kinde gleich zu Bett, beugte sich noch einmal über ihn und sprach, seine Stirn küssend: „Gute Nacht, Kind Deiner beiden Eltern."

Danach ging er wieder in sein Zimmer, um die Lampe

zu nehmen, doch fand er dies nicht leer, denn Stine Berens stand darin, beim Heranklingen seines Fußtritts eifrig mit einer Ordnungsherrichtung beschäftigt. Sie hatte den ganzen Abend hindurch immer gleich erfolglos mit Ohren und Augen nach einer Erhellung ihres berechtigten Wissensdranges getrachtet, die Hinüberführung des Fremden in die Gaststube am Arm des Arztes beobachtet und brachte jetzt etwas stotternd zur Erklärung ihrer Anwesenheit hervor: „Ich dachte bloß, der Herr Stizrath wäre schon zu Bett gegangen — und hätte vielleicht vergessen, die Lampe auszulöschen."

„Nein, ich habe nichts vergessen — aber ausgelöscht — ja — das ist das richtige Wort. Es ist ein Sohn zum erstenmal ins Haus gekommen; sorge Sie gut dafür, ihm alles drin so herzurichten, daß er sich im Vaterhause fühlt."

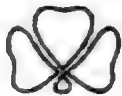
Das antwortete Wichart Libertus freundlich, doch lag dabei etwas von einem fremdartig feierlichen Anklang in seiner Stimme; danach die Lampe fassend, ging er in sein Zimmer und ließ, offenbar völlig gedankenabwesend, die treue Wirthschafterin in lichtlosem Dunkel zurück. Einen Augenblick stand sie, wie vollständig an Leib und Seele gelähmt, stürzte dann jedoch blindlings über die finstre Treppe hinunter in die Dienstbotenstube, wo Johann Troll mit halb heruntergenickten Lidern noch bei dem glösenden Talglicht aufsaß. Hier fiel Stine, körperlich und geistig erschöpft, auf einen Stuhl nieder und vermochte nur vom Mund zu ringen: „Um Gottswilln — um Gottswilln — de Herr Stizrath hett en Söhn

— un en Fru hett he sin Lewdag nich hatt — un he is Vadder vun en Söhn — wa kann dat angahn?"

Johann schob die Augendeckel ein bischen höher auf und erwiderte: „Jo, dat weet ick nich, ick heff noch keen Kinners to Welt bröcht. Awers Du büst jo in alle Saken tohus un weest vun veelens Bescheed, wavun ick nix kenn, dat ick meen, wenn Du Din Kopp inne Weech leggst, kannst Du Di doch vellich vörstellig maken, wadennig dat togahn kann."

„Weest Du, wat Du büst?" fuhr Stine heraus. „Du büst en olen Swinegel!"

„Jo, denn will ick mi ok tosamknülln und slapen, denn dat sleit all ölm", antwortete Johann, diesmal nicht grinend, sondern gähnend, und da er es war, der damit aus der Thür ging, schlug sie nicht mit einem Knall hinter ihm zu, sondern schloß sich äußerst sachtmüthig und ließ Stine allein in einem Zustande von Gehirnumnachtung, zu der unstreitig die hülflose Vernageltheit von Johann Trolls Begriffsvermögen sich wie ein unablässiges Wetterleuchten von Geistesblitzen verhielt.



XIII.

Tiefe Erschütterung des Gemüths hatte Gebert Norweg auch in einen tiefen, ihn bis zum hellen Morgen reglos gefesselt haltenden Schlaf fallen lassen. Als er aufwachte, warf die Sonne Goldstrahlen durch seine Stube, und eine verwandelte Welt umgab ihn. Er brauchte sich nicht darauf zu besinnen, sie lag hell wie das Sonnenlicht in seinem Innern, deutlich überall offenbar, nichts unter Schatten und Schleiern noch ungewiß verbergend. Er wußte alles, sein Gefühl ergänzte ihm, was nicht in der Niederschrift gestanden, was ihr Schreiber nicht sprechend nachher noch zu ihrer Erklärung hinzugefügt. Zum erstenmal stand er erklärt vor sich selbst da, begriff sein eignes Wesen und Gewordensein. Und alles faßte sich in dem Gefühl zusammen, er sei in einer Heimath, die ihm von unauslöschlicher Liebe für seine Mutter bereitet worden.

Trotz der vollen Klarheit dieser Erkenntniß war's doch einem Traum gleich. Und dennoch — als widersinnig empfand er's, aber es überkam ihn. Das doppelte Leben hatte sich ihm zu nur einem verbunden, zur Erfüllung der

Sehnsucht, die er unbekannt und namenlos dunklen Dranges in sich getragen; wunderbar von Licht und Wärme überflossen, lag sein wirkliches Leben da. Und dennoch war das andere, das er im Krankenhaus Tage und Nächte hindurch geführt, in dem er mit inneren aufgeschlossenen Sinnen Wunderbares geahnt und empfunden, nicht weggeschwunden. Eine traumhafte Heimath war's gewesen, doch eine andere, als diese, die sich ihm hier aufgethan.

Nur Fieberwahn hatte sie erzeugt, und sie lag außer dem Bereich des Denkens, ein wesenloses Gebilde, von der klaren, schönen Wirklichkeit aufgelöst. Aus bitterer Armuth des Gemüths war er jählings zum Reichthum gelangt, und Dankbarkeit drängte ihn eilig nach dem Ankleiden zur Stube dessen hinüber, von dem er alles empfangen. Doch wußte er beim Eintritt nicht, wie er den jetzt benennen solle, der für ihn von erster Kindheit auf bei der Anrede wie beim Denken niemals anderes als ‚der Herr Justizrath' gewesen, und er sprach aus, daß er's nicht wisse. Wichart Libertus blickte ihn an und antwortete: „Du hattest keinen Vater; er ist für Dich gestorben, aber hat nicht für Dich gelebt. Ich lebe und habe seit gestern ein neues freudiges Leben begonnen. Wenn's Dein Herz Dir sagt, Hauptmann Norweg, gieb mir einen Namen, von dem es meint, daß ich seiner werth bin."

Einen Augenblick stand Gebert wortlos, dann ergriff er mit aufgewachtem Verständniß hastig beide Hände des Herrn Justizraths und sagte: „Mein Vater."

Alles an dem Arzt bewährte, daß ein neues Leben

für ihn begonnen habe. Die Leute auf der Straße sahen ihm nach und meinten: „Das Haar des Herrn Justizraths ist nach seiner Krankheit grauer, aber er selbst ist wie jünger geworden." — „Na, dat is keen Wunner, he hett sick natürli uppe Kunst verstahn, sick sülbn to kureern." — Alle kamen überein, man könne jetzt freier zu ihm von der Leber weg sprechen und brauche sich nicht mehr so vor seiner Zunge in Acht zu nehmen, wenn mal etwas nicht ganz richtig Bedachtes mit unterlaufen sollte. Was niemand je gesehen, noch sich vorzustellen vermocht hatte, ward von Augen- und Ohrenzeugen als unzweifelhaft beglaubigt: der Herr Justizrath konnte lachen. Hie und da wurde gefragt, wer denn der junge, vornehm aussehende Herr sei, der neuerdings öfter auf Praxisfahrten über Land neben ihm im Wagen sitze, doch wußte darauf keiner eine Antwort. Stine Berens freilich hatte es am nächsten Tage aus dem Munde des Arztes erfahren, machte indeß keinen Gebrauch davon; für die Stillung ihres eigenen Wissensdurstes scheute sie keinen Mühaufwand, zur Kenntnißbereicherung Anderer beizutragen, fühlte sie sich dagegen weder verpflichtet noch bemüßigt. Mit Ausnahme Johann Trolls, dessen blöde Augen aber unbegreiflicher Weise vor ihren scharfsichtigen in dem Fremden ‚den ut de Schol vun den Candidaten Harms' wiedererkannt hatte; ein blindes Huhn oder Hahn fand eben auch einmal ein Korn. Richtig eingehn wollte es Stine freilich noch nicht, daß aus dem ‚langen dwatschen Bengel' ein Herr Hauptmann von solchem Aussehen und solcher Haltung geworden sei. Es ging vieles unklug auf der Welt zu, was einem vernünftigen Menschen vor-

her nicht im Traum in den Sinn kommen konnte, und halb mit kopfschüttelnder Verwunderung, halb mit einer innerlichen Scheu sahen ihre Augen nach Gebert Norweg hin, wie so etwas möglich sei; das konnte einen beinah an seinem eignen Verstand irremachen. Aber heilsfroh war sie doch, daß der Herr Stixrath keinen wirklichen leiblichen Sohn gehabt, sondern nur so confus von ihm gesprochen hatte, als wenn er das wäre. Und sie wiederholte Johann Troll an jedem Tage mindestens einmal: „Ich sagte Ihm gleich, als Er damit kam, das könnte gar nicht angehn, denn der Herr Stixrath wäre niemals verheirathet gewesen und könnte ein Geschöpf mit Vernunft im Kopf sich von ihm auch gar nicht vorstellen; aber Er hat in Seinem Kopf keine Grütze und ist darum nicht imstande, etwas richtig zu begreifen." Dazu grinte dann Johann: „Jo, Din Mann hett Pött makt, Stine, un davun hest Du noch en Barg Lehm in'n Kopp; bi mi is allens weg as dör en Seeb, un denn stell ick de Saken up'n Kopp, as harrst Du nich begripen kunnt, up wat vör'n Maneer Minschen to Kinners kam könt. Dat mußt Du mi nich öwel nehm, ick kenn mi jo blot bi de Peer ut un kann bi Di ok nix anners mehr lehrn."

Das verhielt sich allerdings wohl so, dagegen konnte überraschender Weise Wichart Libertus noch etwas von seinem neuen jungen Sohne lernen, nämlich in Bezug auf die Werthlosigkeit und gleichgültige Betrachtung irdischer Güter. An einem Vormittag sagte er: „Ich denke, Gebert, heut' wollen wir die Sache mit Hohenkamp einmal in Angriff nehmen und ein Schreiben an Herrn von Ratlow abfassen, in welchem Du ihm Deinen gesetz-

lichen Erbanspruch ad oculos demonstrirst. Schade, daß ich nicht dabei bin, wenn diese Augen ihm urplötzlich aufgehn. Ich würde mir gern sein Gesicht und das der hochgnädigen Frau Baronin zusammt dem des lachsüchtigen Fräuleins Baronesse dabei anschauen. Die Wirkung einer Radicalkur zu beobachten, hat für einen Arzt immer Erfreuliches. Setz' Dich und nimm die Feder, oder wollen wir erst viribus unitis einen Entwurf zu Papier bringen? So hochgeborene Herrschaften sind an eine untadlige Stilisirung der an sie gerichteten Zuschriften gewöhnt, und wir helfen uns am besten, einer dem andern, zur liebenswürdigsten Formvollendung nach. Du darfst nicht vergessen, es ist Dein leiblicher Onkel, der sich nie um den Sohn seiner Schwester bekümmert hat. Oder doch — man muß sich immer streng an die Wahrheit halten — einmal, glaub' ich, damals als Du mit mir auf Hohenkamp warst und im Park die angenehme Begegnung mit Deiner Cousine hattest, da wollte er mir, glaub' ich, einen Ducaten für Dich in die Hand drücken, um mit zu Deiner geistigen Ausbildung beizutragen. Aber ich antwortete ihm, Du müßtest meines Erachtens nicht durch Almosen, sondern durch eignes Vermögen dazu kommen, und was ich damit gemeint, wird jetzt Deine Mittheilung ihm ergötzlich klar machen. Setz' Dich — wir wollen —“

Seine Hand rückte den Schreibtischsessel ab; auch seine Sprechart hatte sich verwandelt, eine heitere Spaßlust ließ sich in ihr aus, unter der freilich da und dort ironische Schärfe der Mißachtung hervorklang. Doch Gebert Norweg setzte sich nicht, sondern sagte stehen-

bleibend nach einem kurzen Schweigen: „Nein — ich brauche sie nicht —“

„Meine Beihülfe? Du meinst facit iracundia disertem.“

„Nein — ich meine die Erbschaft von meiner Mutter.“

Etwas zögernd hatte der Antwortende die Verneinung wiederholt, dann indeß rasch das nachfolgende hinzugesetzt. Wie an der Richtigkeit seines Gehörs zweifelnd, blickte Libertus ihn an und fragte: „Ich verstehe nicht — was heißt, daß Du sie nicht brauchst?“

Nun faßte Gebert nach der Hand des Arztes und versetzte: „Mein Vater, ich hatte es schon bedacht und war zu dem Entscheid gekommen. Du hast mich lieb, drum bitte ich Dich, suche ihn nicht zu ändern. Ein Mann muß auf sich selbst stehen — der Krieg hat's mich gelehrt — aus eigner Kraft für sein Weiterkommen sorgen, sonst bringt es ihm keine Befriedigung. So hast Du's gethan, auch Dein Vorbild lehrt's mich. Ich will nicht vom Vermögen Anderer — will Medicin studiren wie Du, um Dir zur Seite stehn zu können, wenn Dich danach verlangt, Dir mehr Ruhe zu gönnen. Du schriebst mir davon — und ich habe erkannt, fühle im Herzen jetzt, das ist meine Lebensaufgabe, der Zweck und die Dankespflicht meines Lebens.“

„So?“ Das einsilbige Wörtchen bildete zunächst die einzige Erwiderung des Arztes, und erst nach einer Pause fügte er hinterdrein: „Ja, wenn Du das als Deine Lebensaufgabe und den Zweck Deines Lebens erkannt hast, mein Sohn, da begreife ich allerdings, daß Du auf Dein Erbtheil Verzicht leistest. Aber Du hast mich er-

innert, daß es mit dem Ruhegönnen jetzt noch nicht so weit ist. Mir kommt eben erst ins Gedächtniß, ich habe heut' Morgen einen dringlichen Krankenbesuch zu machen und werde schon erwartet."

Er nahm schnell seinen Hut und Stock, verließ das Zimmer und ging durch die Lange Twiete davon, in der ihm ein paar Frauen nachsahen und ihre Eindrücke austauschten: „De Herr Justizrath mutt en leegen Fall hebbn, dat seeg man em an't Gesich an, dücht mi." — „Jo, dat schiin meist so, he seeg ut, as müß he nadenken, un dat brukt he sünst doch nich, weet jümmer bi'n vörsten Oogenglimp Bescheed, as dat mit Een steiht." Damit mochten beide Sprecherinnen wohl das Richtige treffen und der Fall in der That ein schwieriger sein, der dem Arzt in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen war. Er that nach der Rückkunft keine Aeußerung darüber, sondern sprach, seinem neu angenommenen Wesen gemäß, mit fröhlicher Lebhaftigkeit von anderen Gegenständen, doch ab und zu konnte er den Eindruck regen, daß seine Gedanken innerlich mit etwas beschäftigt seien, über das sie sich nicht klar zu werden vermöchten. Gebert bemerkte davon freilich nichts; ihm lag daran, daß Libertus nicht auf das vormittägige Gespräch zurückkomme, und er befliß sich, ebenfalls mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit andere Dinge in Rede zu bringen. Denn nachdem die ersten Tage vergangen waren, neigte er sonst meistens zur Schweigsamkeit; Liebe und Dank für seinen väterlichen Wohlthäter gab sich stets aus ihm kund, aber er trachtete täglich danach, manche Stunden für sich allein zu sein, schritt deshalb weit durch Felder und Wald auf den

alten Wegen umher, die er einst hier gegangen. Fast unvordenklich erschien's ihm und er selbst sich als Einer, der nur davon geträumt habe. Besonders, wie er einmal bis an den Seestrand seitab vom Hohenkamper Park hingelangte und die Wellen leise rauschend vor seine Füße heranrollten. Da schlug ihm ein seltsamer Ton an's Ohr, kein wirklicher, nur aus einer Gedächtnißkammer in seinem Innern aufgeweckt. Aber deutlich hörte er, daß an dieser Stelle einmal jemand närrisch mit lauter Stimme gegen Wind und Wasser Schiller'sche Verse hinausdeclamirt habe. Am Ufer langsam vorbeiziehende Möven stießen Rufe aus, und ihm klang's, als lachten sie noch heute spöttisch über den langaufgeschossenen kindischen Jungen. Das Rauschen der Wellen und das Rufen der Möwen nahmen Erschreckendes an, wie etwas Geisterhaftes kam es über die blaue See aus ihnen daher; er begab sich schnell wieder auf den Heimweg, wandte an einem Buschrand unwillkürlich noch einmal zurückblickend den Kopf um und ging danach hastig weiter. Nun unter dem Gezweig hoher Bäume durch, von denen gelbe Blätter und mit knatterndem Laut Wallnüsse um ihn herabfielen. Etwas seitwärts sammelte jemand gebückt mit Pantoffeln an bloßen Füßen die Nüsse vom Boden auf, und Gebert kam's aus dem Anblick, der Mann heiße Timm Ladengast und sei auf neuen Schnapsvorrath für den Grafen von Wagrien bedacht. Doch eine andere Erinnerung drängte sich ihm gleich darüber; hier hatte der Sturm den schweren Ast auf den Weg niedergeschmettert, und wenn er schon um ein paar Schritte weiter gewesen wäre, hätte er todt dagelegen. Dann ginge er

heute nicht mehr hier durch die herbstliche Welt. Seltsam war's, daß man so viel durchlebt haben konnte und eines solchen Vorgangs noch gedachte. Wie oft hatte der Tod seitdem die Hand nach ihm ausgestreckt und nur etwas Zufälliges ihn bis jetzt lebend forterhalten. Warum? Zu welchem Zweck des Lebens?

Ein schöner Tag am Ende der ersten Octoberwoche war's; als er nach Hause zurückgekehrt, empfing ihn dort die eben eingetroffene Nachricht, der zur Belagerung vor Friedrichstadt liegende Theil des schleswig-holsteinischen Heeres habe einen Sturm auf die Festung unternommen, doch einen völlig erfolglosen, mit ungeheurem Verlust an Todten und Verwundeten abgeschlagenen; die schwerste Niederlage während der ganzen Kriegszeit scheine es gewesen zu sein. Wichart Libertus fügte seiner Uebermittlung des Berichtes nur nach: „Das Satyrspiel zum Abschluß der Tragödie, noch blutiger als sie; unsere dramaturgischen Feldherren suchen sich an Kunst zu überbieten. Die Kugel meinte es gut mit Dir bei Idstedt, Gebert, sie wollte Dich nicht auf die Friedrichstädter Schlachtbank führen lassen. Dein Vater wäre Dir dort nicht mehr zur Seite gewesen, und vor den Festungskanonen hätte Dich auch das Bild Deiner Mutter nicht behüten können. Fridericia und Friedrichstadt; den Namen Friedrich hat das Fatum unserm Lande zum Verhängniß bestimmt. Tragoedia finita est. Das Weitere werden die großen Regisseure an der Weltbühne besorgen.“

Die Botschaft hatte nichts unerwartet und jäh Ueberraschendes gemeldet, doch das als unabwendbar herannahend Vorhergesehene noch mit einem ebenso sinnlos-

unnöthigen wie trauervollen Schlußvorgang verknüpft, und schwer legte sie sich dem jungen Hauptmann auf's Gemüth. Er hatte selbst in so mancher Schlacht gestanden, sah deutlich den Sturmlauf auf die Festungswälle von Friedrichstadt vor sich und die Reihen der zum Angriff Befohlenen von den feindlichen Geschützen zu Boden geschmettert. Unter ihnen viele, die er kannte, deren weiße Gesichter er todt hingestreckt wahrnahm; auch sein Jägercorps befand sich bei dem Belagerungsheer. Nutzlos und zwecklos waren sie vom Unverstand und Unfähigkeit der Befehlshaber noch hingeopfert, Klage und Trauer über zahllose Familien gebracht worden. Freilich das Leben war auch etwas Zweckloses, darin lag Tröstliches, ließ ihren Tod anders ansehen. Eigentlich hatten die Gefallenen es gut.

Ein Sonntag folgte auf den Abend, an dem die Nachricht mit der Post eingetroffen, und an seinem Morgen befand sich Gebert Norweg plötzlich in der Michaeliskirche, ohne zu wissen, wie und warum er in sie hineingerathen sei. Erinnerung war's wohl auch gewesen, die ihn hergeführt, daß er Pastor Cordemann sehen und hören wollte; der stieg völlig unverändert zur Kanzel hinauf und begann mit der sanft-wohltönenden Stimme seine Predigt. Doch von dieser faßte Gebert kaum etwas auf, er stand in einer dunklen Ecke wohl zu weit entfernt und bewegte sich mechanisch geräuschlos auf den Fußspitzen ein wenig vor. So gerieth ihm etwas ins Gesichtsfeld, was er bisher nicht wahrnehmen gekonnt, doch merkbar hielten sich viele Blicke der Kirchenbesucher darauf hingerichtet, als ob Ungewöhnliches, Beachtungswerthes dort

zu sehen sei. Nach der Empore waren die Augen verwandt, und nun gewahrten auch die seinigen den Stuhlsitz der Hohenkamper Gutsherrschaft mit den Gesichtern des Freiherrn und der Freifrau von Ratlow. Die ihnen zugekehrte Aufmerksamkeit schien darauf hinzudeuten, als ob sie an den letzten Sonntagen auf ihrem Platz gefehlt hätten; sie saßen, der Kanzelrede zuhörend, mit gleichmüthig-ruhiger Miene, in der genaue Beobachtung freilich ein bischen Erzwungenes herausfinden konnte, wie wenn sie und die heutige Anwesenheit der Beiden überhaupt einer gewissen demonstrativen Absicht entspringe. Gebert aber durchfuhr's bei ihrem Anblick mit einem Schreck, so daß er hastig wieder in den dunklen Winkel zurückwich. Warum, ging ihm erst nachträglich auf; die Leute waren's, denen er seinen Erbanspruch aufnöthigen gesollt, und ein Gefühl war über ihn gerathen, sie könnten aus seinem Gesicht lesen, er sei hierher zurückgekommen, sie zu berauben. Nur für die Dauer eines verhaltenen Athemzugs hatte sein Blick auf ihnen verweilt, nichts weiter gesehen, als daß sie sich allein in dem Stuhl befanden; nun erhob Pastor Cordemann mit gefalteten Händen seine Stimme zum Schlußgebet. In tiefer Bewegung dankte er dem ewigen Rathschluß der göttlichen Vorsehung, daß sie in den theuren Ländern Schleswig und Holstein aus der Bedräuung durch Unverstand und Verblendniß den Himmelssegen der Menschheit, die heilige Ordnung hindurchgerettet und wieder zur Aufhöhung gebracht habe. Aber er erhebe zugleich die Hände zu dem Lenker aller Welten, daß er in Seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit Gnade wolle ergehen lassen über den

Verirrten und Schuldigen am Frevel der Auflehnung wider die Gebote des ihnen von Seiner Fürsorge zu zeitlichem und ewigem Heile gesetzten irdischen Herrn, und daß Er die Sünden ihrer Verstocktheit wolle als ausgelöscht ansehen aus dem Schuldbuche durch die gerechte Strafe, mit der Er sie nunmehr warnend noch einmal, den Amaïekitern gleich, gezüchtigt und zu Boden geschlagen habe, mit Flammenzeichen deutend, wem von Ihm das Reich und die Macht und die Herrlichkeit anheimgegeben sei. „So erflehen meine schwachen Worte, o HErr, HErr, von Dir den reichsten Segen auf das Haupt Seiner Majestät, unseres Königs Friedrichs des Siebenten, des Erlauchten, Weisen und Gütigen, des Friedensfürsten, dessen Name unvergänglich eingeschrieben steht in unserer Ehrfurcht, Bewunderung und der Dankbarkeit unserer Herzen. Und ich erflehe Deinen Segen, o HErr, auf die hohe Frau, die er vor allen auf Erden würdig erkannt, sie zur Ehegenossin seines Lebens zu erwählen und uns zur erhabenen, innig geliebten Landesmutter zu verleihen. Es gewähre Deine Gnade o HErr, daß wir sie bald an der Seite ihres erlauchten Gemahls in diesem Lande von Angesicht erblicken dürfen, um uns ihrer mütterlichen Zuneigung nicht unwerth erweisen und die Sehnsucht unseres liebebeseelten Verlangens nach ihrem Anblick bezeugen zu können. Amen. Amen."

Da stand Gebert Norweg wieder außen auf dem Platz zwischen den herausdrängenden Kirchenbesuchern. Er hörte von einigen nah an ihm Vorüberkommenden sagen: „Jo, nu geiht dat wul mit den Krieg to Enn, dat

kunn een ut de Vörbitt vun den Herrn Pastoren herutbören un is jo ok nödig, sünst warrd allens blot noch jümmer dürer." — „Die Tochter von der Hohenkamper Herrschaft war richtig nicht mit, da soll's in letzter Zeit etwas gegeben haben, aber sie sind heute wieder in die Kirche gefahren, um nichts merken zu lassen, als wäre alles in Ordnung. Der Frau Baronin konnt' man's übrigens an den Augen sehn, daß sie nicht sehr für die Gräfin Danner mitbetete. Um ein gutes Stück älter als noch im Sommer, dünkt mich, sieht sie auch aus."

Gebert blieb noch am Rande des sich leerenden Kirchplatzes stehn, er wußte nicht, wozu, sah gedankenlos nach den heran- und davonrollenden Wagen der adligen Gutsbesitzer hinüber. Auch der Hohenkamp'sche kam, und zufällig richtete sich sein Blick auf ihn, so daß er Herrn und Frau von Ratlow allein einsteigen und rasch abfahren gewahrte. Dann machte er einen weiten Gang ins Freie hinaus, von dem er erst gegen Mittag nach Hause kam. Am Tisch äußerte Wichart Libertus einmal: „In der Stadt geht ein Gerede um, auf Hohenkamp wäre etwas passirt, aber was, weiß niemand, einer schwatzt es nur wie immer dem andern nach." Gebert flog vom Mund: „Ist sie krank?" — „Wer?" — Nun versetzte er halb abgewendeten Kopfes: „Ich sah zufällig, daß die Baronesse Gerda nicht mit ihren Eltern von der Kirche heimfuhr." Ein flüchtiges Stutzen ging durch die Lider des Arztes und er heftete unter ihnen hervor einen kurzen scharfen Blick auf das Gesicht seines Tischgenossen. Doch dann sagte er lachend: „Deine holde Base meintest Du? Na, das wäre kein Malheur, wenn sie nachträglich noch

Masern oder Scharlach bekommen hätte. Aber gerufen bin ich nicht und weiß nichts davon."

Anders als in den ersten Tagen nach der Rückkunft Gebert Norwegs lag meistens eine Stille im Hause, die seine Anwesenheit drin kaum hörbar werden ließ. Johann Troll merkte von dem Unterschied natürlich nichts, Stine Berens mußte ihm erst Augen und Ohren dafür aufnahmefähig machen. „Geht Er denn rein wie ein Maulwurf herum? Ich begreif' gar nicht, was der Herr Stizrath im Kopf hat, als ob er immerzu über was Wichtiges nachzudenken hätt', und er käm' doch nicht drauf; wenn's mit Einem in der Stadt so schlimm ständ', müßt' ich's doch wissen. Un de Jung, ick meen, de Herr Hauptmann sitt jo ok meist da, as harr he keen Tung twischen de Tähn un bi Disch brukt he de binah to nix mehr. Aber Er hat wohl wieder ein halbes Pfund Watte in den Ohren und hört gar nichts." Dazu meinte Johann in seiner Begrifflosigkeit: „Dat is mi en beten to swar, wat to hörn, wenn Een nix seggt; awers bi Di reckt mi dat to, Stine, denn Du hest jo gottlof en Tung mang de Tähn, un to'n Goden kannst Du se jo bruken, ahn dat Du nödig hest, as de Herr Stizrath öwer wat natodenken." Doch Johann Trolls Beschränktheit änderte nichts daran, daß es sich seit den letzten Tagen im Haus allerdings den Beobachtungen Stines gemäß verhielt, sogar in zunehmender Weise, was die Nachdenklichkeit des Arztes und die Neigung Geberts zur Schweigsamkeit betraf; nur bemerkte dieser von der ersteren nichts, während sich manchmal in einem Blick des Anderen zu erkennen gab, daß ihm dies stumme Verhalten seines Hausgenossen nicht

entgehe. Doch erhielt er bei ihrem Zusammensein stets ein Gespräch im Gange, beredete mit Rathschlägen und Anweisungen das medicinische Studium Geberts oder theilte eingegangene neue Nachrichten vom schleswig-holsteinischen Heere und den politischen Verhandlungen der Großmächte mit, deren endgültige Beschlußnahme offenbar noch bevorstand. Auf die Erbschaftsangelegenheit kam Wichart Libertus mit keinem Worte zurück, durch die Ablehnung erschien sie für ihn und zu seiner vollen Beipflichtung gänzlich erledigt. Nur beiläufig that er eines Abends auch einer Neuigkeit, die er über Hohenkamp vernommen, Erwähnung. „Die Baronesse-Tochter soll seit ein paar Wochen wieder aus dem Schloß fort sein, wie sie's nach dem Kriegsanfang schon lange Zeit gewesen; wegen eines Auftritt's mit ihrem Vater heißt's. Aber ich denke mir, damit wird's wohl nicht arg sein, sondern sie ist vermuthlich, weil der Fang in Kopenhagen ins Wasser gefallen, auf einen andern aus, und die sommersprossige Frau Mutter wird wohl genau wissen, welchen geliebten Swigersön mit neunzackiger Krone und dem entsprechenden Zubehör sie in die Arme zu schließen gedenkt.“

Schon in ziemlich vorgerückter Abendstunde geschah's, daß er dieser Muthmaßung Ausdruck gab, und danach aufblickend, nahm er eine außerordentlich blasse Entfärbung des Gesichtes seines jungen Zuhörers gewahr, die ihn gleich hinzusetzen ließ: „Du hast wohl einen weiten Weg heute gemacht und Dich für Deine Reconvalescenz etwas übermüdet, mein Sohn; da wird's am besten sein, daß wir uns zu Bett legen. Schlafe gut!“ Er reichte

Gebert die Hand, der auch sogleich, sichtbar eignem Verlangen entsprechend, in seine Stube hinüberging. Wichart Libertus dagegen setzte sich noch an seinen Schreibtisch, doch ohne eine Beschäftigung vorzunehmen. Nur die Hand über die Augen legend, blieb er wohl eine Stunde so sitzen, eh' er aufstand, um sich gleichfalls zur Ruhe zu begeben.

Die Nacht schien Gebert indeß keinen ausreichenden Erholungsschlaf gebracht zu haben, denn als er am Morgen wieder ins Studirzimmer kam, trug sein Gesicht noch die gleiche Blässe und den Ausdruck von jemandem, der nicht recht wachen Sinnes, sondern in einem halb traumartigen Zustande sei. Er trat zum Schreibtisch hin, dem Arzt die Hand zu geben, der ein Recept schrieb und neben sich ein mit braunem Inhalt gefülltes Fläschchen stehen hatte. Von dem sah eigenthümlich ein auf das Glas geklebtes, kleines Todtenkopfbildchen her, und Gebert kam die Frage vom Mund: „Was ist das?" Libertus hob kurz den Kopf und antwortete: „Papaver somniferum, unsere Vorväter nannten es Magisterium Opii, jetzt heißt's nach seinem Verdienst Morphium, weil's ein gutes Schlafmittel ist, auch um allen Schmerz einzuschläfern, wenn man richtigen Gebrauch davon macht; wer zu verschwenderisch damit umgeht, schläft freilich auch ein, aber wacht nicht wieder auf, das will der Knochenwarner drauf ihm bedeuten." Er schrieb das Recept zu Ende, um es einem im Vorraum Wartenden einzuhändigen, stellte gewohnheitsmäßig, eh' er die Stube verließ, das Giftfläschchen in einen Behälter des Schreibtisches zurück und ging hinaus. Nach einem Weilchen wiederkehrend, begann er ein

lebhaftes Gespräch über das in der nächsten Zukunft für Schleswig-Holstein Bevorstehende, unterbrach sich jedoch plötzlich einmal, um aufzustehn und den Schreibtischbehälter zu öffnen. In diesen hineinblickend, äußerte er: „Ich meinte, das Morphium hier hereingesetzt zu haben, aber es muß anderswo — ein Arzt kann mit solchen Sachen nicht vorsichtig genug verfahren, es ist gut, wenn Du Dir das frühzeitig für Deinen Beruf einprägst."

Das letzte hatte er, den Kopf gegen Gebert umwendend, gesprochen, dem jäh eine rothe Farbe jetzt über die Blässe des Gesichtes aufschlug, und der, mit der Hand nach seiner Brusttasche fassend, halb stotternd hervorbrachte: „Ich dachte — Du sagtest, es sei ein gutes Schlafmittel — ich schlafe sehr schlecht in den letzten Nächten und dachte deshalb — habe —"

„So, hattest Du's, da hätt' ich freilich lange suchen können", fiel Libertus ein, das hervorgezogene Glas aus Geberts Hand fortnehmend. „Das wäre übrigens doch nicht rathsam gewesen, Du bist noch kein praktischer Arzt und hättest Dich leicht in der richtigen Dose versehn können. Ich glaube, das wäre selbst mir beinah einmal passirt, obgleich ich mein Examen schon länger hinter mir hatte, damals, als Deine Mutter von Hohenkamp fortgegangen war. Um die Zeit konnte ich auch in der Nacht nicht zum Schlafen kommen und wollte meine Zuflucht zu solchem Fläschchen nehmen; hätte ich's gethan, wäre ich vielleicht trotz meinen ärztlichen Kenntnissen unvorsichtig dabei gewesen. Aber ich sagte mir — auf dem Blatt, das ich für Dich hinterlassen, steht's auch mit geschrieben — das sei feige, eines Mannes unwürdig, und

Du als Soldat wirst mir sicher darin beistimmen, Hauptmann Norweg. Darum nahm ich das Glas, schloß es in meinen Schrank und warf den Schlüssel in einen Wassergraben. Heute bin ich froh, daß ich's so gethan habe, und denke, Du bist's auch, denn sonst ständen wir beide jetzt hier nicht beisammen. Gieb mir die Hand drauf, mein Sohn, daß Du ebenso mit mir froh darüber bist."

Gebert Norweg stand mit blutrothem Gesicht und erwiderte wortlos den kräftigen Handdruck des Arztes; eine stumme Bejahung und Zusage sprach sich drin aus. Wichart Libertus stellte danach das Fläschchen in den Behälter zurück, den er diesmal abschloß und den Schlüssel in der Tasche bewahrte. Dann sagte er heitren Ton's: „Ein alter Doctor soll sich nicht in seine Diagnosen verbeißen, wenn er fühlt, daß sie wacklig sind. Ich glaube, meine von gestern Abend, daß Du zu lange auf den Füßen gewesen wärest, traf nicht das Richtige, im Gegentheil rathe ich Dir für heut' Nachmittag einen tüchtigen Gang an. Der wird Dir gut thun, daß Du frischer in Dein Heimathhaus zurückkommst und besser schläfst." Mit zuversichtlicher Stimme verordnete der Sprecher dies Mittel, doch als er allein im Zimmer geblieben, gaben seine Züge keineswegs eine Zuversicht auf günstigen Erfolg desselben kund. Es mochte ihm vielleicht gelungen sein, sich einen räthselhaften Krankheitszustand durch Auffindung einer richtigen Diagnose zu erhellen, aber ein sorgenvoller Ausdruck seines Gesichtes ließ außer Zweifel, in Bezug auf eine wirklich heilkräftige Therapie befinde seine ärztliche Kenntniß und Kunst sich in völliger Rathlosigkeit.

Gebert Norweg leistete am Nachmittag dem ihm ertheilten Rathschlag Folge; allein zu sein, entsprach seinem eignen Bedürfniß. Was er am Morgen mit dem Morphiumfläschchen gewollt habe, wußte er sich nicht klar zu sagen, seine Hand hatte es unwillkürlich aus dem Schreibtischaufsatz an sich genommen. Von einem dumpfen Gefühl angerührt, der Gegensatz seines Doppellebens, des wirklichen um ihn her und des traumhaften in ihm, könne einmal so qualvoll unertragbar werden, daß seine Liebe und Dankbarkeit nicht ausreiche, nicht die Kraft behalte, ihn seine neue Lebensaufgabe durchführen und erfüllen zu lassen. Wohl nur ein Gedanke, keine Absicht war's gewesen, aber den hatte der Arzt ihm im Gesicht gelesen; von Scham bedrückt ging er verworrenen Sinnes die Straße entlang, die tausend Male sein Schulweg gewesen. Alles lag ebenso verblieben da, nur er war anders geworden und konnte doch nicht sagen, warum und worin. Seine Augen kannten jedes Haus, seine Füße jeden Pflasterstein der Gasse; überall war's, als warteten Erinnerungen zusammengeduckt, um sich begrüßend vor seinem Blick aufzurichten; doch er ließ keine an sich heran, alle hatten nur Gleichgültiges und Nichtiges für ihn. Ja, das war ‚Stadt Hamburg', mechanisch hielt sein Blick sich den unveränderten Fenstern zugewandt; durch die hatte er am Vorabend des Tag's, an dem er mit in den Krieg ausgezogen, hineingesehen und drinnen zwischen der erregten Menge zwei seiner Mitschüler mit schwarzrothgoldnen Bändern über der Brust wahrgenommen. Auch die beiden waren auf Schlachtfeldern gefallen; hinter den Scheiben sah ihn noch einer mit dem bekannten Ge-

sicht an. Oder was für eines sonst war's gewesen? Er drehte den Kopf noch einmal zurück, doch seine Augen gewahrten nichts mehr. Die Gedächtnißaufweckung und die Phantasie hatten ihm durch die Glasspiegelung etwas vorgetäuscht, das als wesenlos zergangen war. Weitergehend kam er ins Feld hinaus, die Sonne warf seinen Schatten über gelbe Stoppeln; es rührte ihn an, als wandere schritthaltend der Tod dort neben ihm. Wie hatte er mit dem als einfältiger Knabe hier ein Kinderspiel betrieben — dann ihn kennen gelernt — und doch heute Morgen wieder —. Aber das war keine thörichte Posse gewesen, sondern mit ruhig ernstem Gesicht hatte der Tod ihn von dem Glase angeblickt — wie schon einmal ganz nah — über eine Eisscholle her. Auf der war auch ein Schatten im Mondlicht aufgetaucht — Gebert machte eine Bewegung, als werfe er hastig etwas von sich ab und ging schnell weiter.

Stine Berens dagegen stand um dieselbe Zeit, nach ihrer Gepflogenheit beschaulich über den kleinen Platz aussehend, vor der Thür zwischen den beiden jetzt völlig entblätterten Lindenbäumen, als unvorgemerkt von der Seite ihr eine Stimme ans Ohr traf: „Wohnt hier der Herr Doctor Libertus?“ Sich umdrehend, sah sie in das Gesicht eines ihr unbekannten, einfach gekleideten jungen Mädchens und antwortete: „Was sind Sie denn für 'ne Mamsell? Oder eegenlich büst Du wul noch en Kindskopp; Herr Stizrath seggt man. Wat schad't Di denn? Klopp man baben, de Trepp inne höch, links an de Dör.“ Die Füße der Angewiesenen hüpften hurtig die Stufen hinan, und es verging eine so geraume Zeit,

daß Stine die Fremde gänzlich aus dem Kopf gerieth; allein dann kam plötzlich der Herr Justizrath mit Hut und Stock neben ihr herunter und ging, ohne ein Sterbenswort zu sagen, mit ihr fort. Ueber diese Schweigsamkeit mit Recht einigermaßen aufgebracht, begab die sorgliche im Stand Erhalterin des Hauses sich bis an den Rand desselben, um ein Stück weiter nachsehen zu können. Das Ziel der Beiden schien Stadt Hamburg zu sein; wahrscheinlich war dort eine reisende Dame unwohl geworden und hatte ihr Mädchen geschickt, einen Arzt zu holen. Und auch vermuthlich bloß, weil ihr, wie gegenwärtig Manchen, der Hals ein bischen beim Schlucken weh that. Solche Frauenzimmer hatten immer gleich Grappen im Kopf; das kannte Stine, weiß Gott wie lange. Doch ganz bis Stadt Hamburg reichte der Blick nicht, sonst hätte sie gesehen, daß der Herr Stizrath allerdings dorthin ging, doch nicht in den Gasthof hineintrat, sondern mit seiner Begleiterin auf einen davor wartenden Einspänner stieg und davonfuhr. Es handelte sich augenscheinlich um einen Landpraxisfall.

October war's, und das schon früh zu Ende gehende Tageslicht ließ Gebert Norweg beim Eintritt des Dunkels zurückkehren. Er hatte auf seinem Gang den Vorsatz gefaßt, sein wortloses Verhalten am Morgen durch ein Aussprechen, soweit dies ihm möglich sei, gutzumachen, und begab sich gleich in die Studirstube, doch der Arzt war noch nicht nach Haus gekommen. So setzte er sich wartend hin, und wohl ein paar Stunden vergingen, ohne daß er's bemerkte. Stine Berens dagegen kam's allmählich mit Ungeduld; sie hatte den Abendtisch gedeckt,

lief hin und her und stieß ein paarmal aus: „Dat warrd jo Nach un dat Eten kold; wo blifft de Herr Stizrath hüt denn?“ Die Frage war eigentlich eine rhetorische, aber da Johann Troll in der Küche saß, hörte er sie und antwortete jedesmal darauf: „Dat kann ick nich seggn, ick kutscheer nich mit em herüm, sünnern sitt hier tohus.“ Das war allerdings eine zutreffende Bemerkung, doch von einer Ueberflüssigkeit, wie sie nur das vernagelte Gehirn Johanns als Ausfluß zu Tage fördern konnte, und Stine machte ihm dies durch die Entgegnung verständlich: „Ja, Er sitzt da und hat Wasser im Kopf.“ Vom Kirchthurm her schlug's halb und voll Neun, bis ihr Gehörssinn ihr endlich einmal Anlaß gab, nach dem Leuchter zu greifen und mit unwilliger Miene auf die Diele hinauszurennen. Draußen dröhnten Räder über's Pflaster, ein Wagen hielt vor'm Haus an, und da klang ihr auch die Stimme des Herrn Stizraths entgegen. Oder war sie's nicht? Was hatte die heut' Abend für einen Ton und was für Worte dazu? „Hat Sie ein ordentliches Essen hergerichtet? Ich habe einen Wolfshunger! Sie muß reichlicher kochen und was gut schmeckt! Der Herr Hauptmann wird ganz blaß und mager bei Ihrer Kost! Jetzt nur geschwind, mir knurrt der Magen, und Sie könnte schon aufgetischt haben.“

Wie betäubt, mit schlotternden Knieen schwankte Stine in die Küche zurück. „Jesus un Gott, ick glöv, de Herr Stizrath hett wat drunken in Stadt Hamborg.“ — „Denn lat em man wat dato eten“, meinte Johann, „dat helpt de Räders wedder in't Gleis.“

Er mochte das aus seiner langjährigen Kutscherer-

fahrung entnehmen, aber auch Stines schreckvolle Annahme schien auf nur zu wohl begründeter und treffsicherer Erkenntniß zu fußen. Als Wichart Libertus mit Gebert am Tisch saß, ließ es keinen Zweifel, daß er nicht in seiner gewöhnlichen Verfassung sei. Sein eßlustiges Zugreifen nach den Speisen zeigte es, die Art seines Sprechens, in das sich ab und zu ein eigentlich anlaßloses Lachen einmischte. Er mußte in irgendeine Gesellschaft gerathen sein, sich dort gegen seinen Brauch an einer oder ein paar Weinflaschen betheiligt und einen kleinen Rausch mit heimgebracht haben.

Das ging auch aus einer seiner Aeußerungen hervor; er sagte einmal: „Du siehst schon besser aus, mein Sohn, der Nachmittag heute war gut für Dich. Frische Luft ist die Hauptsache; morgen Vormittag habe ich eine Landfahrt zu machen, die wird Dir noch mehr nachhelfen. Merkwürdig, wie der Mensch sich irren kann. Ich war in einer kleinen Gesellschaft heut' und habe da Sonderbares erzählen hören. Mein Freund Ulrich Ratlow, Dein liebwerther Herr Onkel, ist in die Fußstapfen seines hochseligen Herrn Vaters getreten und hat seine Tochter aus dem Haus gejagt. Warum, konnt' ich nicht erfahren, nur daß ich, und Du ja ebenso, von ihr eine irrige Meinung gehabt haben muß. Sie hat nicht nach dem Grafen von Wagrien geangelt, sondern nur ihre ehrenwerthen Eltern, die damals, als der Krieg angefangen, mit ihr nach Kopenhagen gewollt. Aber das hat sie nicht gewollt, sondern sich in Lübeck heimlich von dem Schiff weggemacht und ist danach, nicht auffindbar, ein paar Jahre lang von Hohenkamp weggeblieben, bis vor kurzem, als

die beglückende Nachricht von der Verehelichung Seiner Majestät mit der innigst geliebten neuen Landesmutter Pastor Cordemanns gekommen. Da hat sie vermuthlich gedacht, daß die Gefahr jetzt vorbei sei und Frau Dagmar nicht mehr damit umgehn werde, sie zur Concurrentin einer Putzmamsell zu machen. Aber nun ist sie doch wieder aus dem Schloß fort; diesmal, scheint's, weil der Herr Vater etwas nicht will, was sie gewollt hat. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß aus dem Eiderholmnest eine so mißrathene Brut flügge werden könnte, doch exemplum docet und errare humanum est. Zwar schließlich wiederholt sich nur alles unter der Sonne, und auch das war schon einmal zu Gerwig Ratlows Zeit auf Hohenkamp da."

Auch jetzt sich mehrmals mit dem grundlosen Lachen seines Rauschzustandes unterbrechend, hatte Wichart Libertus die Geschichte und die Richtigstellung seiner bisher für unfehlbar gehaltenen irrigen Meinung erzählt, sprang nun plötzlich auf, zog neben der Thür zweimal heftig am Klingelstrang und gebot, wie Johann erschien: „Lauf' mal und hole aus Stadt Hamburg eine Flasche Champagner herüber, aber vom besten! Eine Medicin für den Herrn Hauptmann soll's sein."

Bei dem Glockenschall war Stine Berens selbstverständlich mit aus der Küche hervorgekommen, stand wartend auf der Diele und fragte, wie Johann Troll wieder von der Treppe niederstapfte, raunend: „Wat schallst Du?" — „Champagner ut Stadt Hamborg halen; hal mi nich up, dat mutt gau sin, as Medicin vör den Herrn Hauptmann."

Das aber versetzte den leiblichen und geistigen Kräften Stines den letzten Stoß. Nur eben noch kam sie bis in die Küche zurück, fiel auf ihren Stuhl nieder und rang ohne die Zuhörerschaft Johanns für sich allein jammervoll laut vom Mund: „Nu is de Herr Stizrath verrückt worrn — un se fangt tosam dat Supen an — un vun den langen Bengel kümmt allens her — dat heff ick jümmer seggt, de is as de Gottsibiuns to Welt kam — awers morgen bi Dag lop ick ut dat Suphus weg inne fremde Welt rut — o ick arme unschullige ole Fru, so as mi geiht dat keen annern Christenminschen uppe Eer — ick kak to slech vör se — daröwer warrd de Herr Stizrath sick noch mal in't Graff ümdreihn möten —“ Und dazwischen ergossen sich der Beklagenswerthen dicke Thränen so sturzregenhaft-unaufhaltsam über die Backen, daß sie ihren Schürzenzipfel einmal auswringen mußte, um ihn zur Aufnahme neuer Feuchtigkeit fähig zu machen.

* *
*

„Das ist ein wirklich schöner Tag für den October. Hast Du auf den Champagner gut geschlafen, mein Sohn?“ Damit empfing am andern Morgen Wichart Libertus seinen jungen Hausgenossen und fügte hinterdrein: „Ich vortrefflich und bin erst in meinen alten Doctortagen dahintergekommen, daß er ein viel besseres Schlafmittel als Opium ist. Man muß sich solches Medicament öfter vergönnen. Wozu ist es sonst in der Apotheke von Stadt Hamburg zu haben!“

Gebert Norweg beantwortete die Frage mit einem

„Ja", und seine Gesichtsfarbe nahm sich auch in der That danach aus, als ob ihm von der Nacht mehr Schlaf gebracht worden. Wenigstens war sie nicht ganz so blaß wie gestern; aus den Augen dagegen sah etwas, wie wenn er nicht ganz bei sich sei und selbst nicht wisse, was die Nacht mit ihm angestellt habe; die bejahende Erwiderung hatte er merklich nur gegeben, um rasch etwaigen weiteren Erkundigungen dadurch zuvorzukommen. Vor dem Stallgebäude schirrte Johann schon die Pferde für die Praxisfahrt des Herrn Justizraths an, bei dem offenbar zweifellos feststand, daß Gebert an ihr theilnehmen werde, so daß dieser sich beeilen mußte, noch ein wenig von dem bereitstehenden Frühstück zu genießen. Das hatte Stine Berens nach stets gewohnter Weise aufgetragen, obwohl es schon seit länger als einer Stunde heller Tag geworden und damit der Zeitpunkt eingetreten war, den sie sich am Abend zum Verlassen des fürchterlichen und undankbaren Hauses auf Niewiederkunft vorgesetzt gehabt. Doch eine der angeborenen Eigenschaften Stines bestand aus einem etwas kurzen Gedächtniß und ließ sie auch noch vor der Thür stehen, wie der Arzt mit seinem jungen Begleiter den Wagen bestieg und den Kopf nach ihr umdrehend, sagte: „Es kann sein, daß wir heute zu Mittag nicht wieder hier sind, da richte Sie ein gutes Abendessen für zwei jedenfalls mit Appetit nach Hause kommende Leute." Die Angeredete spannte ihr Trommelfell fast zum Zerspringen an, um aus der Stimme des Herrn Stizraths einen katzenjämmerlichen Beigeschmack herauszuhören, aber ihre Anstrengung blieb umsonst, von solchem Klang draus auch nicht das leiseste Merkmal, vielmehr


TAYLOR INST - OXFORD

im Gegentheil eine ganz außerordentlich heitere Klarheit seines Sprechorgans. Zum Glück wollte er heut' selbst kutschiren, so daß Johann Troll zurückblieb, und Stine konnte sich nach dem Wegrollen des Fuhrwerks vor ein paar hörenden Ohren Luft machen: „Nu will de Herr Stiʒrath hier ok nicht mehr to Middag eten, dat warrd en schöne Supp gewen. Wat mag dat vör'n Person sin, de vör em kaken schall?" — „Ick denk' mi, een, de veel Eier un Bodder dato nümmt, dat smeckt jedeneen god un is ok todräglich vör de Gesundheit", versetzte Johann, seiner Naturveranlagung nach unfähig, sich über einen niedrigen praktischen Standpunkt emporzuheben. Dieser, ihm einmal unabänderlich anhaftenden Beschränktheit ließ Stine offenbar eine Rücksichtsnahme zukommen, denn sie wiederholte nur nochmals: „Wat mag dat vör'n Person sin, de much ick nich mit'n lütten Finger anrögen." Aber trotz dieser energischen Kundgabe berechtigten Widerwillens regte es doch einen Eindruck, als habe während der Nacht, vielleicht unbewußt, irgendeine seelische Beeinflussung heut' Morgen ihr Gemüth milderer Auffassung menschlicher Unvollkommenheiten zugeneigt. Denn sie äußerte sich mit keiner Silbe über Johann Trolls höchst unpassend angebrachte Eier- und Butter-Bemerkung und begab sich vorderhand auch noch nicht weiter in die fremde Welt davon, sondern durch die bekannte Thür wieder ins Haus hinein.

Draußen vor'm Städtchen rollte dagegen das Fuhrwerk in den sonnig lachenden Morgen hinaus, und da Wichart Libertus auf dem Bock, Gebert Norweg indeß hinter ihm im Wagen saß, ergab sich daraus ein Bild,

als sei der Arzt wirklich ein Kutscher, der einen vornehmen jungen Herrn spazieren fahre. Ihre Sitzverschiedenheit brachte mit, daß sie keine zusammenhängende Unterhaltung führen konnten, doch schien's beiden darum auch nicht besonders zu thun zu sein. Der Pferdelenker drehte nur hie und da einmal den Kopf zu einer kurzen Aeußerung über etwas an der Straße um, und Gebert antwortete ebenso darauf und richtete seine Augen nach dem bezeichneten Gegenstande hin. Doch sah er von dem eigentlich nichts und dachte ebensowenig bei dem, was sein Mund sagte. Er hatte überhaupt keine Gedanken, sondern nur ein Gefühl, daß es schön sei, so zu fahren, und daß er dankbar dafür sei, an der Fahrt theilzunehmen. Dies hatte er zwar schon öfter und auch bei gleich wolkenlosem Himmel gethan, aber ihm kam's vor, als liege heut' Morgen doch noch etwas Schöneres über der Gegend, als sonst. Die sah ihn unbekannt an, wenigstens erinnerte er sich nicht, schon nach dieser Richtung gekommen zu sein, aber welches Ziel die Praxisfahrt innehielt, war ihm gleichgültig; das ging ihn nicht an, er fragte nicht danach und Libertus äußerte nichts davon. Ziemlich weit mußt's bis dahin sein, die Pferde griffen hurtig aus, wohl schon über eine Stunde lang. Der Jahreszeit' und Natur gemäß war's freilich eine schwermüthige Herbstschönheit, doch vor halbgeschlossenen Lidern konnte man sich traumhaft vorstellen, unter den linden Sonnenstrahlen flimmere grüne Frühlingssaat. Zu der standen allerdings reifende Früchte nicht im Einklang; Gebert schlug einmal die Augen voll auf, und den Weg begleiteten jetzt fast laublose Bäume, an denen große goldgelbe Birnen herab-

hingen. Dann änderte sich die Farbe, eine Fülle runder, prächtig rothbäckiger Aepfel trat an die Stelle, deren Anblick an etwas in seinem Gedächtniß rührte; er konnte indeß nicht auffinden, an was, oder hatte nicht Zeit dazu. Denn unvorgesehen tauchte nun dicht vor ihm ein Gebäude in die Höh', kein adliges Schloß, aber ein äußerst stattlicher Hofbau, bei dem der Wagen plötzlich anhielt. Augenscheinlich erwartet, da zugleich aus der Hausthür ein Mann mit einem etwa einjährigen, den Aepfeln gleich paus- und rothbäckigen Jungen auf dem Arm hervortrat, und hinter ihm eine Frau, an deren hübsch sitzendem Kleidrock sich ein anderer, schon lauffähiger Junge festhielt. Wie auf eine Phantasieerscheinung sah Gebert Norweg hin — das mußte Christoff Wittkop sein — und das, beinah unverändert, war Bertrade Engemann —

Da streckte der erstere ihm seine Hand in den Wagen hinein und sagte: „Das ist mal nett von Ihnen, Herr Hauptmann, daß Sie mit dem Herrn Justizrath nach Buchenhorst kommen", und danach folgte eine andere Hand und Stimme: „Ja, das freut mich auch und ist wirklich eine hübsche Ueberraschung, Herr Hauptmann — oder" — die Sprecherin hielt einen Augenblick inne — „ich glaube, wir haben uns Du genannt und waren ja so gute Freunde, daß es doch wohl nicht natürlich ist, wenn's nicht zwischen uns dabei bleibt. Mir that's damals schrecklich leid, daß ich Dir garnicht einmal Adieu sagen konnte, aber mein Bräutigam wollte durchaus, ich sollte gleich zum Besuch zu ihm auf seinen Hof herausfahren." Damit gab Bertrade Wittkop ihrer Ueberraschung Ausdruck,

doch ihr Gesicht nahm sich merkwürdiger Weise nicht im geringsten überrascht dabei aus.

Dann stand Gebert in einer großen, über sonstige ländliche Art hinaus geschmackvoll und behaglich eingerichteten Stube, auf deren Tisch ein einladendes Frühstück wartete. Ihn hatte in der That vollständig überrascht, daß Buchenhorst das Ziel der Praxisfahrt gewesen sei, so daß er zuerst nicht gewußt, was und wie er auf die Begrüßungen erwidern solle. Doch nur kurzer Zeit bedurfte es für ihn, sich hineinzufinden, und als das einzig ihn ein bischen Beengende blieb, daß er manchmal etwas wie ein Lachreiz in ihm Aufsteigendes zurückdrängen mußte. Das also war seine Knabenliebe gewesen, um derenwillen er viele Monate lang stürmisches Herzklopfen in der Brust getragen und in den Krieg gezogen, weil er nach ihrem Verlust nicht mehr weiterleben zu können gemeint hatte. Nur ein bischen voller geworden, sah Bertrade Wittkop eigentlich noch grade wie Bertrade Engemann aus, wogegen auch garkein Grund vorlag, da sie kaum über dreiundzwanzig Jahre alt sein konnte, und ihr besser zu stehn hätte kein Anzug vermocht, er hatte bei der Einfachheit des Stoffes doch in der Farbe, wie im Zuschnitt etwas beinah raffinirt Ausgesuchtes. Aber die Augen Geberts sahen auf alles hin, und ihm ward nicht möglich, zu begreifen, von welcher Beschaffenheit sie damals gewesen sein müßten. Bertrade mit Du anzusprechen war seiner Zunge ebenfalls natürlich und geläufig; sie redete über mancherlei aus der Zeit ihres Zusammenlebens, lachte fröhlich dabei und streichelte oder klapste dazwischen ihren ältesten Jungen, dem eine leise

Hindeutung Hoffnung auf einen künftigen Spielkameraden zu eröffnen schien. Wie vormals in der ‚Villa‘ legte sie ihrem früheren Hausgenossen beim Einnehmen des Frühstücks das Beste auf den Teller, wählte besonders vom Obst das schönste für ihn aus, und er folgte dem Beispiel des Arztes nach, der mit vortrefflichem Appetit aß. Doch lieber hätte Gebert noch, weiterfahrend, im Wagen gesessen mit der schwermüthigen traumhaften Schönheit um sich her, und ihm war nicht recht faßbar, warum sein Begleiter ihn hierher mitgenommen habe, auch nicht, wer denn auf dem Hof den Arzt brauchen möge. Der junge Erbpächter schenkte ihm einmal aus der Weinflasche das Glas voll und sagte dazu: „Obst giebt das diesen Herbst ja wieder, wie seit drei Jahren nicht mehr, das sollte man eigentlich wieder verkaufen, aber wir werden wohl selber damit fertig, die Jungens mögen auch schon davon. Können Sie sich noch an die Aepfel erinnern, mit denen ich zu der Zeit zuletzt jede Woche ein paarmal in die Stadt gefahren kam? Das war 'ne lächerliche Geschichte, und darüber haben wir oft miteinander lachen müssen, meine Frau und ich“ — Christoff Wittkop mußte es auch jetzt und so lange im Sprechen anhalten, eh' er fortfahren konnte: „In der damaligen Zeit war ich wirklich ein bischen eifersüchtig auf Sie, und ich glaube beinahe, ohne das wäre ich nicht so oftmals mit den Aepfeln angekommen und heute nicht so glücklich verheirathet. Damit geht's was schnaksch auf der Welt zu, das weiß Einer bisweilen selber nicht so, denn gewollt hatte ich's eigentlich nicht und muß wohl im Grund Ihnen dafür dankbar sein. Aber jetzt bin ich gar

nicht mehr eifersüchtig und ist das ja auch nicht mehr nothwendig und hätt' ich's wirklich gern, wenn Sie 'mal länger bei uns zu Besuch sein wollten. Platz haben wir genug im Haus, denn so viele sind wir selbst ja noch nicht —"

Beim letzten sprang Bertrade Wittkop vom Stuhl auf und rief: „Das ist ein guter Gedanke von Dir, Christoff, dann habe ich Gebert einmal wieder im Haus. Du sollst auch eine hübsche Stube bekommen, mit der Du zufrieden sein wirst, besser als Deine im Giebel. Komm, ich will sie Dir gleich zeigen."

Sie faßte nach seiner Hand und zog ihn mit sich zur Thür; der junge Hofbesitzer schenkte jetzt dem Herrn Justizrath Wein ins Glas und sagte lachend: „Nee, eifersüchtig bin ich gar nicht mehr, nun thut das ja nicht mehr noth."

Das bezog sich offenbar darauf, daß seine Frau allein mit dem jungen Hauptmann die Haustreppe hinanstieg, und allerdings gaben die Empfindungen Geberts ihm auch nicht den geringsten Anlaß dazu. Sie hielt seine Hand noch fort, doch das beließ ihn so gleichgültig, als ob Stine Berens ihn an der Hand gehalten hätte; er ging mit, weil ein Gefühl ihm sprach, es wäre zugleich lächerlich und unfreundlich, sich dagegen zu weigern. Was hatte sie ihm denn und überhaupt gethan? Nichts, als einen einfältigen Jungen zur Vernunft gebracht und einen Mann geheirathet, zu dem sie paßte und den sie, wie er's eben gesagt, auch glücklich machte, denn sie war nicht nur ein klugverständiges, im Grunde auch ein durchaus gutherziges Wesen. Seine Führerin öffnete jetzt oben auf dem

Vorplatz eine Thür und sagte: „Da ist Deine Stube, komm nur bald und bleib recht lange drin.“ Mechanisch setzte er den Fuß über die Schwelle vor, während gleichzeitig sich die Thür in seinem Rücken wieder schloß, und er sah in ein geräumiges, gleichfalls nett ausgestattetes Zimmer; Bertrades guter Geschmack machte sich überall bemerklich. Um irgendetwas zu sagen, drehte er den Kopf nach ihr um, doch umsonst; sie war nicht hinter ihm, nicht mit in die Stube hineingetreten. Nur draußenher vom Vorplatz klang's wie ein verhalten lachender Ton, und nun auch vor ihm ein leises Geräusch, das seinen Kopf sich wieder wenden ließ. Da stand seitwärts in dem Zimmerraum etwas, was er beim ersten Blick nicht wahrgenommen hatte, eine kleine Gestalt in weiblicher Kleidung, und plötzlich flog von seinem Mund jetzt ein Ausruf: „Lille Grete —“

Einen Augenblick blieb er danach stumm, suchte etwas in seinem Gedächtniß, aber dann sprach er unwillkürlich weiter: „Bist Du's wirklich? Da bist Du's doch gewesen, das Gesicht, welches ich gestern in Stadt Hamburg hinter der Fensterscheibe zu sehn gemeint hatte.“

Ja, in der That war's Grete Wilmersen, das helle Sonnenlicht des Vormittags konnte garkeinen Zweifel lassen. Sie bewegte sich nun auf ihn zu; ein freudiger Glanz lag auf ihrem Kindergesicht und ein Lächeln um ihre Lippen, nur aus den Augenwinkeln schimmerte es ein klein wenig feucht hervor. Die Hand ausstreckend, antwortete sie: „Ja, ich sah Dich auch am Gasthof vorbeigehn und hatte darauf gewartet, nicht gedacht, daß Du hineinsehen würdest.“

Gebert hielt ihre Hand, und erst jetzt überkam ihn ein verständnißloses Erstaunen, so daß er, sie groß anblickend, fragte: „Wie kommst Du denn hierher nach Buchenhorst? Bist Du mit Frau Wittkop verwandt und zum Besuch hier, und wollte sie mich mit Dir überraschen?"

In seinem Kopf ging's nach einem Begreifen umher; Grete erwiderte jetzt, seine Hand loslassend, schnell: „Sie schrieb mir, daß sie hier wäre, und ich möchte zu ihr kommen — wir schreiben beide immer hin und her, sie wollte wissen, wie's mit Deinem Besserwerden gehe, ich mußt's ihr ausführlich schreiben, und sie wußte von mir, daß Du hergereist wärest — sie hatte keinen andern Platz für sich gewußt, als hier und konnte auch nirgendwo besser aufgehoben sein — darum war ich gestern zu Wagen bei dem Herrn Doctor, um ihm alles zu sagen — ich habe alles ja schon lange gewußt, schon früher, als sie's mir selbst gesagt hatte, damals in der Nacht in Flensburg, ohne daß Du's selbst wußtest — der Herr Doctor möchte heut' herauskommen und Dich mitbringen — weil sie Dir etwas — und er hat auch, wohl ein paar Stunden lang, mit ihr gesprochen und sie zuletzt umarmt und geküßt —"

In zusammenhanglosen Sätzen hatte die kleine Grete dies hastig herausgebracht, Gebert Norweg drehte sich's völlig wirr im Kopf herum. Ihm gelang nur, in gleicher Weise zu versetzen: „Bertrade — hat er umarmt und geküßt? — und was hat sie — was soll ich denn bei ihr — natürlich ist sie ja hier bei ihrem Mann — und was hast Du denn schon lange gewußt — schon in Flensburg —?"

Das letzte Wort brach ihm am Munde halb ab, denn er fuhr plötzlich wie zu Tod erschreckt zusammen. Aus

der Stube führte in ein Nebengemach eine andre Thür, die nur angelehnt gewesen, sich jetzt geräuschlos weiter aufthat und jemand hereintreten ließ. Wie auf etwas Geisterhaftes starrte Gebert reglos-gelähmt darauf hin — das war seine jugendliche Mutter im dunklen Kleid mit der langen schmalen Hand, wie sie ihm in traumartiger Erinnerung stand —

Doch nur ein Wimperzucken lang, dann sah er's mit erkennenden Augen. Auch ein Traumgebilde war's, das manche Nacht hindurch immer vor ihm und um ihn gewesen, doch keine Geistererscheinung, ein körperhaft lebendes — nicht seine Mutter, sondern Gerda Ratlow.

Etwas in der Hand haltend, trat sie mit niedergesenkten Lidern gegen ihn heran und sprach auch mit der Stimme Gerda Ratlows: „Ich komme, Hauptmann Norweg —"

Doch sie brach ab und fuhr nach kurzem Anhalten fort: „Das ist thöricht-unnatürlich, Du bist ja mein Vetter, Gebhard. Ich komme, um Dir eine Abbitte zu thun — Dir etwas zurückzugeben, was Dir gehört und ich unberechtigt an mich genommen. Mir war's, es gehöre mir, weil es aus meiner Hand gekommen, aber das war ein Irrthum, den ich erkannt und von dem ich auch erfahren habe, Du hast das Recht daran. Es steht nicht in meiner Macht, Dir alles wieder zu erstatten, nur dies als Zeichen meines Wollens — Du hast dafür, für unser Vaterland, gegen den dänischen König gekämpft, bis Du's nicht mehr konntest. Unser gemeinsamer Todfeind war's — das giebt Dir das Recht darauf, nicht mir, denn ich konnte nicht mit Waffen gegen ihn streiten, nur — mich nur

vor ihm flüchten. Ich habe Dir abgebeten, Gebhard, was ein gedankenleeres, nichtiges Kind gethan, und gebe in Deine Hand zurück, was meine heimlich angefertigt hatte."

Sie legte eine kleine, von Kugeln durchlöcherte schwarzrothgoldene Fahne zusammengefaltet in seine Hand, und seltsam konnte der Kopf Gebert Norwegs nichts anderes, als zwei von dem Stückchen Zeug ausgehende oder ausstrahlende Schwingungen zu Gedanken zusammen fassen. Einen: Die Fahne stammte von Gerda Ratlow her, als ein Zeichen, daß sie im Herzen mit gegen den Grafen von Wagrien in den Kampf gehe —

Aber das hatte er immer gewußt, die Fahne deshalb nicht von sich gelassen, sie wäre sonst kein Heiligthum für ihn gewesen. Nur war dies Wissen ihm nicht kundgeworden, weil er's nicht im Kopf, sondern allein im Herzen getragen —

Doch der andre Gedanke — wo und wie war's Gerda Ratlow möglich gewesen, die Fahne wieder an sich zu nehmen?

Wußte er das auch? Nein, die wachen Sinne gaben ihm keine Antwort darauf — und doch wußte er's jetzt, denn Träume hatten es ihm gesagt. Aber ob sie wahr gesprochen — das konnte ihm niemand sagen — und sein Leben hing plötzlich davon ab —

Auffahrend, sah er betäubt und irr um sich. Er stand allein im Zimmer, nur Grete Wilmersen, etwas zur Seite weggegangen, noch mit ihm. Als ob alles ein kurzes Phantasiewahnbild gewesen sei — einzig das Fähn-

chen in seiner Hand und in seinem Ohr der Nachklang einer Thür, die sich — drüben — wieder geschlossen.

Verworren trat Gebert auf das Mädchen zu, faßte es jäh an der Schulter und fragte: „Woher hat sie die Fahne — und warum —?"

So krampfhaft fest griff seine Hand zu, daß die kleine Grete erschrak, doch hatte sie offenbar auf die Frage gewartet und antwortete rasch: „Aus dem Schrank im Krankenhaus, darin fand sie sie und erkannte gleich wieder, sie wäre von ihr gemacht. Sie war schon lange Zeit im Krankenhaus, eh' Du hingebracht ward'st, um bei den Verwundeten zu helfen — nur vorher erst in einem Versteck, als sie von ihren Eltern weggeflohen, um nicht mit nach Dänemark zu müssen. In Rendsburg hat sie Dich im letzten Winter und Frühling manchesmal mit Deinen Soldaten vorm Fenster vorbeikommen sehn — dann kamst Du beinah wie todt von Idstedt an, und sie hörte, daß ich Deinen Namen rief und den Aerzten sagte, wer Du wärst. Da wollte sie bei Dir helfen — sie wäre schon einmal mit Dir gestorben, sagte sie, daß ich garnicht verstand, was es heißen sollte — und wir wechselten bei Tag und Nacht immer ab an Deinem Bett, öfter saßen wir auch zusammen dran, und sie wollte wissen, von woher ich Dich kennen gelernt hätte. Wer sie wäre, wußte ich nicht, erst als sie mir ihren Namen auch sagte, da begriff ich's, denn Du hattest mir in der Nacht in Flensburg ja von ihr gesprochen. Nachher aber riefst Du selbst im Fieber jede Stunde wohl ihren Namen — und die Fahne — und auf der Eisscholle wär'st Du mit ihr — als ein Goldfalter säße sie bei Dir, und er hätte ge-

sagt, Du solltest für Gerda Ratlow leben. Was alles, kann ich mich nicht mehr besinnen, aber sie war immer bei allem, auch als ein wundervoller Stern; nachher hast Du garnichts von allem gewußt. Meistens gab sie Dir zu trinken und hielt Deinen Kopf gestützt und sah jede Viertelstunde nach, ob die Wunde auch noch gut verbunden sei; geschlafen, glaub' ich, hat sie bei Nacht fast niemals. Aber sie sagte mir von sich alles, weil ich Dich auch — weil ich auch für Dich mitsorgte — garnichts, was sie mir nicht gesagt hätte. Auch wie sie früher gegen Dich gewesen wäre, daß sie geglaubt hätte, Du müßtest einen furchtbaren Haß auf sie haben. Daran wäre das Sprechen von ihren Eltern und ihre Dummheit schuld gewesen, und sie müßt's nun gut machen, wenn's noch möglich wäre; sie hatte eine Todesangst, daß Du doch noch sterben könntest. Zuerst, als Du immer mit zugeschlossenen Augen lagst, saß sie mit freiem Gesicht bei Dir, aber nachher nahm sie meistens einen Schleier davor, daß Du sie nicht erkennen solltest, wenn Du einmal plötzlich zur Besinnung käm'st. Und das kam ja auch einmal, daß Du die Augen so groß aufmachtest, daß ich dabei erschrak, und sie ansahst und dazu fragtest: Bist Du meine Todesgenossin? Wirklich bei Besinnung warst Du freilich doch noch nicht, aber seitdem war sie nicht mehr in Deiner Stube, der Arzt sagte auch, die größte Gefahr wäre jetzt vorbei. Und als nachher die Nachricht von der Verheirathung aus Kopenhagen kam, ist sie dann wieder zu ihren Eltern nach Haus gegangen; ich mußte ihr jeden Tag schreiben, wie's Dir ginge, und die Briefe hierher nach Buchenhorst an die Frau Witkop schicken, damit im

Schloß niemand was davon merkte. Von der wußte sie, Du wärest bei ihr im Haus gewesen, darum fuhr sie einmal her und machte es mit ihr ab; die ist ja auch wirklich eine sehr gute und zuverlässige Frau, die kein Wort davon verrathen hat. Aber aus dem Schloß ist die Baronesse bald wieder weggegangen, weil es Fürchterliches zwischen ihr und ihrem Vater gegeben hat. Er wollte, daß sie sich mit einem Grafensohn hier aus der Gegend versprechen sollte, und sie hat ihm geantwortet, dazu wäre sie nicht reich genug, denn die Hälfte von dem, was sie einmal erben würde, gehörte Dir von Deiner Mutter her und müßte sie Dir geben. Das wäre Dein Recht und sie wäre nur blind gewesen, bisher nicht daran zu denken und es nicht zu begreifen, und wenn ihr Vater ein ehrlicher Mann wäre, so müßte er selbst dem Sohn seiner Schwester geben, was ihm zukäme. Da ist der Herr Baron außer sich vor Zorn gerathen und hat sie aus dem Haus weggejagt, er habe nichts mehr mit ihr zu thun, wie's sein Vater mit seiner Tochter nicht gehabt, von der verlaufenen Person müßte sie in ihrem Blut die Narrheit und die gemeine Denkweise abbekommen haben. Es wäre genug, daß sie sich jahrelang herumgetrieben habe, statt in vernünftiger Weise ihren Eltern in Kopenhagen Ehre zu machen und sich ihnen für alle Mühe und Sorge dankbar zu beweisen. Wenn sie den Grafen jetzt nicht heirathete, da wäre ihr die Schloßthür zugeschlossen. Und so ist sie hierher gekommen und hat mir geschrieben, ich sollte auch mit dem Postwagen herkommen, von dem Herr Wittkop mich mit seinem abgeholt hat und mit dem ich gestern zum Herrn Doctor gefahren bin."

Das hatte Grete Wilmersen, ohne abzusetzen, in beinah athemlosem Zug über die Lippen gebracht, Gebert Norweg aber hatte sich auf einen Stuhl niederlassen müssen und völlig regungslos gesessen, als ob er nichts von all' ihrem Erzählen höre und verstehe. Seine Augen waren unverwandt nach der Thür zum Nebenzimmer gerichtet; so saß er noch während ein paar langsam tiefer Athemzüge, als die Stimme des Mädchens nicht mehr weiterklang. Dann bewegte er sich zum erstenmal, stand auf, oder eigentlich war's, als ob er von der Thür her durch etwas Unsichtbares von seinem Sitz aufgezogen worden sei. Danach blieb er abermals ohne Regung stehen, bis wieder etwas von außenher nach ihm zu fassen, seinen Fuß zum Ausschreiten fortzuziehen schien. So setzte er ihn zu einem Schritt vor und zu einem zweiten, doch nicht wie ein mit wachen Sinnen, sondern wie im Traum Gehender, denn seine Augenlider lagen dabei festgeschlossen herab. Trotzdem aber hielt er, als dauere die unsichtbare Leitung seiner Füße fort, die Richtung gegen die Thür zu inne, legte dann mit sicherem Finden die Hand auf ihren Drücker. Verhaltenen Athems sah die kleine Grete ihm nach, und nun öffnete sich die Thür. Da glitt ihre Hand rasch einmal über die Augen, sie bewegte sich auf den Zehen von ihrem Standplatz dem am meisten seitabbelegenen Fenster zu und blickte abgewandt hinaus.

Das Nebengemach war kleiner, doch hübsch wohnlich ausgestattet und offenbar auch von Derjenigen bewohnt, die drin auf einem Sessel saß. Ihr Gesicht war der Thür zugekehrt, sie sah die sich öffnen und schließen,

und ihre Augen hielten sich dem Eintretenden entgegengerichtet. Aus ihnen sprach, sie habe sein Kommen erwartet, doch von den geschlossenen Lippen kam kein Laut. Nur im Blick Gerda Ratlows gab sich ein Wissen kund, ein Wissen auch von dem, was Grete Wilmersen eben nebenan gesprochen habe.

Nun stand Gebert Norweg mit jetzt auch weit offenen Lidern nah vor ihr. Ebenfalls stumm; lautlose Stille wie in einer Gruftkammer lag in dem Gemach; nur herrschte kein Dunkel darin, sondern Sonnengold wogte durch's Fenster herein.

Dann gelang's ihm, hervorzubringen: „Du hast mir etwas abgebeten — ich hab's Dir zu thun, und komme darum zu Dir, wie Du zu mir. Und ich habe Dir zu danken — für mein Leben —“

Ein ganz leises Lächeln ging jetzt um Gerda Ratlows Mund. Sie wiederholte: „Dein Leben — leben wir denn? Wir sind ja zwei Todte, die miteinander gestorben sind.“

Er verstand's und sprach zurück: „Für ein neues Leben danke ich Dir, das Du mir gegeben hast.“

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Das konnte ich nicht, hätte ich nicht können, wenn es nicht in Dir gewesen wäre. Ich that nur, was Du wolltest, was Dein letztes Wort auf der Eisscholle sprach: Wenn Du mich retten könntest, thätest Du's.“

„Ja, ich weiß es — damals wußte ich nicht, warum ich's sprach — als letztes sprechen mußte —“

„Es war nicht das letzte Wort, das ich von Dir hörte. Das war: Wir sollen noch leben —“

Einen Augenblick hielt Gerda Ratlow inne, eh' sie weiter sprach: „Wir sind zusammen gestorben — damals fiel's mir nicht schwer, aber heute würde ich mich mit aller Kraft dagegen auflehnen. Aus dem Mund eines Mädchens klänge die Frage vielleicht wider die Sitte des Lebens, doch eine Todesgenossin darf sie aussprechen. Da wir noch einmal wieder leben, Gebhard — warum sollen wir nicht auch zusammen leben?"

Sein Mund vermochte nicht mehr zu antworten und die Füße hielten ihn nicht länger. Er schwankte, glitt zu Boden nieder und preßte stumm seine Stirn gegen ihre Kniee. Und mit stummem Druck legte Gerda Ratlow ihre schönen Hände wortlos auf seinen Scheitel. Nur die Sonne blickte ins Zimmer auf eine Liebe herein, die gleich der Wichart Libertus' im Verschwiegenen ihre Kraft gesammelt und unbesieglich gewesen, weil sie sich unter der Tarnkappe des Hasses verborgen.

Nur die Sonne war zugegen, kein Auge und Ohr Anderer, wohl ein paar Stunden lang, bis einmal ein Klopfen vom Vorplatz her an der Zimmerthür ertönte und die Stimme Bertrade Wittkops hinterdrein klang, das Mittagessen warte auf dem Tisch. Es unterbrach offenbar ein für ein Liebespaar absonderlich auf materiell-praktische Gegenstände übergegangenes Gespräch, denn Gerda Ratlow sagte grad' lachend: „Du verzichtetest für mich auf Dein Erbtheil, von dem ich erst gestern erfuhr, daß Du ein wirkliches Recht darauf hast, und ich für Dich auf meines — wenn das nicht gute Vorbedeutung für einen glücklichen Haushalt ist, daß wir beide gleich viel und gleich wenig haben —"

Da scholl das Klopfen, und sie flogen von dem altväterisch steifbeinigen Canapee empor, auf dem sie, sich umschlungen haltend, gesessen. Aber ihre Augen ließen mit feuchtschimmerndem Glanz außer Zweifel, daß sie nicht nur gelacht haben mußten.

Sie traten in die Nebenstube, wo Grete Wilmersen noch, wie seit Stunden, hinausblickend am Fenster stand. Etwas zusammenfahrend, drehte sie den Kopf um, als Gebert zu ihr hintrat, den Arm um ihren Hals legend sagte: „Dir dank' ich's auch, lille Grete, und wie sehr, daß ich diesen Tag erlebt habe", und sie herzlich auf die Stirn küßte. Zudritt begaben sie sich in die Eßstube hinunter.

Hier warteten die Anderen, die ohne irgendwelche Ueberraschung Gebert Norweg und Gerda Ratlow Hand in Hand eintreten sahen; es bedurfte keinerlei Erklärung, denn alle wußten von allem. Nur kurz sprach Gebert, Wichart Libertus die Hand reichend: „Als besserer Arzt hast Du Dich niemals bewährt, mein Vater, wie bei dem Krankheitsfall, zu dem Du mich heute mitgenommen." In seinen Augen leuchtete ein Glanz dabei, den auch sie noch niemals besessen, und eine traumhafte Seligkeit klang aus seiner Stimme, doch ein leises Beben tiefernster Bewegung konnte sich darunter nicht verbergen; der, dessen Heilkunst die kurzen Worte gegolten, erwiderte nichts, sondern drückte ihm nur schweigend die Hand. Mit natürlichem Taktgefühl bat Bertrade Wittkop in einem Ton, als ob keinerlei Ungewöhnliches vorgegangen sei, die Gäste, am Tisch Platz und mit seiner ländlichen Ein-

fachheit fürlieb zu nehmen; sie sei leider heut' Morgen sonst in Anspruch genommen worden und habe Meta Kienast das Kochen überlassen müssen. Gebert leistete der Aufforderung mit einem scherzenden Wort Folge: „Zwischen einer Gesellschaft von Verschwörern“; das war das Einzige, was auf ein besonderes Zusammensein am Tisch hindeutete. Nur Christoff Wistkop konnte nicht unterlassen, einmal zu äußern: „Das mit Meta hat meine Frau bloß so gesagt und wär' übel, wenn sie zu heut' für uns gekocht hätte. Können Sie sich noch auf Meta besinnen, Herr Hauptmann? Das war eine spaßige Geschichte, ich meinte zuerst, daß ich's wirklich bloß dadrauf stehen hätte, ihre tüchtigen Hände und Füße hier auf den Hof herzukriegen. Aber das ist wohl so, wenn man verliebt ist, ohne was davon zu wissen, daß man sich ein Tuch über die Augen bindet und die Ohren zuhält, daß man sich vormachen kann, es ist nichts, weil man nichts sieht und hört. Davon haben Sie ja wohl auch etwas kennen gelernt, Herr Hauptmann, und es ist gut, wenn Einer darüber weggebracht worden ist.“

Ob Bertrade von einer Besorgniß angerührt wurde, er könne noch hinzufügen, wie und unter welchen Umständen er darüber weggebracht und ihm Augen und Ohren geöffnet worden seien, jedenfalls erwies sie sich als eine nicht nur gutherzige, auch mit einer gewissen Mitgift von richtiger und feinerer Empfindung begabte Frau, denn sie stand rasch auf und fragte, ob die Gäste den schönen Nachmittag nicht lieber im Freien als im Hause zubringen möchten. Damit waren alle einverstanden, sie begaben sich in den großen Garten hinaus, wo ringsum

die Goldfarbe von Birnen und das Roth von Gravensteiner Aepfeln aus der Weite wie Frühlingsblüthen an den herbstlichen Bäumen in der Sonne leuchteten und Bertrade es einzurichten verstand, daß bald Gebert Norweg und Gerda Ratlow auf einem dem Blick entzogenen Seitenweg allein gelassen miteinander gingen. Doch der Octobertag neigte sich schon früh, und um ein paar Stunden später trug der zurückfahrende Wagen Gebert wieder von Buchenhorst fort. Eine Heimfahrt war's für ihn und zugleich eine aus der Heimath davon, die ihm das Haus Bertrades gleich dem Wunderbau einer Märchenfee, die Heimath seines Traumgefühls zur Wirklichkeit verwandelnd, aufgethan hatte. Diesmal saß er neben Wichart Libertus auf dem Bocksitz und sprach, wie in einem Rausch und doch auch mit Ueberlegung bedacht, von der neuen Zukunft, die er sich gestaltet. Er wollte in den nächsten Tagen schon zum Beginn seines medicinischen Berufsstudiums auf die Universität fortgehen, doch gebrach's ihm an den äußeren Mitteln dazu, und ohne Zaudern bat er den, dem er alles verdankte, ihm die vorzustrecken. Darauf erwiderte der Arzt nur kurz: „Das wird ungefähr fünf Jahre verlangen, willst Du Deine Braut so lange auf Buchenhorst lassen?“ Das hatte Gebert im Eifer seiner Absicht nicht mitbedacht und stutzte, aber nun fügte der Arzt nach: „Was Du brauchst, wird Dir nicht fehlen; Deine Mutter hat's Dir ja hinterlassen, und was ich besitze, gehört Dir.“ Und er stimmte dem Plane Geberts vollständig zu, ertheilte ihm im Weiterfahren eingehend sachverständige Rathschläge für die beste Ausführung seines Vorhabens.

Die Dämmerung rückte heran, als der Wagen über das Pflaster des Städtchens rollte und vor den beiden entlaubten Lindenbäumen anhielt. Bei dem Räderton kam Johann Troll aus der Thür, dem Libertus die Zügel zuwarf und mit der Hurtigkeit eines Jünglings vom Bock herabsprang. Doch auch Stine Berens hatte ihren Vorsatz vom gestrigen Abend noch nicht ausgeführt, denn sie ging auf der Hausdiele der Küche zu und zwar sichtlich zu einem Zweck, der drauf hinwies, daß sie auch augenblicklich noch nicht im Begriff stehe, sich in die fremde Welt davon zu machen, da ihre Hände eine große irdene Schüssel mit noch lebendig sich drin herumreckenden Krebsen trugen. Die Treppe hinansteigend aber rief jetzt der heimgekehrte Arzt ihr hinunter: „Wir haben bei der Braut meines Sohnes zu Mittag gegessen und die vormalige Witwe Engemann hat vortrefflich für uns gekocht; aber darum kann Sie uns doch ein gutes Abendessen richten, solche Fahrt macht wieder Appetit.“

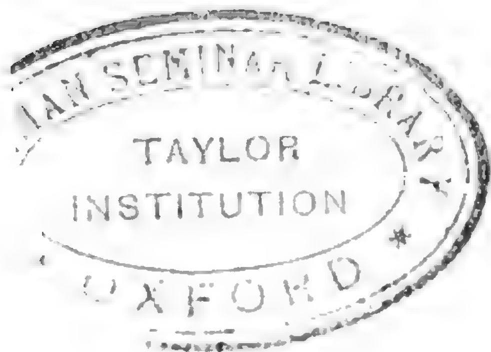
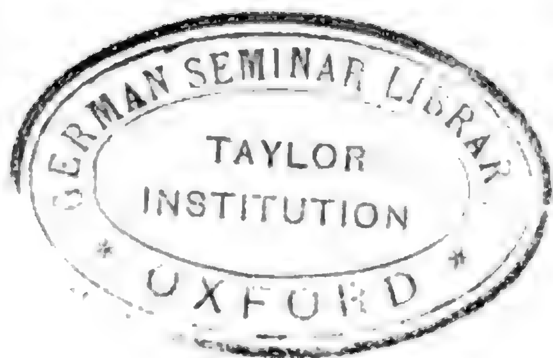
Da gab's einen merkwürdigen Krach, denn auf einmal lag die große Schüssel, in ein Dutzend Stücke zersprungen, auf dem Fliesenboden, und die Krebse krabbelten um den Rocksaum Stines herum. Dazwischen stand sie, doch ohne Zorn- oder Jammerlaut, sondern sagte, niederstarrend, von tiefphilosophischer Erkenntniß überkommen nur vor sich hin: „Dat hett de Herr Stizrath nu davun. Dörtig Johr hett de Schötel utholln un nu is se twei. Bi den Herrn Stizrath geiht allens twei, un wenn dat so wieder geiht, blifft em keen Stück in't Hus mehr ganz.“

Hinter ihrem Rücken klang die Stimme Johann Trolls auf: „Jo, wenn Du se hinsmeeten hest, weet ick

nix beters, as dat Du se in en annern Pott wedder upsammelst."

Das wirkte erlösend auf Stines unnatürliche und regungslose Verfassung. Ihr Kopf fuhr herum, sie stieß aus: „Hol Din Snut, dat weet ick sülbn!" und schoß in die Küche, um eine andere Schüssel zu holen.




GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
OXFORD

XIV.

Wieder Morgen war's, und den Kopf aus einem Fenster der Studirstube reckend, rief Wichart Libertus hinunter: „Johann! Anspannen! Un treck man Din Staatsrock an!" Sich umkehrend, sprach er ins Zimmer hinterdrein: „Heut' kann ich Dich auf meiner Praxisfahrt nicht brauchen, mein Sohn, glaub' aber, das trifft wohl auf Gegenseitigkeit, daß Deine Füße auch eine andre Richtung im Auge haben. Nicht als ob Du Hühneraugen dran hätt'st, es ist nur 'mal so, daß Augen beim Einen und beim Andern ihre Linsen bisweilen verschieden einstellen; wenn Du erst an die Ophthalmologie kommst, wird Dir dieser Unterschied zwischen jungen und alten Sehwerkzeugen klar werden. Ich muß meine heut' einmal nach dem Rechten accomodiren; dato hebbt se mi jo wul to'n Justizrath makt un ick mutt doch mal wisen, dat ick davör to bruken bün."

Wenn er in sein Sprechen plattdeutsch einmischte, gab es ihn fast immer in spaßlustiger Laune zu erkennen, und er zeigte sich drin auch, als er, in die Kutsche eingestiegen, den Kopf noch einmal nach Stine Berens umdrehend, sagte: „Hett Se de Krewsoogen dalsluckt?

Dat is wat Gods, wenn Gall inne Mag kümmt, de sogt se up. Ein absorbirendes Mittel nannten's die alten Menschen- und Viehdoctoren, Sie weiß ja gern für alles den gelehrten Namen." Und auch noch, wie das Fuhrwerk unter den beinah kahlen Bäumen am Nußkrug vorbeikam, begrüßte der Arzt, kurz anhaltend, den vor der Thür stehenden Timm Ladengast in plattdeutscher Mundart: „Hett dat orrig Nöt gewen, Kröger? Denn gifft dat jo wat vör de Tähn to knacken un warrd en lustige Musik. Wenn ick t'rügg kam, hol ick to en Snaps an, so veel heff ick denn wul verdeent."

Johann saß auf dem Bock in seinem Staatsrock, der allerdings nach dem Aussehen wohl ungefähr eine vierteljahrhundertlange Dienstzeit hinter sich hatte, doch Stine immer einen Respect abnöthigte, daß sie den Träger, so lange er von diesem Glanz umgeben ward, nur hochdeutsch und mit ‚Er' ansprach. Der Wagen nahm unverkennbar die Richtung auf Hohenkamp zu und gelangte jetzt bald in das von Ebereschen eingefaßte ‚Redder'. Hier schwand der heitere Ausdruck für ein Weilchen vom Gesicht des Arztes ab; seine Augen hielten sich vorauf nach einem der noch belaubten Bäume gerichtet, zwischen dessen Blättern es wie eine scharlachrothe Vogelbrust hervorschimmerte. Doch war's Täuschung, nur eine noch übrig gebliebene rothe Vogelbeerentraube, auf die jetzt plötzlich von seitwärts her eine Horde herumstreichender Sprehen niederklatschte und ihre letzte, bisher übersehene Ebereschenernte flügelschlagend, hackend und zankend im Nu in den Schnäbeln verschwinden ließ. Johann schwippte im Vorbeifahren mit der Peitschenschnur nach ihnen,

doch Wichart Libertus sagte: „Lat se man, dat hett allens sin Tid, un de rode Farw hört nich mehr in den Bom hen.“ Und da lag auch wieder der heitere Ausdruck im Gesicht des Herrn Justizraths und verblieb unverändert drauf, bis der Wagen vor der Schloßthür anhielt.

Ein Diener erschien, den er befragte: „Ist der Herr Baron zu Hause? Ich komme wohl ein bischen früh, aber ein Arzt kann seinen Besuch nicht immer nach der schicklichen Stunde einrichten.“ Der Lakai erwiderte: „Der Herr Baron sind eben in den Park gegangen, ich werde den Herrn Justizrath gleich bei ihm anmelden. Die Frau Baronin sind in ihrem Zimmer, aber leiden seit einigen Tagen etwas an Kopfschmerz —“

„Dann bin ich ja doch grade rechtzeitig gekommen, da melden Sie mich zuerst bei der Frau Baronin an.“

Es dauerte ein paar Minuten, bis der Diener zurückkehrend ausrichtete, die Frau Baronin lasse den Herrn Justizrath bitten, bei ihr einzutreten. Die Freifrau Dagmar saß in einem eleganten Morgenanzug im Sessel; sie sah gealtert aus, ihre Augen hatten etwas Müdes, und die Blässe ihrer Gesichtsfarbe ließ am Oberrand der Nase eine kleine Anzahl von Sommersprossen sich deutlicher abheben. Beim Hereinkommen des Arztes machte sie eine leichte Bewegung wie zum Aufstehen, blieb jedoch sitzen und sagte: „Es ist mir nigt ganz in Rigtigkeit heute Morgen, Herr Justidsraad, ig habe nog nigt gemagt Toilette. Aber ßu sehen einen so alten Freund, wenn er ist ein Doctor, dagte ig, soll man dog nigt lassen; wir haben seit langer ßeit, däugt mig, nigt gehabt das Vergnügen, Sie bei uns im Hause ßu sehen.“

„Das war ja gottlob nicht nöthig, Frau Baronin, und Sie haben mich nicht rufen lassen; ein Arzt kommt nicht leicht zum Vergnügen. Aber ein richtiger Instinkt hat mich heute hergebracht, denn ich hörte, Sie haben Migräne. Das freut mich, das heißt, daß ich grade zur rechten Zeit gekommen bin. Dagegen wird sich, hoff' ich, ein Abhülfmittel finden, wenn ein alter Doctor und, wie Sie sagten, ein alter Freund zusammen dafür bedacht sind."

Außerordentlich liebenswürdig und theilnahmsvollen Tones hatte Wichart Libertus erwidert; Dagmar Ratlow bewegte die Hand gegen einen Sitz neben dem ihrigen und sagte: „Wenn es Ihnen ist gefällig auszuruhen auf diesen Saede — Sessel — ig habe immer gehabt so großes ßutrauen ßu Ihrer Leegevidenskab — Heilkundigkeit, glaub' ig — und Smerz im Kopf ist nigt angenehm, wenn er dauert für länger."

Der Arzt setzte sich. „Auch wenn er nur kurz anhält, muß man ihn so rasch als möglich wegschaffen, Frau Baronin, dafür ist unsereins da. Haben Sie ihn sich vielleicht durch etwas zugezogen, ich meine, eine Unvorsichtigkeit oder Aufregung, einen Verdruß oder dergleichen? Es kann auch an der Zeit, der Jahreszeit liegen, die bringt's zuweilen ohne andern Grund mit."

Ganz ausnehmend antheilsvoll klang die ärztliche Erkundigung, die den Kopfzustand der Leidenden durchaus nicht als etwas Geringfügiges ansah, und Frau Dagmar antwortete: „Ja, Sie haben wol regt mit der ßeit, Herr Justidsraad, und daß sie magt alleslags Aufregsamkeit und Fortrydelse. Es ist i Sandhed eine slegte ßeit,

daß man kann bekommen Hovedpine von ihr und sig nigt bloß kann lustig maggen über sie. Sie sind ein Deutßer von Abkunft und können nigt so mitbegreifen, was jemand von Geburt aus Dänemark muß in sig fühlen mit ihrem Vaterland. Fy ved Fanden! Givte sig med en Modehandlerinde, mit einer Pudsmamsell. Det er Skam og Skjanndsel, ikke mere at lee dertil. Hatten Sie das gehalten für möglig, Herr Justidsraad?"

Der Befragte versetzte mit einer bedauernden Bewegung: „Ich verstehe leider nicht genug dänisch, Frau Baronin. Es ist doch hoffentlich nicht noch etwas anderes Betrübendes in Ihrer Familie vorgekommen?"

Doch zugleich stand er auf, die Thür öffnete sich und der vom Diener unterrichtete Schloßherr trat herein. Offenbar hatte Ulrich Ratlow die letzte Frage noch vernommen, denn er sagte, dem Arzt die Hand reichend: „Das ist schön, lieber Herr Justizrath, daß Sie einmal bei uns einsprechen. Hat meine Frau Ihnen schon Mittheilung gemacht? Ich wäre in diesen Tagen bei Ihnen vorgefahren, um es zu thun; unser so langjähriger Hausarzt darf wohl beanspruchen, daß ihm die Sache nicht zuerst von andrer Seite zu Gehör kommt."

Wichart Libertus sah ihn fragend an. „Von welcher Sache sprechen Sie, Herr Baron?"

„Ah, wissen Sie noch garnichts davon, daß ich meine Tochter aus dem Haus gejagt habe?"

„Sie scherzen, Herr Baron —"

„Mit solchen Dingen scherze ich nicht, lieber Justizrath, und lasse auch keinen Spaß mit mir treiben. Es ist ein ungerathenes Geschöpf, wie wir's ja leider Gottes

schon einmal in der Familie gehabt haben. Wenn sie nicht zu Kreuz kriecht und auf den Knieen Abbitte thut, habe ich nichts mehr mit ihr zu schaffen. Das bin ich dem Andenken meines Vaters und meinem Namen schuldig."

Der Belehrte stand vollständig wie aus den Wolken gefallen da, brachte nur hervor: „Aber was ist denn geschehen, Herr Baron — wenn ich mir erlauben darf, danach zu fragen?"

„Mir ist genehm, lieber Freund, daß Sie's weiter bekannt machen. Es gehört in meinem Hause nicht zum Brauch, daß eine Tochter sich dem väterlichen Willen, der eine standesmäßige Heirath für sie bestimmt, widersetzt. Vielleicht hätte ich ihr das nachgesehen, trotzdem sie sich schon vorher durch kindischen Ungehorsam gegen uns vergangen hat, Elternliebe läßt sich schwer, schon um der Welt willen, zu solchem Entschluß bringen. Aber mit gemeiner Sinnesart ist Zugehörigkeit zu meinem Blut nicht vereinbar."

„Ihre Tochter, Herr Baron — gemeine Sinnesart?"

„Ich glaube, lieber Justizrath, so wird man's auch in Ihren Kreisen benennen, wenn eine Tochter ihrem Vater ansinnt, die Hälfte seines Besitzthums einem Menschen von niedrigster oder garkeiner Herkunft auszuliefern, dem unehelichen Abkommen einer Persönlichkeit, die ich unbegreiflicher Weise zur Schwester gehabt habe. Das hat meine Tochter gethan, warum weiß ich nicht, und mir ins Gesicht gesagt, ich hätte die Ehrenpflicht dazu, er wäre ihr Vetter. Ob sie in Beziehungen zu dem Menschen ge-

rathen ist, wie vordem seine Mutter mit dem andern — Sie erinnern sich wohl — kann ich nicht sagen; zwei Jahre oder mehr ist sie wegen ihrer albernen Ziererei von uns weggewesen, da kann alles möglich sein, denn irgendein Grund muß hinter ihrem tollen Gebahren stecken. Sie kennen den Betreffenden ja, hatten, glaube ich, eine Art Aufsicht über ihn auf sich genommen. Er soll bei den Insurgenten gedient haben; die Absurdität ist nun zum Glück vorbei, der blauweißrothe Schwindel wie der schwarzrothgoldene, und wir werden nächstens wieder Ordnung im Lande haben. Das, bitte ich Sie also, lieber Justizrath, jedem als Erklärung mitzutheilen, weshalb meine Tochter sich nicht mehr auf Hohenkamp befindet."

„Oh, das erweckt im allergrößten Maße mein Bedauern."

Kaum möglich war's, dies durch eine theilnahmvollere Miene zu bestätigen, als die, mit welcher Wichart Libertus seine Entgegnung begleitete. „Und zwar ein doppeltes Bedauern", fuhr er fort, „zunächst und vor allem hinsichtlich des schweren Kampfes, den die Elternliebe bis zur Fassung solchen Entschlusses zu überstehen gehabt haben muß. Doch es kommt noch ein anderes für mich hinzu, gleichfalls von nicht geringfügiger Bedeutung, da durch einen Zufall zu meiner Kenntniß gelangt ist, daß jenes Ansinnen Ihres Fräulein Tochter an Sie sich merkwürdiger Weise in Uebereinstimmung mit den rechtlichen Ansprüchen des jungen Mannes befunden hat."

Ulrich Ratlow blickte den Sprecher begrifflos an. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen, lieber Freund."

„Daß der Hauptmann Norweg, von dem Sie sprechen, Herr Baron, nicht nur nach landläufiger Sprachüblichkeit wegen natürlicher Blutsverwandtschaft, sondern auch im gesetzlich-gültigen Sinne befugt ist, sich die Benennung eines Neffen von Ihnen beizulegen. Er ist vor kurzer Zeit in sein Mündigkeitsalter eingetreten, und wegen der Verpflichtung, die ich für ihn gerichtlich übernommen, lag mir die Ordnung einiger Dinge aus der Hinterlassenschaft seiner Mutter ob. Daraus ersah ich zu meiner Ueberraschung, was mir mein zweites Bedauern in Bezug auf seinen zweifellosen Rechtsanspruch einflößt, den Ihr Fräulein Tochter unwissentlich, nur als ein Gefühl in sich empfunden hat. Dies mag allerdings aus dem Umstand entsprungen sein, daß sie sich, soweit mein Wissen reicht, mit ihrem Vetter Norweg verlobt haben soll."

„Verlobt — Vetter —" Der Gutsherr von Hohenkamp vermochte zuvörderst nur die beiden unzusammenhängenden Worte zu wiederholen, bis ihm die Nachfügung gelang: „Sprechen Sie von Sinnen, Justizrath? Was heißt das?"

„Daß wir uns in einem beklagenswerthen Irrthum befunden haben, Herr Baron, Sie, Ihr seliger Herr Vater, ich und alle Welt, insofern der von mir gemachte Auffund eines alten Blattes Zeugniß davon ablegt, daß Ihre verstorbene Frau Schwester allen Rechtsanforderungen entsprechend verheirathet gewesen ist und demgemäß ihrem Sohn auch ihr Erbschaftsrecht übermacht hat. Das läßt mich Ihr Zerwürfniß mit Ihrem Fräulein Tochter noch besonders bedauern. Zufällig, glaube

ich, trage ich den Trauungsschein Ihrer Frau Schwester bei mir —"

Der Arzt faßte in seine Brusttasche und setzte beim Hervornehmen eines Papierblattes hinzu: „Es steht in ihm angemerkt, daß sein Inhalt außerdem auch ordnungsmäßig im Kirchenbuch zu Rudkjöbing auf der Insel Langeland eingetragen und beglaubigt worden ist."

Das Gesicht Ulrich Ratlows hatte sich weiß entfärbt, er griff nach dem Trauschein, warf einen Blick drüber, doch stieß dann mit einem scharfen Auflachen aus: „Ich bedaure auch, Herr Justizrath, aber mein Vater hat seine mißrathene Tochter verstoßen und enterbt."

Wichart Libertus' Brust schien erleichtert aufzuathmen, er gab zur Antwort: „Ja so, und Sie besitzen ein Document über diese Handlung Ihres Herrn Vaters in Händen. Das ändert allerdings oder wenigstens hoffentlich die Sachlage, wenn es in Rechtsform ausgestellt worden."

„In meinem Hause bedarf es keiner schriftlichen Niederlegung, Herr Justizrath. Die Willenserklärung und -Ausführung meines Vaters genügte. Ich habe sie vernommen; sie ist von seiner Tochter nicht angefochten worden, und sein Wille ist mir Gesetz, dem ich mit Sohnespflicht und derjenigen der Ehre meines Hauses nachkomme."

„Oh, hat Ihr Herr Vater die schriftliche Abfassung und Begründung versäumt?" Der Arzt machte eine bedauerliche, doch über ihre Meinung kein Mißverständniß zulassende Schulterbewegung. „Das halte ich für sehr übel, Herr Baron, denn dies ist ein Document, von dem

ich glaube, daß der Hauptmann Norweg es bei seiner erreichten Mündigkeit nicht unbenutzt zu lassen gedenkt. Und Sie äußerten vorhin, wir würden zum Glück wenigstens wieder Ordnung bei uns im Lande haben."

Die Beherrschungsfähigkeit des Freiherrn hatte ihr Ende erreicht, ohne Besinnung fuhr ihm vom Mund: „Mag er thun und lassen, was er will! Ich bin das Haupt meines Hauses, und er wird nicht hindern, daß ich, wie mein Vater, meine Tochter wegjage, verstoße, enterbe — wenn es gewünscht wird, schriftlich — sogleich —"

Sein Blick ging nach einem Schreibzeug um, über Libertus' Züge lagerte sich ein redender Ausdruck von Bekümmerniß und er erwiderte: „Das würde mich als einen so alten Freund Ihres Hauses — Sie haben mir die Ehre angethan, mich so nennen zu dürfen, Herr Baron — am tiefsten betrüben. Denn dann würde der Hauptmann Norweg von Ihnen in die Lage versetzt werden, nicht nur sogleich auf sein mütterliches Erbtheil Anspruch zu erheben, sondern nach Ihrem Fortgange aus der Zeitlichkeit, der keinen anderen Erben mehr hinterließe, als nächster Agnate auch auf das Gut Hohenkamp. Das haben Sie wohl im Augenblick nicht in Erwägung gezogen, Herr Baron. Wenn der alte Freund Ihres Hauses seine Meinung aussprechen darf, so würde ihm für alle Betheiligten, auch um der Welt willen, am rathsamsten erscheinen, daß Sie sich entschlössen, Ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung der beiden Erbberechtigten zu geben. Ich bin überzeugt, unter solchen Umständen würde der Hauptmann Norweg als ein vortrefflicher Eidam zu Ihren Lebzeiten keinen weiteren Gebrauch von diesem

Document machen, sondern bereitwillig seinen Oheim im Vollbesitz alles dessen belassen, was Sie bisher als Ihr vermeintlich rechtmäßiges Eigenthum angesehen haben. Das ist nur ein unmaßgeblicher freundschaftlicher Beirath von mir und bedarf natürlich erst Ihrer reiflichen Ueberlegung, Herr Baron. Ich werde mich etwas in den Park hinausbegeben, der mir aus meiner Jugendzeit in schöner Erinnerung steht; vielleicht haben Sie die Güte, nach einer Rücksprache mit Ihrer Frau Gemahlin mir dorthin eine Mittheilung zugehen zu lassen, ob ich meine Rückfahrt mit dem tröstlichen Bewußtsein eines langjährigen Hausarztes antreten kann, die einzig richtige und noch guten Erfolg in Aussicht stellende Behandlung eines sonst sich unabwendlich immer ärger verschlimmernden Uebels anempfohlen zu haben."

Der Sprecher hatte das Document sorglich wieder in der Brusttasche verwahrt, obwohl eine Neuherstellung desselben bei etwaigem Verlust keine erhebliche Schwierigkeit bereitet hätte, und wandte sich, seinen Hut nehmend, der Freifrau Dagmar zu, die im Sessel zurückgelehnt ohne einen Laut der Unterredung der beiden Herren beigewohnt hatte. Jetzt machte sie eine jähe Bewegung, sich aufzurichten, doch der Arzt sagte abwehrend: „Ich bitte, Frau Baronin, bemühen Sie sich nicht unnöthiger Weise. Kopfschmerzen sind lästig und verlangen möglichste Ruhe, aber durch solche werden Sie sicherlich die Migräne baldig zum Aufhören bringen und sollte noch etwas erforderlich bleiben, so halte ich mich zu weiterer Anempfehlung ja noch für ein Weilchen draußen im Park auf."

Während seiner gesammten Lebensdauer hatte der Justizrath Wichart Libertus im Ausdruck des ganzen Wesens, der Stimme und des Gesichts sich noch niemals von einer so wahrhaft hinreißenden Liebenswürdigkeit und fürsorglichen Beflissenheit für die wünschbare Wiedererlangung des Wohlbefindens der Angehörigen eines seiner ärztlichen Obhut vertrauten Hauses erzeigt; er verließ jetzt nach einer respectvollen Verbeugung vor der Schloßherrin das Zimmer, begab sich ins Freie hinaus und verschwand zwischen den herbstlaubumhangenen Gängen des Parkes. In dem verweilte er, wohl der schönen Jugendzeit-Erinnerung gedenk, deren er Erwähnung gethan, ziemlich lange, denn mehr als eine Stunde mochte verflossen sein, ehe er, aus einem der Gänge in der Begleitung des Besitzers von Hohenkamp wieder hervortauchend, zurückkam. Der geleitete ihn schweigend und noch sehr blaßgesichtig bis an seinen Wagen, sagte erst neben diesem: „Ich führe Sie nicht wieder ins Schloß — lieber Freund“ — die Beifügung der letzten beiden Worte kostete dem Freiherrn Ulrich von Ratlow merkbar etwas Ueberwindung — „denn meine Frau leidet wirklich recht stark an ihren Kopfschmerzen —.“ „Natürlich“, fiel der Arzt ein, „ich meine, natürlich ist's besser, daß ich nicht mehr hineingehe; Ruhe und Geduld bewähren sich dagegen als das einzige, aber auch höchst erfreulich-heilsame Mittel, wir Menschen befinden uns einmal in der Zwangslage, uns damit in das Unvermeidliche fügen zu müssen, doch solche unangenehme Zufälle gehen eben zum Glück vorüber. Also auf ein erfreuliches Wiedersehen, Herr Baron. Ich stehe Ihnen

natürlich für etwaige Bedürfnisse jederzeit zur Verfügung und bitte, mich der Frau Baronin noch bestens zu empfehlen."

Die Kutsche rollte davon, doch hielt unterwegs bald vor dem Nußkrug auf das Geheiß des Insassen an, der seiner Zusage von der Hinfahrt gedenk, Timm Ladengast zurief: „Na, da de Nöt nu mal knackt sünd, lat mi ok een kriegen, Kröger, verdeent is he." Den gebrachten Nußschnaps an die Lippen setzend, trank Wichart Libertus ihn auf einen Zug aus, schüttelte sich ein wenig danach, doch sagte: „En beten bitter, awer god; dat sleit de Süür inne Mag dal, wenn't nödig is. Se schulln en paar Buddeln up't Slot henschicken, Kröger, ick glöv, dat is wat vör de Herrschaften un warrd se bekam. Na, denn man wedder los, Johann!"

Stine Berens stand vor der Hausthür, als die Räder über das Pflaster her sich anmeldeten, doch wie von einem Blitz auf den Mund geschlagen starrte sie drein, denn das Fuhrwerk rasselte anhaltlos vorbei, ohne daß der Herr Stizrath auch nur einen Blick auf sie hinrichtete und auch ohne daß Johann Troll in seinem Staatsrock nur den Kopf nach ihr drehte, und erst als der Wagen schon minutenlang wieder aus ihrem Gesicht weggeschwunden war, rang sich von ihrem Mund los: „De Person schall wedder vör em kaken —"

Damit traf Stine allerdings diesmal ins Schwarze, oder vielmehr Bertrade Wittkop hatte unter Beihülfe Grete Wilmersens, die vortreffliche Anlagen zu einer sorglichen Hausfrau an den Tag legte, bereits für den Herrn Justizrath mitgekocht, als sein Wagen auf Buchen-

horst vorfuhr. Und andrerseits hatte er gleichfalls mit seiner Annahme nicht fehlgegriffen, daß Gebert Norwegs Füße für den Tag eine andere Richtung ‚im Auge hätten‘, die vermuthlich mit der hierher zusammenfalle. Er trat zunächst nicht ins Haus, sondern in den Garten und wandte sich dem abgelegen stillen Rande desselben zu, wo zwischen dem Braun und Gelb der Busch- und Baumblätter etwas Rothleuchtendes hervorsah. Eine ganz von herbstlich aufgeglühtem wildem Weinlaub überworfene und verhängte kleine Laube war's, in der Gebert und Gerda Ratlow, eine getheilte große goldfarbige Birne verzehrend, beisammen saßen und ein wenig auseinanderrückten, wie unerwartet durch den dichten Vorhang der Kopf des Arztes hindurchtauchte. Der sagte, beide mit einem strahlenden Blick umschließend: „Entschuldigt den Hausfriedensbruch, ich dachte, es würde am rascheſten zum Ziel führen, Euch unter der Tarnkappe zu suchen, Ihr habt ja auch lange eine Vorliebe für sie gehabt. Eigentlich sollte das, dem Platz gemäß, ein Apfel sein, doch eine Birne der Erkenntniß thut's wohl ebenso. Ihr macht damit den Anfang gemeinsamen Haushalts, und der ist's, der Euch die unliebsame Störung von mir zuzieht. Ich habe mir nämlich die Sache doch anders als auf unsrer gestrigen Rückfahrt überlegt, mein Sohn, und halte dafür, Du thust klüger, Dich vor dem Beginn Deines medicinischen Studiums erst trauen zu lassen. Das bringt entschieden Vortheil für Dich mit sich, denn mit Studententischen ist es meist nicht sonderlich bestellt, und Du verschaffst Dir so den Gewinn, auf der Universität durch eigne Haushaltsführung bei Deiner Arbeit förderlich

unterstützt zu werden. Uebrigens ist Dein Vater ein sehr einsichtsfähiger Mann, Gerda, und völlig derselben Meinung; das kleine Mißverständniß zwischen Dir und ihm kommt nicht weiter in Rede. Ob Deine Mutter schon ganz mit ihm übereinstimmt, kann ich nicht sagen; sie hatte eben noch ein bischen Kopfschmerz, ist aber ja eine kluge Frau und wird unfehlbar rasch auch zu der gleichen Einsicht gelangen. Deine Eltern sind's, und die Beseitigung einer Meinungsverschiedenheit zwischen Eltern und Kindern ist etwas für beide Theile Ersprießliches; mich freut's, Euch die Kunde davon in Euer Tarnkappenparadies bringen zu können."

Das sagte Wichart Libertus stehenden Fußes überaus heitren Ton's, doch nahm danach noch einige Zeitlang zu einem Weitergespräch mit in der rothen Laube Platz. Nach der Einnahme des von Bertrade Wittkop und Grete Wilmersen bereiteten Mittagsmahls aber nöthigte ihn noch eine weitere Praxisfahrt zu baldigem Wiederaufbruch. Den Weg nach ihrem Ziel kannte, trotz bald dreißigjähriger Gegendkundigkeit selbst Johann Troll nicht recht genau, denn er führte auf keiner Landstraße, sondern vom Hof Buchenhorst eine geraume Strecke weit kreuz und quer durch schmale, eigentlich unbefahrbare, schüttelnd und rüttelnd stoßende Redder. Doch schließlich gab ein hoher, spitzer Kirchthurm einen Anhaltspunkt für die Richtung, der Wagen kam wieder auf eine breitere Straße heraus, über die freilich absonderlicher Weise ein breiter Bach quer weglief, so daß die Räder bis an die Naben ins Wasser tauchen mußten, während neben der Furt Fußgänger zum Hinüberkommen ihre Gliedmaßen

einem hohen, ziemlich verdächtigen Eindruck erregenden Holzsteg anvertrauen konnten. Offenbar aber nahm keine Behörde des Landes und der Zeit an dieser eigenthümlichen Wegüberwässerung irgendwelchen Anstoß, das Fuhrwerk platschte hindurch und hielt um ein paar Minuten später dem dunklen Thurm gegenüber vor dem unansehnlich-altersgebrechlichen Pfarrhause des Dorfes Blekendorf an. Hier stieg der Arzt ab, fragte eine im schmalen Gartenvorraum stehende Tochter des Hauses, ob der Herr Pastor drinnen sei, und ward mit bejahender Antwort von ihr über den ausgeschürften braunrothen Ziegelsteinboden der Hausdiele an die Thür der Studirstube des Dorfgeistlichen geführt. Auf das Anklopfen antwortete seine Stimme kräftig von innen: „Kumm in!“ und Wichart Libertus trat hinein.

Die beiden kannten sich natürlich nicht nur von Namen und Ansehen, sondern auch von hie und da im Verlauf langer Jahre zwischen ihnen stattgefundenen Begegnungen, doch war augenscheinlich der Sohn des ‚Wandsbecker Boten‘ von dem Anblick des Besuchers etwas verwundert-überrascht. Aufstehend sagte er: „Das ist ja was Unerwartetes, Herr Justizrath, einen weißfedrigen Aeskuplapsvogel in einem schwarzen Krähennest zu sehn. Bi min Kreien steiht allens in Gesundheit. Haben Sie sich vielleicht verflogen?“

Ein Mundspiel umzwinkerte dabei die Lippen des Fragstellers, doch der Arzt versetzte heiter: „Nein, ich bin ganz an der richtigen Futterstelle, Herr Pastor. Aber ganz so groß, dünkt mich, ist die Unähnlichkeit doch nicht,

wir haben beide graue Schopffedern. Außerdem, glaube ich, Menschen sind wir auch beide.

„Meent Se? Kann jo wul sin. Ich hab' nichts gehört, daß ich Sie nicht dazu rechnen sollt', Herr Justizrath. Wi könt nich all Papen sin, und auf den gesunden Leib kommt's auch an. So is jedeneen Doctor up sin Maneer, und wenn jeder bei dem, was er besorgt, den guten Willen hat, da verträgt's sich am Ende. Treu' und Redlichkeit, meinte mein Vater, wären die Hauptsache, damit käme man nicht von Gottes Wegen ab. Sie wollen doch wohl nicht Standesperson bleiben, Herr Justizrath? In den Ruf haben Sie sich nicht gebracht, daß Sie dafür angesehn zu sein verlangen, trotz Ihrem schönen Titel. Jeder steckt in der Haut, die er von der Natur gekriegt hat, und wenn was an ihm, ich meine in ihm ist, so bleibt er drin. Veel vun de Sort gifft dat frili nich, de meisten stakt mit Undög ünner ehr Fell herüm, as an Sack mit rotten Appels. Was macht mir das ungewohnte Vergnügen?"

Libertus hatte sich, der Aufforderung folgend, gesetzt; so verschieden und weit die beiden Männer auf einem andern Gebiet in ihrem Denken und Trachten auseinandergingen, bestand doch offenbar auf dem menschlichen zwischen ihnen etwas wie von einer nahen Verwandtschaft, die über den Gegensatz weg eine Brücke wechselseitiger Achtung und Schätzung schlug. Der Arzt erwiderte jetzt: „Erinnern Sie sich vielleicht an einen jungen Menschen, dem Sie vor Jahren einmal hier den Weg nach dem Bungsberg gezeigt haben?"

Ernst Claudius schüttelte kurz den Kopf. „Kann ick

mi nich grad up besinnen. Töv mal — weer dat su'n langen Laban?"

„Ja, das trifft wohl zu, das Gardemaß hat er und ist während der Kriegszeit anfänglich Flügelmann in seiner Jägercompagnie gewesen, jetzt aber als Hauptmann auf Urlaub, das heißt auf Abschied, denn einberufen wird er nicht wieder werden. Da muß er auf einen andern Lebensstand denken, ihm ist die Erinnerung an seine kurze Begegnung mit Ihnen lebendig im Gedächtniß geblieben und er hat den Wunsch, Sie möchten ihm und noch jemand zu dem Stand behülflich sein."

„Das müssen Sie mir ein bischen klarer einschenken, Herr Justizrath. Sünd dat Twee, de sick helpen wüllt, amo, amas, amamus to conjugeern? Dat latin'sche Tidwort geiht se all jümmer an lichsten in, to lehrn, uns' Herrgott gifft wul sülbn Uennerricht dato. Aber zu meiner Gemeinde können sie nicht gehören, sonst müßt' ich davon wissen. Die Sache würde mir etwas sonderbar vorkommen, wenn Sie's nicht wären, der damit zum Blekendorfer Pastor kommt, Herr Justizrath."

Wichart Libertus nickte. „Ja, etwas sonderbar ist die Sache allerdings, Herr Pastor, und noch ziemlich mehr, als sie Ihnen vorkommt. Doch daß wir uns an Sie wenden, liegt nur in dem Grund, daß sich das junge Paar lieber von Ihnen als von dem zuständigen Pastor in der Stadt trauen zu lassen wünscht. Es zieht das nun einmal vor; sonst danke ich Ihnen dafür, daß mein Vorbringen ihres Anliegens Sie über den geordneten Stand der Sache beruhigt. Es ist auf der Welt nicht grad' angebracht, jedermann von vornherein Vertrauen zu schenken,

aber wenn jemand mit einem Fürwort von Ihnen zu mir käme, würde er für das absonderlichste Vorbringen keiner weiteren Beglaubigung bei mir bedürfen."

„Jo, dat gifft Schitkeerls uppe Welt", antwortete Pastor Ernst Claudius, ohne weiter zu erörtern, wer ihm im Augenblick dabei in den Sinn komme und ihn zu dieser Beipflichtung veranlasse. Dann fügte er hinterdrein: „Da sich's also mit dem, was für den Pastor vorgeschrieben ist und was er braucht, in Ordnung verhält, will ick de Beiden geern tosamgewen. Ist weltlich Werk, sagt Martin Luther und kommt drauf an, daß sie Ja sagen. Wieder hett de Pap nix dabi to dohn, as in't Karkenbook intoschriewen, dat se vör Gott unne Welt tosamhört; an sin Segen is blot en Quark gelegen, wenn se sülbn em nich datodoht. Kann ich Ihnen nicht was vorsetzen, Herr Justizrath? Vielleicht im Freien, der October hat's ja diesmal an sich, daß sich's noch gut draußen sitzen läßt. Beter, as in de ol düstre Kabus."

In die Studirstube des Dorfpfarrers fiel allerdings nur wenig Licht, da dem Fenster dicht gegenüber eine hohe Scheune aufragte; der Arzt lehnte die einladende Aufforderung nicht ab, dem Pastor war keine weitere Frage vom Mund gekommen, doch ungesprochen lag's in der Empfindung, daß der Beredung im Zimmer noch etwas nachfolgen müsse. Wie die Beiden über den rothen Ziegelflur zur Außenthür gingen, gab Claudius einer Tochter des Hauses Auftrag: „Bring' mal eine Bouteille vom Rüdesheimer auf die Insel, Auguste, und ein paar Gläser." Dem Gast zugewandt, bemerkte er: „Es ist am besten, sich an Väterart zu halten, un min Tung hölt sick

ok an de vun min Vadder. Er meinte, am Rhein müßte der Wein wachsen; köfft heff ick em nich, awers se hebbt mi en Ohm davun herschickt, dat hebbt wi inne vörige Week aftrocken und könt wi jo mal tosam probeern. Dato lett uns' Herrgott em wassen; he weet, en goden Drüppen deiht mitünner den Minschen an Lif un Seel god, denn na unsen dummen Verscheel hett he nich allens uppe Eer so makt, as wi dat leewer muchen. Dat wuß de ol Noah all, nehm sick en paar Rebenstöck mit innen Kasten un sung, as he Wiin davon kreeg, an to singn."

Sie wanderten durch den rückseitig belegenen großen Pastoratsgarten einen langen ins ringsum anstoßende Feld auslaufenden Gang hinunter, an dessen Ende sich jedoch noch Busch- und Baumwuchs aufhob, den ein dunkelstiller Gewässerarm rund umgürtete und so eine kleine Insel herstellte. Zu einem Bankplatz auf ihr führte ein Brückchen aus weißbastigen Birkenzweigen hinüber; der heimliche Fleck erschien wie aus einer Idylle von Johann Heinrich Voß verkörpert. Auguste Claudius brachte die Flasche und Gläser, und die beiden grauhaarigen Männer saßen nebeneinander auf der Bank. Sie sangen nicht wie der alte Noah, sondern redeten nur, anfänglich geraume Zeitlang Wichart Libertus allein. Dann sprach der Blekendorfer Pastor einmal: „Jo, wi Kruptüg uppe Eer verstaht mennimal nich, up wat He da baben herut will; awers he hölt sick ok ünnern Tarnkapp todeckt, un to'n Enn makt He dat god. Denn wüllt wi de beiden Jungen mal mit den Rüdesheimer lewen laten."

Ihre Gläser klangen aneinander, auf anderes ging ihr Wechselgespräch andauernd weiter, bis es seinen Ab-

schluß abermals durch eine Aeußerung des Pastors Ernst Claudius fand: „Jo tovörst is dat mit uns' Land nu to Enn, un wi kriegt de Schitkrötens herin. Awers He da baben warrd dat toletz ok noch god maken, wenn wi't nich erlewt, uns' Kinner. Laten Se uns up de Toversich ok noch mal anstöten, lewe Fründ!"

Mehr als eine Stunde war vergangen, als die Beiden von der kleinen Insel zurückkamen und der Geistliche seinen Besucher an den Wagen brachte. Hier reichten sie sich die Hände, und der Pastor Ernst Claudius sagte als letztes: „Wenn ick nasten to Stadt kam, lat ick mi in Ehr Doctorstuv ok wat vör den Snawel vörsetten, de Rüdesheimer schall Se nich schenkt sin." Zwei durch himmelweiten Abstand ihrer Anschauungen und Ueberzeugungen in Bezug auf ewige Dinge Getrennte verabschiedeten sich voneinander, ein starr orthodox-gläubiger Pfarrer und ein auf unbeschränkter Freiheit seines Denkens festruhender Arzt; aber im Kopf und Herzen in betreff der irdischen Dinge menschlich übereinkommend, waren es zwei gleich treffliche Männer, zu den Besten ihrer Zeit gehörig. Mit den Claudius'schen Kindern sah vom Vorgartenraum aus der Ueberlieferer dieses Berichtes der befreundenden Zusammenkunft der Beiden als halbwüchsiger Junge den Herrn Justizrath vom alten Blekendorfer Pfarrhause abfahren.

* * *

In der kleinen Blekendorfer Kirche unter dem dunkelhohen Thurm sind Gebhard Norweg und Gerda Ratlow an dem Tage getraut worden, der die Nachricht brachte,

daß Oesterreich und Preußen die Auflösung des schleswig-holsteinischen Heeres beschlossen und übereingekommen seien, gemeinsam die Herzogthümer mit Truppen zu besetzen, um sie wieder in die Gewalt des Königs von Dänemark auszuliefern; ein Novembertag war's mit düstrem Wolkengetriebe, dem Lande den Anbruch langen, fast anderthalb Jahrzehnte andauernden Winters verkündend. Preußen hatte nicht gewollt, doch der Uebermacht der vereinten Großmächte Europas weichend, gemußt; ein Dichter jener Zeit gab später seiner Erinnerung an den Anblick der Soldaten des Hauses Habsburg in den Versen Ausdruck:

‚Noch sehn wir ziehn die weißen Heere,
Die einst — o dreimal heißer Fluch —
Breit über Deutschlands Glück und Ehre
Sich wälzten wie ein Leichentuch.‘

Als Gebert am Morgen des Trauungstages, von Wichart Libertus begleitet, in Buchenhorst eingetroffen, vermißte er kurz vor der gemeinsamen Abfahrt nach Blekendorf Grete Wilmersen und wollte nach ihr suchen. Doch seine Braut hielt ihn ab: „Ich hab's vergessen, Dir zu sagen, sie läßt Dich von Herzen grüßen, aber hat gestern plötzlich nach Rendsburg zurück müssen, weil ihre Mutter krank geworden. Vielleicht ist's auch besser so und hätte ihr nicht gut gethan, mit in die Kirche zu fahren — darin ist es wahrscheinlich ziemlich kalt, und sie muß ihre Brust ein bischen in Acht nehmen.“ Der junge Bräutigam erwiderte unliebsam überrascht: „Das trifft sich übel und thut mir sehr leid — lille Grete — sie hätte sich so gefreut, bei unsrer Trauung anwesend sein zu können.“ Und auch Gerda Ratlow nahm sichtbar inner-

lichen Antheil an dem Mißgeschick, das die kleine Grete betroffen, denn es schimmerte kurz ein wenig feucht neben dem Blau ihrer Augen auf.

Christoff und Bertrade Wittkop dagegen waren als Zeugen in der Blekendorfer Kirche zugegen, verabschiedeten sich jedoch dort von dem verbundenen jungen Paar, als dies mit dem Arzt nach Hohenkamp zum Hochzeitsmahl davonfuhr, das die Betheiligung von Gästen bürgerlicher Abkunft nicht geeignet erscheinen ließ; nur der Herr Justizrath machte in seiner angesehenen Stellung, wie als alter Hausarzt und Freund der Schloßfamilie eine Ausnahme davon. Der Freiherr und die Freifrau von Ratlow hatten zur Feier der Vermählung ihrer Tochter mit dem Vetter derselben den höchsten Glanz des Hauses entfaltet und alle hochadligen Grundbesitzer der Umgegend geladen, die sich auch sämmtlich mit ihren Gemahlinnen und Töchtern eingefunden. Von einem vorgefallenen kleinen Zerwürfniß zwischen den Eltern und ihrer Tochter besaßen sie augenscheinlich keinerlei Ahnung, und nichts im Verhalten der ersteren gab auch den geringsten Anlaß, auf eine derartige Vermuthung zu gerathen. Ausnahmlos beflissen die vornehmen Gäste sich der schicklichsten Höflichkeit gegen den aus rechtmäßiger Ehe entstammten, halbadliges Blut in sich tragenden jungen Hauptmann Gebhard Norweg, den zukünftigen Besitzer von Hohenkamp; die Dienerschaft redete ihn ‚Herr Baron‘ an. Der kurze Novembertag mahnte die Neuvermählten zu baldigem Aufbruch vom Hochzeitsmahl; zusammen mit dem Arzt brachte der Wagen sie zur Stadt zurück und führte sie, von einer Mondnacht

Digitized by Google

begünstigt, weiter nach Kiel, von wo der angehende Student der Medicin Gebert Norweg mit seiner jungen Frau die Eisenbahn benutzen wollte, um sich auf eine Universität jenseits der Elbe zu begeben. Vor dem Hause mit den beiden jetzt völlig kahlen Lindenbäumen nahm ihr Begleiter von ihnen Abschied, stieg danach rasch zu seiner Studirstube hinan und sah im sinkenden Tagesschein dem Wagen nach, bis er am Ende der Langen Twiete verschwand. Dann schloß der Justizrath Wichart Libertus seinen Schreibtisch auf, nahm aus einem Gefach das kleine Lederbesteck mit dem halbzerschmetterten Bildniß Elfrede Ratlows hervor und setzte sich in seinen Sessel nieder.

Ende.



Petzschke & Gretschel. Dresden

7071 4391



Digitized by Google

Digitized by Google